F.O. germ 1384 v.z - 1

Sintonis

<36602400620012

<36602400620012

Bayer. Staatsbibliothek

Das ist brav.

Theodor Th. I. S. 45.

E. Henne delet fc.

Sinteris: Th. Maraen. Tbl. I.

Theodor's

Glücklicher Morgen

vom Verfasser

des —

Hallo's Glücklicher Abend.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig

1794

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Erwarte in diesem Buche keine künstliche Verwickelungen, lieber Leser! Der Verfasser ist ein ganz unverwickelter, gerader Mann. Er sah um sich her viel Unheil, wie du, und fand die erste Quelle davon so richtig, wie du. Während, daß die Ideenassociation dabei mit ihm ihr Wesen trieb, begleitete er in Gedanken ein Fürstenknäblein — oder wenn du lieber willst, den Erbprinz Theodor — von der Wiege an bis zum Fürstenstuhl; und

das,

das, was seiner Meinung nach unterwegs an selbigem gethan und mit selbigem gesprochen werden müßte, steht in diesem Buche geschrieben. Nebenbei findest du auch noch manches erklekliches Raisonnement. Ueberall aber ist viel brennbare Materie darin; weshalb du wohl thun wirst, es nicht zu nahe am Kamin zu lesen. Mit den übrigen Elementen verträgt es sich.

Erster Theil.

Adolf — einer der edelsten Fürsten, welche sein Jahrhundert aufzuweisen hatte, schuf sein Land, das er als Wildnis vorgefunden, zum Paradiese um. Da er in Schlachten nicht geglänzt hatte, gab ihm die Geschichte zwar nicht die Beinahmen des Tapfern, des Kühnen, des Unerschrokenen; aber dafür reichte ihm sein Volk den Zunahmen des Guten, des Menschlichen, und liebte und segnete ihn. Ehrensäulen von Marmor und Erz ragten für ihn weder auf seinen Marktplätzen noch auf seinen Landstrassen, — denn er wollte sie nicht, weil der Flor seines Landes, das Werk seiner Hände, ihm Ehrenmahls genug war; aber er wußte, daß, wo einer seiner Unterthanen knieete und betete, auch seiner gegen den Weltschöpfer im Segen gedacht werde. Ein einziger Kummer war es, der ihm eine Reihe von Jahren hindurch oft den Genus seiner Freuden verbitterte. Ul-

rike, seine trefliche Gattin, lebte lange mit ihm, ohne die Wünsche des Landes zu erfüllen.

Da gieng Adolf oft einsam unter den Bercaus und Lauben seiner Lustgärten umher und beseufzte die Zukünfte seines Volks. Alle seine wohlthätigen Veranstaltungen sah er nur bis an seinen Tod hindauern; weil er keinen Nachfolger hinterliesse, dem er seinen Geist einhauchen könnte. Vielmehr stand dem Lande alsdann die zersplitterndste Theilung bevor. So lies er lieber manche Last auf den Schultern seiner Unterthanen liegen, die er ihnen gern abgenommen hätte; damit sie einst über seinen Tod, wenn ihnen selbige alsdann verdoppelt vielleicht wiederaufgelegt würde, nicht in Verzweiflung geräthen möchten.

Endlich ward sein und seines Volks sehnlichstes Verlangen erfüllt. Ulrike freute sich, Mutter zu werden und ward es auf eine für das Land erwünschteste Weise. Adolf war eben auf einem seiner Bergschlösser, labete sich an den herrlichen Aussichten, die er hatte, und verband damit die süssen Ahndungen des nun vielleicht bald bevestigten Heils seines Volks in späten Zukünften; als ihm ein Kourier die Nachricht brachte, daß ihm ein Prinz gebohren sei.

„O du, rief er knieend aus, der du die Schikksale der Völker regierst und leitest, du hast die

Wünsche vieler Tausende erhört, an deren Spize ich durch deine Gnade stehe und wünschte, wie sie. Gott — meiner Väter Gott! wie segne ich diesen Tag, der mich so unaussprechlich im Gutesthun stärkt, da ich nun sehe, daß ich lange fortdaurendes Gutes thun kann! Siehe, ich will den Sohn, den du mir gabst, erziehen zum guten Menschen. Er soll, wenn du mich von der Erde nimmst, nicht schlafen auf dem Fürstenstuhl; auch soll er nicht seyn Tiann und Blutigel, sondern Vater seines Volks. Gieb ihm einst Weisheit und Tugend, und stärke mich, daß keins meiner Beispiele ihn verderbe!"

Adolf eilte, daß er zu Ulriken käme. Ulrike breitete, als sie ihn sah, ihre Arme nach ihm aus. Der kleine Theodor lag neben ihr. Adolf küßte ihn und sie. Er werde, wie sein Vater — rief Ulrike. Er werde — erwiederte Adolf unter Freudenthränen — noch weit besser, als ich!

Ulriken trieb ihr eigenes Herz an, unnatürlichhandelnden Müttern in den höhern Ständen ihres Landes, und vorzüglich in der Residenz, eins der edelsten Beispiele zu geben. Sie ward ganz Mutter und reichte ihrem Kinde die erste Nahrung aus sich selbst. Adolf lernte jez seine Gattin erst vollkommen schäzen, und freute sich nicht wenig, als er eine Unterredung von

weitem zuhörte, welche sie darüber mit einer ihrer Kammerfrauen hielt.

„Ihro Hoheit werden die traurigsten Erfahrungen davon machen, sprach diese endlich, als die herbeigebrachte Amme unverrichteter Sachen wieder fortgehen mußte — was für widrige Einflüsse Ihr Vorhaben auf Ihre Schönheit haben wird. Es ist dis überall nur Pflicht für die Weiber in den niedrigsten Ständen; und Fürstinnen sollten vor allen den Vorzug haben, solcher unendlichen Unbequemlichkeiten überhoben zu seyn.“

Thörin! Thörin! erwiederte Ulrike ernsthaft, die Natur hat uns Weibern Pflichten aufgelegt, die wir, wenn uns nicht Unvermögen davon abhält, erfüllen müssen, wir mögen Hirtinnen oder Hoheiten seyn. Schön bin ich nur alsdann, wenn ich als Mutter ganz Mutter bin. Mein Sohn soll mich einst in ganzem Verstande und mit vollem Recht Mutter nennen. Ich will die Freuden, welche mir die Natur gönnet, nicht undankbar an ein fremdes Weib verschenken, das sie nicht zu schätzen weis. —

So trank Theodor die Milch seiner Mutter; so schlief Theodor am Busen seiner Mutter ein; so war das erste halbe Jahr kaum verflossen, als Theodor schon seine Mutter dankend dafür anlächelte.

„Ist

„Ist dis nichts? sprach Ulrike einmals, da dis geschah, in Gegenwart aller ihrer Hofdamen, sehet einmal her! Wen gilt dieser liebevolle Blick, dis holdselige Lächeln? Ists nicht mich? Wessen Bild drükt sich hierdurch dem Knaben zum ersten, zum sanftesten, zum stärksten, zum geliebtesten ein? Ists nicht das meintge? Bald wird er sich an mich schmiegen, bald, wenn ich ihn nicht habe, sich an mich her neigen, und, wenn ich ihn dann nehme, seine Arme um mich breiten, mir schmeicheln und mich küssen — Und dis, dis alles sollte einem fremden Weibe widerfahren? Und ich sollte dabei stehen, und Zeugin davon seyn, wenn es ihr widerführe, und zu mir sagen — sieh, die hat es lieber, als dich! Nein, nein, der rechtmässigern Ansprüche auf solche Vorzüge und Freuden begiebt sich Ulrike nicht. Mich soll er kennen an allem, mich soll er lieben vor allen. Wer ersetzte mir diesen Verlust? All' eure grosse Welt und all das Geräusche der Höfe — all' eure Bälle und Maskeraden ersetzen mir ihn nicht.„

Seit der Zeit fiengen die Ministerfrauen und die Frauen der Hof- und Staatsmänner wieder an, die ersten Pflichten der Mütter zu erfüllen; — weil Ulrike sie erfüllte. Und sobald es hies, daß dis am Hofe jetzt die neuste Mode sei, folgten auch alle adeliche Damen, alle reiche

Kaufmannsfrauen und überhaupt all die Frauen hierinn nach, welche sich sorgfältig nach den neuen Moden am Hofe zu richten pflegen. Man ernährte nun seine neugebornen Kinder aus eben dem Grunde wieder selbst, aus welchem man gewisse Frisuren, Hauben, Ermeln und Reifröcke trug.

Jezt habe ich nur die ersten Pflichten gegen dich erfüllt, redete einst Ulrike den kosenden Knaben unter tausend Küssen an; aber ich will noch mehr für dich thun. Und so blieb Theodor auch in den ersten Jahren seines Lebens ganz unter der Erziehung seiner Mutter. Adolf sorgte dafür, daß keine alberne Weiber um ihn wären. Aus Ulrikens Händen gieng er in die Hände der ersten Kammerfrau, welche eine sehr aufgeklärte und vernünftige Dame war. Aus den Händen der Kammerfrau ging er in die Hände einer Wärterin, die zwar nur von mittlerm Stande, aber von allen Vorurtheilen der Kinderstuben frei war. Und hatte er diese Tour so herunter gemacht, so machte er sie eben so hinauf wieder zurük. Die Wärterin durfte nichts, als das Nothwendige, sprechen; die Kammerfrau sprach mehr, Ulrike das meiste. Stehen und gehen mochten ihn seine Verpflegerinnen lehren, wie sie wollten, und wie es ihnen am bequemsten war; dagegen hatte Adolf nichts.

Aber

Aber für reden = thun = genieſſen = und leiden= lehren waren Vorſchriften gemacht, die er mit Ulriken gemeinſchaftlich verabredet hatte, und die unverbrüchlich befolgt werden ſollten. Die Summe dieſer Vorſchriften war, den Knaben nichts Böſes ſehen und hören zu laſſen, ihn an Leib und Seele geſund zu erhalten, vor erheblichem Schaden ihn zu bewahren, auf ſeine kleinen Unfälle aber nicht zu achten, ihn viel an die freie Luft zu bringen und noch mehr ſich bewegen zu laſſen, ihn reines Deutſch und richtige Ausſprache zu lehren, jedem Aberglauben und Vorurtheil den Zugang zu ihm zu verſperren, ihn zwar als die einzige Hofnung des Landes zu ſchätzen, aber keine Komplimenten mit ihm zu machen, noch weniger ihm von ſeiner vornehmen Geburt und Beſtimmung etwas vorzuſchwazen, ſondern ihn ſchlechtweg Theodor zu rufen. Eine von beiden war allemahl gewis bei ihm, entweder Ulrike oder die Kammerfrau; welche auch bald jeden, der ſonſt etwa noch ſie umwankte, darüber unterrichteten, wie er ſich in Gegenwart des Prinzen zu benehmen habe. Allerdings gehörte eine Mutter dazu, wie Ulrike war, um eine ſolche erſte Erziehung auch nur zur Hälfte möglich zu machen. Adolf

schäzte sie deswegen auch unaussprechlich. Er sah, daß er den grössern Theil seiner Endzwecke für Theodorn erreiche, war zufrieden damit, hofte das noch fehlendgebliebene bald zu ergänzen und — eilte deshalb, ihn in männliche Hände zu bringen.

So still und geräuschlos auch diese ungewöhnlichere Erziehungsart des Prinzen in seinen ersten sechs Jahren betrieben ward: so kam sie doch zur Wissenschaft des Hofes und der Welt. Der natürliche Erfolg hiervon war, daß es keinen Minister und keinen Kammerjunker gab, der sich nun nicht in das pädagogische Fach geworfen und auch über einen Plan zur Erziehung des Prinzen gebrütet hätte. Je nachdem die Herren alt oder jung waren, deutsch oder französisch dachten, das Wohl des Vaterlandes oder ihr eigenes Privatinteresse nur dabei zum Augenmerk hatten, fielen auch ihre Plane aus, und jeder suchte den seinigen an den rechten Mann, den Fürsten, zu bringen. Eine geraume Zeit über waren alle Romanen, Gedichtsammlungen, witzige Schriften und Reisebeschreibungen gleichsam verbannet. Jedermann, der lesen konnte, las nichts als Erziehungsschriften, und trug seine Excerpten daraus als eigenverfertigte Waare nach Hofe zu Markt. Bei jeder Konferenz, bei jeder Kour, bei

bei jedem Diener und Souper leitete sich das Gespräch bald auf Betrachtungen über die beste Art, die Fürstensöhne zu erzieben. Fürst Adolf gab nicht selten selbst den Ton dazu an; da denn ihrer zehen alsbald ihre Stimmen zu erheben bereit waren, über deren Widersprüche er oft lächeln muste. Für den wahren Pädagogen war es eine der lustigsten Unterhaltungen, den Disputirübungen besonders, welche bei der Tafel, wenn die Lebensgeister der Hofkavaliere in eine etwas mehr als gewöhnliche Bewegung gerathen waren, über diesen Gegenstand angestellt wurden, beizuwohnen. Jeder begleitete den Fürstensohn, welchen seine Fantasie erzog, von der Wiege an bis zum Fürstenstuhl, und sezte ihn dann als den liebens = Preis = Ehr= und anbetenswürdigsten, den jemals die Erde getragen hätte, auf selbigem nieder. Nicht weniger suchte auch jeder, der schon einige Einflüsse am Hofe hatte, und mit der Zeit deren noch mehr zu haben wünschte, einen seiner Söhne oder Verwandten, oder sonst eine seiner Kreaturen zum Lehrer, Hofmeister und Oberhofmeister oder auch nur zum Gesellschafter des Prinzen anzubringen.

Adolf war ein weiser Mann. Er hatte selbst über die Erziehung seines Sohns auf das tiefste nachgedacht, und nicht sowohl aus Büchern, als vielmehr aus den Erfahrungen sei=

seines eigenen Fürstenlebens die richtigsten Grundsäze für selbige geschöpft. Als er nun lange genug leutseelig und gutmüthig dem Geschwäz seines Hofes über diesen grossen Gegenstand zugehört hatte, versammelte er seine gesammte vornehmere Dienerschaft und redete sie also an:

„Ich weis die Wohlthat zu schäzen, Messieurs, welche mir das Herkommen dieses Landes gibt, daß mein Sohn darum, weil er mein Sohn ist, nach meinem Tode mein Nachfolger in der Regierung wird; aber ich will sie auch zu verdienen suchen. Frei gesteh' ich es Ihnen, daß meiner Einsicht nach den Völkern bei Einführung der Gewohnheit, die Thronen und Stüle ihrer Fürsten erblich zu machen, nicht genug vorgesehen worden ist. Ich bin selbst Fürst und kann also, wenn ich dies sage, nicht in den Verdacht kommen, als tastete ich die nun festgegründeten Gerechtsame der Fürstenhäuser an. Ich weis, wie lieb es mir ist, daß mein Sohn nach mir regieren werde, und würde eher auf jeden andern Lohn Verzicht thun, als auf diesen; ich weis aber auch, daß es Zeiten gab, wo diese Gerechtsame noch nicht waren, und spreche also jezt als Philosoph und Weltbürger über die Sache, um mich dadurch selbst für meine nunmehrige höchste Pflicht, für die

edelste Bildung meines Sohnes, recht warm zu machen. Vorher hatten es die Völker in ihrer Macht, nur die Weisesten, die Tapfersten, die Besten aus ihrer Mitte auf ihren Fürstenstühlen zu sehen; jezt aber müssen sie mit jedem vorlieb nehmen, wie er nun so ist, sobald ihm seine Geburt das Recht giebt, Plaz darauf zu fassen. Ich denke, dieser einzige Saz sage schon erstaunlich viel. Was in aller Welt würde man sprechen, wenn jemand die Demonstration davon führte, daß es sich immer so treffen müsse, daß der Edelste und Beste unter der ganzen folgenden Generation eines Volks allemahl von dem jeztregierenden Herrn gezeugt werde? Wäre diß nicht eben so, als wenn jemand demonstriren wollte, daß der Sohn des geschiktesten Uhrmachers, Mahlers oder Bildhauers nach dem Tode seines Vaters allemahl wieder der beste Bildhauer, Mahler oder Uhrmacher seyn müßte? Und wie, wenn es nun Ursachen gäbe, welche es zuweilen sogar unmöglich machten, daß der Sohn eines Fürsten wieder Fürst zu werden verdiente? Wie, wenn es Erbprinzen gäbe, die, so zu sagen, nichts weiter wären, als — die lezten Kraftüberreste ausgemergelter Väter? Wie wenig Geist, Mannheit und Thätigkeit könnte sich eine Nation von diesen versprechen! Und wenn diß auch nicht der Fall wä-

re, wie viel gehöret dazu, Menschen begreiflich zu machen, daß sie das erst noch werden oder auch nur zu verdienen zu seyn suchen müssen, was sie durch die Geburt schon sind! Hier sind zwei Gedanken, deren einer, wie der andere, in der Seele eines Erbprinzen der herrschende werden kann — — — so, wie dein Vater die Augen schließt, bist du Fürst, du magst übrigens seyn, wie du willst — oder — du mußt nun so weise und so gut zu werden suchen, daß dein Vaterland, wenn dein Vater mit Tode abgeht, dich zu seinem Fürsten wünschen würde, wenn du auch durch die Geburt kein Recht zur Nachfolge hättest ... Gesetzt nun, daß alle Erbprinzen gutherzig den lezten Gedanken aus sich selbst schöpften und ihm Gehör gäben; unterdrückt man nicht oft selbigen in ihnen wohl gar auf alle mögliche Weise? Gibt man ihnen nicht oft die allerunzweckmässigste Erziehung? Ich weis, wie ich erzogen worden bin — als ein künftiger Fürst warlich nicht — und darum kann ich hiervon sprechen. Verweichlicht man sie nicht oft am meisten, sie, die einst die thätigsten und ausdaurendsten seyn sollen? Hält man sie nicht oft von aller Aufklärung zurück, um einst während ihrer künftigen Regierung desto besser in trübem Wasser fischen zu können? Studirt man nicht oft ihre

Lieblingsleidenschaften, und ernährt dieselben recht vorsätzlich, um dadurch ihre Gunst sich zu versichern? Flösset man ihnen nicht oft den Regentendünkel schon in zarter Jugend ein, und macht sie dadurch träge, sich andere Vorzüge mehr zu erwerben, als die, die ihnen ihr Stand schon giebt? Umgeben sie nicht oft von Kindesgebeinen an Schmeichler aller Art, die ihre gröbsten Fehler belächeln und ihre fadesten Einfälle für Witz und Gedankenschönheit erklären? Gewöhnet man sie nicht oft, wenn sie kaum lallen können, schon zu befehlen? Nennet man nicht oft den drei- und zweijährigen Fürstenknaben schon Ihro Durchlaucht, Ihro Hoheit, gnädigster Herr? Was für Eindrücke mus dis auf einen Knaben machen, wenn man ihn schon gnädiger Herr nennt! Wäre es Wunder, wenn dadurch sein gesamtes Gehirn verwässerte, seine ganze Seele verschroben würde, und er, wenn er einst zur Regierung käme, als der allerungnädigste Herr erschiene? Hätte man es doch nicht besser haben wollen! Armes, geplagtes Volk, nun könntest du die Strafen der Sünden derer tragen, welche deinen Fürsten in seiner Jugend umgaben und verderbten! — — Aber, wie gesagt, mein Volk soll in der kommenden Generation nichts dadurch verliehren, daß es meinen Vorfahren die Gerechtsame zugestanden hat, die Herrschaft

über selbiges ihren Nachkommen zum Erbe zu hinterlassen. Mein Sohn Theodor soll nicht nur nach mir Fürst seyn, wenn Gott, der Herr aller Herren, vor dem ich mich in Demuth beuge, ihm das Leben fristet; sondern er soll auch nach mir regieren, selbst regieren, weise und wohlthätig regieren. Ich weis, wie viel hierzu gehöre. Ich schäme mich, so oft ich hieran denke, vieler meines Standes, wenn ich die Geschichte durchblättere. Doch, was ists? Die Schuld lag grösstentheils gewis nicht an ihnen selbst, sondern an denjenigen, die für ihre Erziehung zu sorgen hatten. Wird doch der Bauer kein guter Bauer, wenn er nicht gehörig dazu erzogen wird; wie kann ein Fürst ein wahrer Fürst werden, wenn er nicht dazu gebildet wird? Es giebt ja überall keine angebohrne Ideen; am wenigsten giebt es angebohrne Fürstenideen. Theodor — du Freude meines Lebens — du sollst einst werden weder Schlafmütze, noch Trunkenbold, noch Zügellos, noch Starrkopf, noch Krömmling, noch Gotteslängner, noch Weichling, noch Tirann. Werden sollst du Vater deines Volks. Und damit du dis werdest, sollst du von nun an unter meinen eigenen Augen erzogen werden. Ich will sagen, was du sehen und hören, womit du dich beschäftigen, zerstreuen und vergnü-

gen,

gen, was du lernen und thun sollst. — Messieurs, ich habe eine geraume Zeit hindurch ihren Unterredungen, Uhrteilen und Rathgebungen über die Erziehung der Fürstensöhne zu Fürsten zugehört; weil ich über diesen wichtigen Gegenstand wohl eine ganze Welt hätte mögen sprechen hören. Das Gute habe ich benuzt; das Schlechte gebe ich an die Behörden zurük. Von nun an hören alle Gespräche darüber auf. Ich habe meinen eigenen Plan gemacht, nach welchem Theodor Punkt für Punkt erzogen werden soll. Er bestehet kürzlich darin — daß Theodor einer der gesundesten, stärksten, thätigsten, männlichsten, weisesten, edelsten und liebevollsten Menschen werden solle, die diese Nation aufzuweisen hat. Hierdurch einzig und allein hoffe ich mein Volk dafür zu entschädigen, daß ich auf gut Glük im Besiz der Gerechtsame bin, schon jezt auf meinen sechsjährigen Knaben hinzuweisen, und zu sprechen — sehet da, das ist euer künftiger Fürst! Diesen Plan sagen Sie allen meinen Unterthanen. Versichern sie sich selbst von der Unbeweglichkeit desselben auf das festeste. Aber — die Ausführung des Plans überlassen Sie ganz mir!"

Die sämmtlichen Kavaliere und Räthe sahen einander nach der Reihe herum an, als Adolf so

geredet hatte, und wußten nicht, ob jemand, und wer, und was er antworten sollte. Sie hatten ganz andere Kontenta seiner Rede erwartet. Einige hatten an diesem Tage ein grosses Avancement unter der Dienerschaft gehoft; andere hatten im mindesten nicht daran gezweifelt, daß sie jezt feierlich für die Aufseher und Oberaufseher, für die Hofmeister und Oberhofmeister, für die Edukationsdirektoren und Oberedukationsdirektoren des Prinzen erklärt werden würden. Jeder von allen hatte sich geschmeichelt, daß seine Erziehungsprincipien von dem Fürsten mit Beifall gekrönt und nun bei Theodors Bildung zum Grunde gelegt werden würden. Von allem diesen aber — geschah nichts. Adolf kündigte einen eigenen Plan an; — es war von keinem Oberaufseher, Oberhofmeister und Oberedukationsdirektor die Rede; — jeder von den anwesenden Dienern blieb, was er gewesen war, ehe er heute nach Hofe ging. Eine allgemeine Stille voll Verlegenheit und Engbrüstigkeit herrschte im ganzen Koursaal. Endlich trat der Hofrath Rothe, ein junger, aufgeklärter, wakkerer Mann, der während der Rede seines Herrn oft mit dem Kopf genikt hatte, um einige Schritte hervor und sprach:

„Jeder Vater hat das Recht, sein Kind zu erziehen, wie er es am besten findet; wie viel-

vielmehr, o Fürst, haben Sie es! Ach daß alle Grossen der Welt Ihrem Beispiele folgten und so viel Antheil an der Bildung ihrer Söhne nähmen, welche nach ihnen die Völker beherrschen sollen! Und was müssen wir nicht von der Bildung eines Prinzen erwarten, wozu ein Vater den Plan machte, für den der Anblick seines ganzen Landes Zeuge ist, daß er die Wissenschaft verstehe und ausübe, seine Unterthanen glücklich zu machen! Ihro Durchlaucht haben in Ihrer Anrede an uns Wahrheiten gesagt, welche bis jetzt Fürsten nur laut sagen, wir übrigen aber nur denken durften. Wie muß das Herz rechtschaffener Diener einem Herren entgegenschlagen, der mit solcher Unpartheilichkeit über Angelegenheiten seines eigenen Standes spricht? Beharren Sie gnädigster Herr, auf dem Wege, welchen Sie zur Erziehung Ihres Prinzen eingegangen sind. Er ist der richtige, und die Gottheit wird Sie auf selbigem segnen. Jahre und Kräfte, das grosse Werk zu vollenden, wollen wir Ihnen vom Himmel erflehen. O welche Wonne, welche Seligkeiten stehen nun auch der späten Zukunft meines Vaterlandes bevor! Wie wird die Nachwelt in seinem Schooße sich unter Theodor eben so gesegnet preisen, wie ihre Väter einst sich unter Adolf priesen!"

Der Fürst reichte Rothen die Hand und gab der ganzen Versammlung ein Zeichen, daß sie nun

wieder aus einander gehen könnte. Rothe mußte da bleiben. Als die übrigen sich entfernt hatten, diktirte ihm Adolf selbst folgendes Rescript, welches sogleich an alle Kollegien des Landes ergieng, und noch an demselbigen Tage allen höhern und niedern Dienern und Bedienten des Hofes, von dem Regierungspräsidenten an bis zum jüngsten Küchenjungen, der gestern erst die Schürze bekommen hatte, publicirt ward:

„Ich befehle hiermit allen und jeden, die sich zu meiner Dienerschaft und zu meinem Hofe rechnen, auf das ernstlichste, daß sich niemand unterstehe, meinen Sohn Theodor, der heute in sein siebentes Jahr getreten ist, Ihro Durchlaucht oder gnädigster Herr zu nennen. Es ist noch kein gnädiger Herr, sondern blos ein gutherziger, unverdorbener Knabe. Auch ist er noch keine Durchlaucht; sondern nur der Sohn einer Durchlaucht; So einen Knaben nennt der Deutsche — Prinz; und so soll man meinen Theodor auch nennen. Auch ist es mein ernstlichster Wille, daß sichs niemand einfallen lassen solle, ihm vorzuschwatzen, — daß er einmal ein grosser, vornehmer Herr werden, über Land und Leute zu befehlen haben und thun können werde, wie er wolle, und was dergleichen mehr ist, als wodurch solchen Knaben nur zu früh ein Na-

gel

gel in den Kopf gesetzt wird, daß sie wohl wunder denken, was sie schon sind. Wenn es Zeit seyn wird, ihm dergleichen zu sagen, will ich es ihm wohl selbst sagen; und zwar auf so eine Art, daß ihm kein Nagel darüber in den Kopf fahren soll. Wer diese meine Befehle übertritt, der verliehrt auf der Stelle seinen Dienst, oder, wenn er dergleichen nicht hat, doch sofort allen Zutritt am Hofe. Wornach sich zu achten!

Adolf."

Der Inhalt dieses Reskripts ward auch mit veränderten Worten noch an demselbigen Tage der ganzen Nation bei Trommelschlag bekannt gemacht.

Unter den ersten Räthen des Fürsten befand sich der Geheimerath Zensdorf; ein Greis, dessen Existenz am Hofe sich noch in der vorvorigen Regierung verlohr, und der dem fürstlichen Hause viel wichtige Dienste geleistet hatte. Besonders hatte er viele Streitigkeiten mit den Nachbaren abgethan und verschiedene beträchtliche Ansprüche seiner Fürsten geltend gemacht. Den grösten Theil seines Lebens hatte er in den Archiven zugebracht, und man konnte ihn noch in seinen hohen Jahren als ein lebendiges Archiv des Hauses betrachten. Adolf konnte bei ihm

nachfragen über Angelegenheiten des Hofes und des Landes, wie er wollte, und es mogte eine Gerechtsame des erstern oder ein Statut des letztern betreffen, so wußte ihm Zensdorf auf der Stelle darüber Bescheid zu geben. Der alte Mann hatte eine so ausgebreitete, eisenfeste Memorie, daß er mehrentheils Jahr und Tag, wenn etwas auseinandergesetzt, berichtigt oder verordnet worden war, pünktlich angeben und sogar die Pagina im Buch, worauf er sich berief, aus dem Kopf hernennen konnte. Adolf schätzte ihn deshalb hoch, und Zensdorf war einer von denen, welche zu allen Zeiten unangemeldet bey ihm Vortritt haben konnten. Der brauchbare Greis hatte aber eine gewisse unangenehme Seite, welche man bey Männern seiner Art sehr häufig anzutreffen pflegt; nehmlich — er war der unbiegsamste Vertheidiger und Eiferer für jedes alte Herkommen, es mogte gehören, zu welcher Klasse es wollte. Vermuthlich hatte seine Seele diese Stimmung dadurch erhalten, daß er sich fast immer damit hatte beschäftigen müssen, alte Gerechtsame seiner Fürsten aus den Urkunden der Vorwelt aufzusuchen, darzuthun und geltend zu machen. Adolf übersah diese an ihm oft äußerst lästige Seite der übrigen nützlichen wegen, die er an ihm fand, klopfte ihm bei Gelegenheiten, wenn er sie zu eifrig zeigte, die Schultern, und pflegte

wohl

wohl dazu zu sagen ——— lassen Sie es gut seyn, lieber Greis; es betrift ja keinen von den alten Ansprüchen meines Hauses...

Zensdorf war bey der Versammlung des Hofes und bey der Rede des Fürsten nicht gegenwärtig gewesen, sondern kam eben erst, als der Inhalt eines Reskripts bey Trommelschlag publicirt ward, von einer Grenzbesichtigung zurück. Er ließ den Wagen mitten auf dem Markt halten, um zu hören, was da abgelesen werde, und, als er es vernommen, stieg er auf der Stelle aus und gieng zum Fürsten.

„Gnädigster Herr, ich habe allewell gehört, daß ich Höchstdero Herrn Erbprinz nicht Ihro Durchlaucht nennen soll. Der alte Zensdorf nennt ihn aber doch so. Da nun hierauf die Kassation gesetzt ist; so will ich lieber gleich unterthänigst um meine Dimißion bitten, damit ich nicht kaßirt werde.

Adolf. Die kann ich Ihnen nicht geben; denn mein Haus verlöhre zu viel dabey. Ich habe ja das Gesetz gegeben; so kann ich auch eine Ausnahme davon machen und sagen — mein alter Geheimerath Zensdorf soll der einzige seyn, der meinen siebenjährigen Knaben Ihro Durchlaucht nennen darf. Aber guter Greis, wie wird das klingen, wenn Sie, nach-

dem ich einmahl etwas für thöricht erklärt habe, das Privilegium erhalten, die Thorheit allein zu begehen? Und thöricht ists ja doch — überlegen Sie es nur recht — ein Menschenkind, das noch nichts weis und noch nichts geleistet hat, schon so zu betiteln. Wer spricht denn wohl zum Knaben meines Generalsuperintendenten, Ihro Magnificenz, oder wer hat zu Ihrem Knaben gesagt Ihro Excellenz? Würden Sie und der Generalsuperintendent nicht beide sich den Unterleib für lachen haben halten müssen, wenn Sie dis gehört hätten?

Zensdorf. Vergeben Sie, gnädigster Herr, es ist keine Thorheit, sondern vielmehr eine lobenswürdige alte Sitte, daß man auch die Fürstenkinder Ihro Durchlaucht nennet.

Adolf. Nun, alt ist sie wohl nicht. Das wissen Sie so gut, als ich. Vielmehr gehört sie zu den Uebertreibungen neuerer Zeiten. Und überhaupt, lieber Geheimerath, die Sache betrift ja keine der alten Ansprüche und Gerechtsame meines Hauses...

Zensdorf. (hitzig.) Ja wohl betrift sie diese. Das wollte ich eben vorhin damit sagen, daß die Sitte ihren guten Grund hätte.

Adolf. lächelnd.) Nun, den möchte ich doch in der That hören.

Zens=

Zensdorf. Es ist die Pflicht eines Volks, daß es den Fürsten auch in seinen Kindern ehre.

Adolf. Das heißt nichts anders als — man soll meinen Sohn meinetwegen ehren. Das ist aber falsch. Ein jeder Mensch muß sein selbst wegen geehrt werden. Theodor aber hat noch nichts an sich, weshalb er geehrt werden sollte. Er ist mein Sohn — das ist wahr; aber hat er hierzu etwas beigetragen? Haben Sie denn verlangt, daß man Ihre Söhne, als sie noch solche Knaben waren, Ihrentwegen ehren, und was noch mehr ist, eben so hoch ehren sollte, als Sie? Sie waren damahls Hofrath; wurden denn Ihre Knaben deshalb etwa die kleinen Hofräthe genannt? — Erwägen Sie doch, wie ich vielmehr dadurch entehrt würde, wenn mein Volk zwischen mir und meinem siebenjährigen Kinde keinen Unterschied machte, sondern einen wie den andern Ihro Durchlaucht riefe. ...

Zensdorf. (der anfängt den Kopf zu schütteln.) Es ist aber doch der Erbprinz — der künftige Regent. Das Volk muß sich gleich vom Anfang an dazu gewöhnen, gegen den Herrn Respekt zu fassen, der einst über dasselbe herrschen soll.

Adolf. (gleichfalls den Kopf schüttelnd.) Das wäre fein! Kann ich dis auch wohl meinem Volke zumuthen, ohne mich der Zumuthung zu schämen? Wenn hat man denn Achtung für einen Gelehrten — wenn er noch selbst in die Schule geht, oder wenn er andere schon wieder vollkommen unterrichten kann? Wenn schätzt man den Künstler und Profeßionisten — wenn er noch nicht einmal aus der Lehre ist' oder wenn er Meisterstücke liefert? Kein Mensch nennt den Sekundaner Herr Magister, und kein Mensch den Lehrburschen Meister. Das dürfte nur erst geschehen; so würde es in dem Gelehrten Künstler- und Profeßionistenstand bald sauber aussehen. Wie müßte ich Theodors wegen in Sorgen seyn, wenn man jetzt schon den Respekt gegen ihn haben sollte, den er einst nur als regierender Fürst verlangen kann? Nein, er bilde sich zuvor aus und werde dadurch des Respekts erst würdig, der ihm einmahl zu Theile werden soll. Und hierfür stehe ich! Er soll so erzogen werden, daß er einst, wenn er zur Regierung gelangt, durch Weisheit und Tugend den Respekt aller seiner Unterthanen habe. Alsdann mögen sie ihn mit Recht Ihro Durchlaucht nennen, aber jetzt soll man mir den Knaben nicht etwa den Kopf zu verrücken suchen. — — A propos, Herr Geheimerath, wann war das, daß die Sache wegen der

Grenzstreitigkeit zwischen uns und dem Hofe zu L.. zur Richtigkeit kam, und wo finde ich den Vergleich?

Zensdorf. (der den Kopf noch mehr schüttelt.) Gnädigster Herr, das war — das war Anno 1740, am 13. Februar, da der excesive Frost war, morgens um 9 Uhr, auf dem Schlosse Ulrikenburg. Der Vergleich steht — steht — steht in den neuesten Grenzbeziehungsakten, Tom. 4. fol. 69 und 70.

Adolf. Ich möchte den Vergleich wohl sehen.

Zensdorf (der abgeht.) Ich werde ihn Ihro Durchlaucht noch heute zu überschicken die Ehre haben.

Adolf. (als Zensdorf weg ist, vor sich selbst.) Das soll gut werden! Mit dem Alten soll ich wohl noch meine tausend Noth haben, wenn er jetzt schon dagegen eifert, daß Theodor nicht Ihro Durchlaucht heißen soll. Das kann aber alles nichts helfen; er mag reden, was er will.

Ganz das Gegenstück zum Geheimenrath Zensdorf war der Hofrath Rothe; — ein junger philosophischer Kopf, der sich auf einer Galeere zu befinden glaubte, wenn er einmal im geheimen Archiv alle zu einander gehörige Urkunden zusammensuchen oder eine Deduktion von einer Quartseite daraus verfertigen sollte. Die Stärke, welche bei Zensdorfen die untern See-

lenkräfte hatten, besaßen bei ihm die obern. Er hegte einen unwiederstehlichen Verdacht auf der Stelle gegen alles, sobald er hörte, daß es alt sey; doch lies er Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er nach angestellter Untersuchung fand, daß das Alte gut sey. Nur mußte niemand begehren, daß er etwas blos darum billigen und loben sollte, weil es alt sey, noch viel weniger durfte man ihm zumuthen, daß er sogar Ehrfurcht gegen etwas blos darum bezeigen sollte, weil es uralt sey. Wahrscheinlicher Weise rührte dis davon her, weil er auf Universitäten wider die Gewohnheit der Juristen, wacker Philosophie studirt hatte, und weil philosophische Schriften noch bis auf diesen Augenblick seine Lieblingslektüre waren. Adolf hatte ihn auf seine Kosten studiren lassen, weil er der älteste von eilf Kindern eines Vaters war, der mehr von einer Gnadenzulage des Fürsten, als von seinem Dienst, leben mußte, und weil er ihm ausdrücklich von allen seinen Lehrern als ein überaus fähiger Kopf empfohlen worden war. Nachher hatte Rothe auf fürstliche Kosten einige Jahre sich auf Reisen gemacht und seinen philosophischen Geist durch Beobachtungen der Länder, Völker, Fürsten, Gesetze und Sitten noch mehr ausgebildet. Als er nun wieder nach Hause kam, und in den Landeskollegien mit arbeiten sollte, sties sich sein erleuchteter Kopf täglich ge-

gen

gen Geseze, Einrichtungen und Herkommen, die er mit der gesunden Vernunft nicht vereinigen konnte. Er hatte deßhalb tägliche Ueberläufe mit den ältern Räthen, die ihm dann wohl noch obendrein seine Jugend vorwarfen, und klagte dem Fürsten seine Noth. Adolf sah ein, daß der junge Mann wohl oft Recht haben mögte, erlöste ihn vom Kollegienmechanismus, und machte ihn zu seinem geheimen Expedienten. Da war er denn fast unaufhörlich bei seinem weisen Fürsten, der nun erst Gelegenheit hatte, seine herrlichen Geistesgaben und Kenntnisse vollkommen kennen zu lernen. Rothe arbeitete schnell und gut. Alles, was er entwarf, war präcis und deutlich; und es war ihm gleich leicht, ob er den Aufsatz deutsch, lateinisch, französisch, englisch oder italiänisch ausfertigen sollte.

So, wie Theodor gebohren war, fiel Adolfs erster Blick auf Rothen, daß dieser einst sein Erzieher werden sollte; und jezt, da der Prinz nun wirklich in die Hände eines solchen überzugehen, im Begrif war, blieb Adolfs letzter Blick deshalb an Rothen hangen. „Setzen Sie sich, sprach der Fürst Tags darauf, als er die ganze Dienerschaft versammlet gehabt hatte, zu ihm, und schreiben Sie den lezten Brief für mich. Als Rothe damit fertig war, fuhr Adolf also fort:

„Von

„Von nun an versetze ich Sie auf einen andern Posten. Er ist zwar nicht an äußerlicher Ehre der wichtigste, aber er ist es an innerm Gehalt, und Sie können auf selbigem diesem Staate mehr Nutzen stiften, als alle meine Minister und Räthe zusammen. Sie sollen meinen Sohn erziehen helfen. Ihr moralischer Karackter, Ihre Sprach- und Sachkenntnisse, Ihre männliche Lebhaftigkeit geben Ihnen die Eigenschaften hierzu. Denken Sie nicht, daß Sie noch viel andere dabey zur Seite haben sollen, nur ein einziger Mithelfer wird es seyn, und der — bin ich. Ich weis es, daß ich Ihnen viel auftrage; ich weis aber auch, daß Sie ein Mann sind, der viel leisten kann. Wir wollen alle und jede Masregeln besprechen, die Theodors wegen genommen werden sollen. Mein Plan ist zwar gemacht, und ich habe ihn so oft überlegt und übersonnen, daß ich ihn schier auswendig weis; allein ich werde mich nicht schämen, ihn hier oder da abzuändern, sobald ich ihn irgendwo bey der Ausführung entweder unthunlich oder doch unzweckmäßig finde. Alle Ihre Bedenken und Zweifel gegen die Einrichtungen, welche ich treffe, sagen Sie mir jederzeit frey heraus. Ich kann Widerspruch ertragen; ich kann nachgeben, sobald man mich überzeugt, daß ich Unrecht habe. Ich habe hiervon schon öffentliche Beweise gegeben, und dadurch weiter keinen Vorwurf mir zuge-

zugezogen, als den — daß ich auch ein Mensch sey. Hätte ich dis nicht gethan; wäre ich auf meinen Kopf bestanden, wenn ich offenbar unrecht hatte: so hätte ich den Vorwurf verdient, daß ich kein guter Mensch sey. Dieser wäre nur Schande gewesen; nicht jener. Wie vielmehr werde ich Einwürfe und Gegensätze in einer Angelegenheit ertragen, die die wichtigste für meine kleine und grosse Familie, oder für mein Haus und für mein Volk ist! Lohnen werde ich Sie für Ihre Arbeit, wie sichs gehört. Misdeuten Sie diesen Ausdruck nicht, er soll ein Gegensatz gegen die empfindsamklingende, im Grunde aber nur Geitzbedeckende Sprache seyn, in welcher man Männern Ihrer Art sehr schmeichelnd sagt, daß nur ihr eignes Herz sie belohnen könne, — um ihnen mit einigem Anstande einen Lumpengehalt auswerfen zu dürfen. Sie treten mithin von heute an in den Genuß desjenigen Gehalts, den meine Geheimenräthe haben, und behalten ihn auf Lebenszeit. Ist Theodor dann erzogen; regiert er einst an meinem Platz: so sollen Sie nichts weiter dafür thun, als — daß Sie sein vertrautester Freund bleiben. Welche Bestimmung für Sie, in die Sie nun treten! Fühlen Sie sie ganz in aller ihrer Wichtigkeit. Aber auch welcher Segen für Sie, wenn Sie sie erfüllen und aus meinem Theodor einen Mann bilden, der einst so vielen Tausenden Schutz, Trost

und Beistand werde! Lassen Sie uns vorzüglich dafür sorgen, daß keines von jenen Lastern, mit welchen die Höfe so oft angesteckt sind, in seine Seele einschleiche. Er ist sehr lebhaft, aber er ist auch sehr biegsam. Er hat das Feuer seines Vaters und das Herz seiner Mutter" — —

Das hat er — unterbrach Adolfen Ulrike, die jetzt ins Zimmer trat und Theodorn an der Hand hatte — das hat er; und zwar das eine, wie das andere. Hier bringe ich ihn und übergebe ihn Ihren Händen, mein lieber Rothe; Einem edlen Manne hat man nicht nöthig viel zu sagen. So viel also nur: — mein Sohn ist noch gesund und so gut, wie er war, als ich ihn zur Welt brachte. Nun sorgen Sie, daß er fernerhin weder an Leib noch Seele verderbe.

Theodor lies seine Mutter los, eilte an Rothen hin, von dem sie ihm den Tag über viel erzählt hatte, zog ihn nach sich herunter und umarmte ihn.

Adolf. Das ist dein nunmehriger Lehrer, Erzieher und Freund, mein Sohn.

Theodor. (freudig.) Ach ja, ich weis es schon. Und darum küsse ich ihn eben.

Adolf. Liebe ihn, wie du deine Eltern liebest, und folge ihm in allen, wie du uns folgest. Ich habe zu viel zu thun, sonst wollte ich

dich

dich allein selbst unterrichten und dich immer bey mir haben. Wir wollen aber doch nicht weit von einander seyn, und er wird dich auch nichts als Nützliches und Gutes lehren. Wenn du ihm recht zuhöreſt und folgeſt, wirſt du ein kluger und guter Mensch werden; und dann, dann werden wir und alle Menschen dich erſt recht lieb haben,

Theodor. (hüpfend.) Ich will gewiß recht folgen, und auch recht fleißig lernen.

Hofrath Rothe. (der jezt in einer der sonderbarſten und angenehmſten Betrachtungen seines Lebens gewesen war.) Durchlauchtigſter Fürſt, verzeihen Sie die Verlegenheit, in der Sie mich erblicken — — ich bin überraſcht, überſtrömt auf allen Seiten von zu viel Gnade und Zutrauen — mein Herz ſucht den Ausdruck ſeiner Empfindungen vergeblich — — — ſelten empfing wohl ein Erzieher ſeinen zögling unmittelbar aus ſolchen Händen — — noch nie drang wohl ſo ein Zögling auf ſeinen Erzieher ſo zu. Gern und freudig übernehm' ich das groſſe mir aufgetragene Geſchäft, um es zu betreiben, ſo viel in meinen Kräften iſt. Mein Geiſt und mein Herz ſoll daran arbeiten, grosmüthiger Fürſt.. Nie ſoll es Sie gereuen, meine edelſte Fürſtin, daß Ihr Prinz von Ihrer Hand ſich losmachte und nach der meinigen grif... Und Sie, lieber Prinz — hören Sie mich: ich will ganz für Sie

leben. Ich will Ihnen nach und nach alles mittheilen, was ich weis und was Ihnen nützlich ist. Ich will Ihnen guten Rath geben, will Sie vor Gefahren schützen, will Sie die schönsten Freuden des Lebens kennen lehren ——— Lieben Sie mich nur! Seyn Sie aufmerksam, zutraulich gegen mich, herzlich, nachdenkend, folgeleistend — — —

Theodor kletterte an Rothen unter Freudenthränen hinan und schwebte an seinem Halse. Adolf gab ein Zeichen. Ulrike ging darauf voran und lies ein Zimmer neben Adolfs Zimmer öffnen, welches sie von nun an Theodorn und seinem Hofmeister zur Wohnung anwies. Ein einziger Bedienter stand da, der sich bei Rothen zur immerwährenden Aufwartung meldete. Adolf selbst hatte ihn unter allen seinen Hoflakeien dazu ausgesucht. Schmidt war ein Mensch von mittlerm Alter, vernünftig, gesetzt, sorgfältig, treu, unerschrocken und von starken Leibeskräften. Sein Gehalt war ihm von Stund an verdreifacht worden, und der Fürst selbst hatte ihm auch seine Instruktion gegeben. Vermöge derselben sollte er den Prinz nicht verweichlichen, sondern nur vor Schaden bewahren helfen, um ihn seyn, so oft er gerufen würde, und alle die Geschäfte verrichten, welche ihm Hofrath Rothe auftrüge. Rothe war von diesem Tage an nicht

weni-

weniger noch immer oft mit dem Fürsten allein; da denn der Gegenstand ihrer Unterredungen kein anderer war, als Theodor. Auch war Adolf oft bey Rothen, und wohnte den Ausübungen und Anwendungen seiner eignen gegebenen Erziehungsvorschriften bey.

Theodor war das Kleinod seiner Eltern und die einzige Hoffnung des Landes. Man konnte ihn mit einer Blume oder Pflanze von ausnehmen, dem Werthe vergleichen, die im ganzen Garten in ihrer Art nur einmal da ist, und die der Gärtner deshalb mit ausnehmender Sorgfalt zu erhalten sucht. Wie aber ein erfahrner Gärtner ein so einziges schäzbares Gewächs, an dessen Erhaltung ihm so viel gelegen ist, weder übertreibt noch verzärtelt: so ordnete auch Adolf eine sehr vollkommene Aufsicht über ihn — ohne alle Verweichlichung an. Dauerhafte Gesundheit und Stärke, bey der Theodor Gefahren und Leiden nicht achten mögte, waren die ersten Zweke, auf deren Erreichung fortgearbeitet werden sollte.

„Ich weiß nicht, wie mir werde, sprach Adolf gleich am ersten Tage noch zu Rothen, wenn ich mir erst einen verweichlichten und durch Verweichlichung entnervten Menschen denke und hernach hinzudenke, daß er ein regie-

render Herr sey. Das ist freylich eine Grille, daß der Fürst allemal Kopfslänger seyn müsse, als die ganze Nation. Den Romanschreibern und Heldengedichtmachern verursacht diß zwar weiter keinen Aufwand; in der Natur aber ist dieser Umstand um keinen Preis immer zu erkaufen. Im Grund betrachtet, ligt hierauf auch gar nicht das Gewicht, welches man sich oft träumet; denn die Grösse der Seele ist nach nichts weniger abzumessen, als — nach der Grösse ihres Körpers. Aber das ist keine Grille, daß derjenige, welcher an der Spize eines Volks stehen und in einem Reihen von vielen tausend Männern der Erste seyn soll, auch ein ganzer Mann seyn müsse. Findet man es denn wohl bey den Thieren, welche entweder immer oder doch auf einige Zeit in Gesellschaft leben, daß sie einen ihrer Entkräfteten zum Vorsteher oder auch nur zum Zuganführer haben — oder haben sie nicht jederzeit dazu einen ihrer Stärksten, Raschesten und Vollkräftigsten? Ist denn die Bestimmung eines Fürsten, ein geschäftloser Mann zu seyn, oder ligt nicht vielmehr auf ihm eine ganze Last der allergrössesten und wichtigsten Geschäfte? Nun, wie kann er denn arbeiten, wenn er ein unkräftiger Mann ist? Wie kann er einer der unermüdetesten Arbeiter seyn, wenn er nicht einer der allerkräftigsten Männer ist? Er muß ein Mensch

seyn=

seyn, der Gefahren nicht scheuet, dem es nicht darum zu thun ist, ob er einmal eine Nacht durchschlafe oder durchwache, der im September nicht schon in den Pelz kriecht, und der eine gute Dosis Nebel hinterschlucken kann, ohne Tagesdrauf über Rhevmatismus zu ächzen. Ein Mann muß er seyn, der sich nicht allenthalben, wo er nöthig ist, auf der Sänfte tragen lässet, der, wenn Feuer, Ueberschwemmung, oder sonst gros Unglück im Lande entsteht, es sey spät oder früh am Tage und im Jahre, gleich bey der Hand ist und Rettung anordnet, und der grösstentheils bey gutem Muth und bey froher Laune sich befindet, damit er den bittenden oder klagenden Unterthan nicht von sich scheuche und bis zur Verzweiflung bringe, sondern immer aufgelegt sey, ihn anzuhören, und ihm Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit angedeyhen zu lassen. Wie kann er aber so ein Mensch seyn, wenn sein Körper von der Beschaffenheit ist, daß jede Anstrengung seiner Kräfte ihn sogleich heftig erschüttert oder gar zu Boden wirft; — wenn er an Gemächlichkeit von Jugend auf so verwöhnt ist, daß ihn die geringste Stöhrung derselben alsbald ganz und gar aus dem Gleise bringt; — und wenn er sich den sinnlichen Vergnügensgenüssen einmal so

ergeben hat, daß ihn jede kleine Aufopferung derselben, welche das Wohl des Staats oder auch nur das Heil eines einzelnen Bürgers von ihm fordert, auf das äusserste mißmüthig, unwillig und verdrossen macht? Ach, unübersehbar groß ist das Elend eines Landes, dessen Regent ein durch Verweichlichung entnervter Mann ist! Die Nation hat von ihm selbst wenig oder nichts sich zu getrösten. Sie und Er — alle beide sind sie in den Händen seiner Minister und Räthe. Diese sind Fürst; nicht Er. Er trägt nur den Namen des Fürsten — sie tragen die fürstliche Macht. Er unterschreibt nur — sie beschliessen, machen ab, legen ihm vor die Feder, was er unterschreiben soll. Weil er seine Gemächlichkeit hierdurch gepflegt sieht, so hat er nichts dagegen. Aber was geschieht — was muß geschehen? Schurken und Schelme drängen sich nun bald zunächst an ihn und — leiten ihn am Gängelbande. Ehrliche, rechtschaffene Männer verderben es mit ihm; weil sie täglich Versuche machen, ihn in pflichtmäßige Thätigkeit zu sezen. Sie werden bald durch jene auf die Seite geschoben, oder begeben sich freiwillig in patriotische Einsamkeiten; während daß die Schurken sich des Ruders immer mehr bemächtigen, den Herrn immer mehr einschläfern und einwiegen, ihm alles centnerschwer vorstellen, damit er ja niemals auf

den

den Einfall komme, selbst Hand mitanzulegen, oder auch selbst nur untersuchen zu wollen, ihm nur immer neue Zerstreuungen und Vergnügungen verschaffen, ihn im Taumel so hinhalten, daß er nie zu sich selbst und zum Gefühl seiner Würde recht zurückkomme, ihm wohl gar eine Abneigung gegen seine Unterthanen einflössen, damit niemand unmittelbaren Zutritt zu ihm erhalte, unterdessen immer mehr schalten, wie sie wollen, eine zehentausend Thaler nach den andern zusammenstehlen und erpressen, und, wie die Blutigel, am Geäder des Landes saugen. . . Wie geht es denn auf einem Pachthofe her, wo der Amtmann nur immer entweder im Großvaterstuhl, oder am Spieltische sizt, oder beständig auf Gastereyen umherschwärmt? Nicht wahr, die Verwalter, Ausgeberinnen, Bierbrauer, Schäfer und Knechte scharren jeder auf seinem Kuchen, die Knechte schlagen einen Theil des Futterkorns, und der Brauer die Hälfte Malz unter, der Schäfer lässet so viel Schafe an den Pocken sterben, wie er will, die Ausgeberin berechnet so viel Buttertöpfe zur häuslichen Konsumtion, als sie will, und die Verwalter verkaufen Waitzen, Gerste, Hafer und Rübsamen, wofür sie wollen, und Verwalter und Ausgeberinnen und Schäfer und Knechte und Bierbrauer verrathen keiner den andern, sondern stecken alle zusammen unter einer Decke? Nun, eben so geht es im Grossen in

einem Lande her, dessen Fürst wie jener Amtmann handelt. Hier wirft nun der gesunde Menschenverstand die Frage auf — wozu ist er aber Fürst, wenn er nicht Fürst seyn will? Glaubt er das Recht zu haben, Fürst nun einmal bleiben zu müssen, seine Unterthanen mögen wollen, oder nicht: so müßte ihm doch sein eigenes menschliches Gefühl auch sagen, daß seine Unterthanen noch weit mehr Recht haben, von ihm zu fordern, daß er auch wirklich den Fürsten mache. Kann er diß nicht: so gebe er sich nicht weiter dafür aus, sondern mache seinen Stuhl leer; damit ein anderer sich darauf setze, der es kann. Es wäre ja doch ein unerhörter Unsinn, zu glauben, daß seine jeztlebende Nation in ihren Vor = Vor = Vorfahren sich sollte anheischig gemacht haben, einst nach vielen Jahrhunderten einen Menschen für ihren Fürsten zu erkennen, der diß nun einmal nicht seyn kann! . . Denkt man nun noch den Umstand hinzu, daß so ein verweichlichter und entnervter Fürst der Mann werde, der auch sogar seinen Nachfolger zeugt — als wozu er dennoch oft noch Nerve genug hat — so wird warlich das Elend grenzenlos, das so ein einziger zur Regierung unfähiger Mensch über ein ganzes Volk verbreitet. Also wird es auch durch seinen Tod nicht einmal für dasselbe besser, sondern vielmehr noch schlimmer!

Was kann, was darf man sich denn wohl von der Nachkommenschaft eines Vaters versprechen, der selbst schon entnervt und verbuttet war? Muß sie nicht noch weit entnervter, verbutteter werden, als er? Warlich, ich halte es für die letzte Barmherzigkeit, welche Gott dem Volke desselben wiederfahren lassen kann — für wahre Direktion des obersten Direktors halte ichs, wenn so ein Mensch von Fürsten ohne Erben bleibt. Wenn es möglich wäre, daß seine Unterthanen darüber seufzen könnten, daß er kinderlos bliebe: so würde diß zwar ein Beweis ihrer Gutherzigkeit, aber auch zugleich ein Beweis ihres unrechtverstandenen Patriotismus seyn! denn im Grunde betrachtet, mußten sie an dem Tage alle schon fasten, an welchem ihnen ein Prinz gebohren würde, um sich dadurch auf die Fastenwochen und Fastenjahre vorzubereiten, welche sie einst unter seiner Regierung haben würden. — — Darum soll jezt vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß Theodor, der von einem gesunden Vater gezeugt ist, und der, wie sein Ansehen zu erkennen giebt, von der Natur die Anwartschaft auf eine lange und heitere Dauer erhalten hat, einst ein recht fester und starker Mann werde. Ich will keinen Kannibalen und Irokesen aus ihm machen; ein rüstiger, vollkräftiger Deutscher aber soll er werden, der

nicht blos Hülfe, Hülfe! schreyt, wenn er einen Unglücklichen in Lebensgefahr siehet, sondern der auch, wenn auf der Stelle geholfen werden muß, denselben mit seinen eigenen Händen angreifen und auf seinen eigenen Schultern ans Feuer und Wasser tragen kann. Ich will keinen Bauer und Handlanger aus ihm machen; aber ein Fürst soll er werden, der in seiner Art eben so wacker und unverdrossen arbeitet, wie Bauren und Handlanger auf die ihrige. Niemand soll ihm einst die glänzenden Vergnügungen seines höhern Standes mißgönnen, weil er ihn auch die schweren Pflichten desselben mit Treue und Eifer ausüben siehet. Hierzu ist nun hauptsächlich nothwendig, daß er von allem was auch nur an Verweichlichung und Verzärtelung grenzt, zurückgehalten werde. Ich kenne die weibischen Erziehungen, welche noch manchen Prinzen gegeben werden. Ich habe die Ehre, recht erzweibisch erzogen worden zu seyn; aber darum empört sich auch mein ganzes Herz dagegen. Ich ward nicht erzogen zu einem Manne, der einst allenthalben vor dem Riß stehen soll, sondern zu einer Puppe, die man in dem Glasschrank stelit, oder höchstens zu einem Wundergeschöpfchen, das sich dann und wann, wenn der Himmel recht klar und die Luft recht warm ist, dem Volke für Geld sehen

sehen lassen mag. Da ward denn mein kleines dermahliges gar unbedeutendes Ich, das gnädigste Herrchen, auf das pünktlichste aufgewartet und bedient. Drey, vier, auch wohl sechs, damit das halbe Dutzend voll werde, standen Morgens und Abends um dasselbe her, die es an- und auskleideten. Nach nichts durfte es weit greifen; nach nichts sich bücken; alles ward ihm in die Hände gereicht. War das Wetter nicht ausnehmend schön: so ward es in die Zimmer gesperret oder in einem grossen Kasten ausgefahren. Gieng es ja aus, so ward es von Kopf bis zu Füssen wohl eingepackt, eingehüllt und eingemummt, damit kein Lüftchen es anwehe und ihm Verkältung verursache. Forderte er etwas zu essen, so ward es reichlich mit Mandeltorte, Biskuit und Konfituren gesättigt, damit es sich fein frühzeitig den Magen verschleimen mögte — — und so weiter — ja zum Henker und so weiter — — — (hier gerieth der edle Fürst wider seine Gewohnheit in Hize, stampfte heftig auf und warf den Hut, daß er hinter den Ofen flog) Wenn ich daran denke, so drehen sich meine Gedärme noch dreimal wurmförmiger, als der Schöpfer sie gedrehet wissen wolte. . . . Ja, mit Zähneknirschen sehe ich darauf zurück. . . Gott weiß es, ob sie Brey im Herzen oder Heckerling in den Köpfen hatten, die mich

so erzogen. . . Kurz, ich trage die Mahlzeichen davon noch an meinem Leibe, und darum soll schlechterdings mit Theodorn von allem das Gegentheil geschehen.„

Dieser Instruktion zufolge wurden gleich am ersten Abend dem Prinz zwar die leichten Nachtkleider gebracht; aber Rothe munterte ihn auf, sich selbst auszuziehen, und Schmidt mußte ihm nur dabey, als sollte er es ihn lehren, zur Hand gehen.

Rothe. Alles, was der Mensch an sich selbst thun kann, das ist ihm Schande, wenn er es sich von einem andern thun lässet. Kleine Kinder, Kranke und alte Leute müssen von andern an- und ausgezogen werden. Das ist ein Zeichen eines Erwachsenen, wenn man sich selbst behelfen kann. Je eher Sie Schmidts gar nicht mehr benöthigt sind, desto eher werden Sie auch unter die Leute gezählt, Prinz, die keine Kinder mehr sind.

Theodor. Gestern haben mich drey Jungfern ausgezogen. . .

Rothe. Gestern wurden Sie auch noch unter die kleinen Kinder gerechnet. Von heute an nicht mehr.

Theodor. Mein Papa läßt sich aber auch Schuh und Strümpfe aus- und anziehen. . .

Rothe. Sehen Sie auch einmal den dicken Bauch an, den Ihr Vater hat, mein Prinz. Wenn Sie erst so einen dicken Bauch haben, dann können Sie sich nicht bücken, und dann muß Ihnen auch ein anderer Schuh und Strümpfe ausziehen. Jezt aber können Sie sich selbst bücken. Wie sollte es denn Ihr Vater machen? Seine Arme reichen ihn nicht über den Bauch weg. Das ist aber schlimm genug, wenns uns so geht; dann da muß man immer warten, bis erst jemand komme. Sie aber können sich Schuh und Strümpfe ausziehen, wenn Sie wollen.

Theodor. Aber hören Sie einmal — auch die Kleider läßt sich mein Papa aus- und anziehen — — —

Rothe. Nicht immer, lieber Prinz. Ich weiß auch, daß er sich selbst ankleidet. Aber freylich es wird ihm sauer. Wie gesagt, Ihr Vater ist stark und dick; solche Leute können sich nicht so vollkommen bewegen, wie wir.

Theodor. Ach, aber hören Sie doch — meine Mama ist ja nicht dick und stark, und läßt sich doch immer aus- und ankleiden. . .

Rothe. I lieber Prinz, Ihre Mutter ist ja ein Frauenzimmer. Sind Sie denn ein Frauenzimmer? — Sehen Sie einmal, wir Mannspersonen müssen allemal eher bey der Hand seyn,

wenn irgendwo zu handeln, zu rathen und zu helfen ist; denn wir sind die Stärkern. Mithin müssen auch unsere Kleider, Schuh und Strümpfe blos unter unserer Gewalt stehen; damit wir gleich fertig seyn können. Und wenn diß auch nicht wäre, so wollte ich mich doch nimmermehr meines Rechts begeben, mich selbst an- und auszukleiden. Ich mache mir ja dabey alles leiser und sanfter, als es andere mir machen würden. Ziehe ich mich selbst aus: so reisse ich mich nicht, zerre mich nicht, komme nicht aus meinem Gleichgewicht, purzele nicht um. Ziehe ich mich selbst an: so drücke ich mich nicht, steche mich nicht mit den Nadeln, binde, schnalle mich nicht zu fest, u. s. w. Das macht — ich fühle diß alles gleich, weil ich es an mir selbst thue. Liesse ich mir es von einem andern thun — der sollte mich wohl ziehen und zerren, binden und kneipen, und könnte nicht einmal etwas dafür; denn er fühlte es nicht, sondern müßt es erst aus meinen Zuckungen merken, und dann hätte ich den Schmerz schon weg.

Theodor. Das ist auch wahr! Heute morgen hatten sie mir den rechten Schu so fest geschnallt, daß ich kaum gehen konnte.

Rothe. Da haben Sie es! Lassen Sie sich von keinem andern wieder die Schue zuschnallen, bis Sie erst so einen dicken Bauch haben, wie Ihr Vater hat.

Theodor fieng an, sich selbst aus- und anzuziehen, und bedurfte täglich weniger, daß man ihn dabey helfe. Je besser er es lernte, desto mehr lobte ihn Rothe dafür. Nach acht Tagen konnte er es ganz allein, und wußte sich nicht wenig damit.

Nun sind Sie kein Kind mehr — sprach Rothe, als sich der Prinz zum erstenmale ohne alle Beihülfe angekleidet hatte.

Theodors Ehrgeiz ward dadurch so erregt, daß er von nun auch nicht mehr leiden wollte, daß Schmidt ihm die Kleider hohlte oder wegtrüge.

Der Prinz. (indem er zum Fürsten hinüber springt.) Bester Vater — heute habe ich mich ganz allein angezogen.

Adolf. Das ist brav. Je grösser man wird, desto weniger muß man auch andern Leuten Arbeit und Mühe machen. Sie haben doch wohl genug mit uns zu thun gehabt, so lang wir klein waren. Wenn ich es nur könnte — es sollte keine Hand an meinen Leib kommen: als meine eigne.

Theodors ganzer An- und Aufzug war nichts mehr und nichts weniger, als — befriedigtes Kleidungsbedürfniß mit Simplicität und

Anständigkeit. Barfus zu gehen ward er nicht geübt, weil er in seinem ganzen Leben nicht barfus zu gehen nöthig haben, sondern Schuh und Strümpfe immer würde bezahlen können. Ueber diese und andere pädagogische Harlekinaden war der weise Adolf weg, und würde sie am allerwenigsten an seinem einzigen Prinz haben probiren lassen. Ich will meinen Sohn stark machen, pflegte er in dergleichen Fällen zu sagen, aber mit offenbarem Risiko nicht. Allein Handschuhe trug Theodor nicht, weil er zwar mit den Füssen, aber nicht mit den Händen die kalte Erde berührte, und, was die Luft betrift, die Hände derselben bald gewohnt werden. Eben so gieng der Prinz auch jederzeit, sobald er zu Hause oder doch nicht unterwegs war, mit blossem Kopf. Er gewöhnte sich daran so leicht, daß ihm fast nichts lästiger war, als — der Hut. Oft vergaß er, ihn mitzunehmen, und, so wie er in einen Garten kam, hieng der Hut am ersten, besten Rosenstock. Am Halse gieng Theodor stets blos; er mogte zu Hause oder nicht zu Hause, es mogte Sommer oder Winter seyn. Im Sommer fieng er an, so zu gehen, und als der Winter kam, war er daran gewöhnt. Weit entfernt, daß der Prinz hiervon hätte Beschwerlichkeiten haben sollen, hörte man vielmehr gar nicht mehr von Brustkrankheiten, denen er sonst häufig unterworfen gewesen war. Das

Haar trug Theodor weder künstlichgekräuselt, noch gepudert; sondern es floß ihm in natürlichen blonden Locken um den Hals und über die Stirn. Wuchs es zu lang, so ward es verschnitten. Adolf war von allem künstlichen Haarputz kein Freund; am wenigsten aber konnte er ihn an Kindern leiden, als an welchen er so offenbare Eitelkeit der Eltern für unverzeihlich hielt. An Theodors Leib kam weder im Sommer Seide, noch im Winter Pelz. Ein Kollet, worunter weiter kein Latz war, und drüber ein kurzer Reitrock war seine beständige Tracht. Die Jahreszeiten machten darinn keinen Unterschied weiter, als daß in den gelindern Halbtuch, und in den strengern Ganztuch dazu genommen ward. Gold und Silber ihn auf dem Kleide tragen zu lassen, verstattete Adolf durchaus nicht, denn — er selbst trug dergleichen gewöhnlich nicht. War die Witterung zu strenge, so legte Theodor noch einen langen Ueberrock an.

In diesem simpeln Aufzuge erschien der Prinz gleich am ersten Morgen, nachdem er Rothen übergeben worden war. Er befand sich dabey sehr luftig und leicht. Der alte Geheimerath Zensdorf hatte eben die Thür zum Zimmer des Fürsten in der Hand, als Theodor von seiner Mutter zurückkam, der er sich — so umgeschaffen — hatte zeigen müssen.

Zensdorf. (der ihn überall besieht und befühlt, und darauf zurückprallt.) Ei ei ei — ei ei ei ei! ! !

Adolf. (der sein Zimmer öfnet.) Guten Morgen, lieber Geheimerath. Schon so früh wieder auf dem Platz? Alter unermüdeter Mann, kommen Sie doch näher.

Zensdorf. (der aus Betäubung alle seine Komplimente vergißt.) Ei ei ei — ei ei!

Adolf. (lächelnd.) Nun, was denn ei ei ei, ei ei?

Zensdorf. (sehr ernsthaft.) Was seh' ich da, gnädigster Herr? Was soll aus unserm Erbprinz werden? Hilf Gott — hilf barmherziger Vater im Himmel — die einzige Hoffnung des Landes —— und die soll so hingeopfert werden! ! !

Adolf. (liebreich.) Wie denn hingeopfert, guter Greis?

Zensdorf. Mein Gott, der Herr muß sich in den Tod erkälten. Kein Moltumbrusttuch — keine Halskrause — keine Mütze — und überall am Leibe so leicht und so dünn und so kurz angezogen... Und wie er mit den Haaren geht! O Jemineh, o Jemineh! Und überhaupt der ganze Aufzug. . . Verzeihen Ihro Durchlaucht, wenn ichs nicht gewußt hätte, daß

er

er es wäre, ich hätte ihn nimmermehr für einen Erbprinzen angesehen.

Adolf. Wofür denn? — Das ist für so einen Knaben der allerschiklichste Aufzug. Das ist die Tracht der Natur, und diese allein ist standesmässig. Mit jungen Leuten, wie Theodor, muß schlechterdings keine Pracht und Eitelkeit getrieben werden; und — wenn ihr Vater der Kaiser wäre. Aller Firlefanz, Schnikschnak und Kikelkakel ist an ihnen gerade am unrechten Orte angebracht. Man bringt ihnen dadurch einen närrischen Dünkel bei, macht sie unnatürlich, läppisch und auf ihre ganze Lebenszeit zu Geken. Kinder befinden sich auch gar nicht wohl dabei, wenn man sie so herausputzt und herausschniegelt. Sie lieben die Freiheit. Sehen sie nur, wie Theodor heute so lustig und guter Dinge und noch einmal so leicht auf den Beinen ist, als sonst. Und ist denn nicht sein Haar von Natur so schön und so blond, daß es keines Friseurs und keines Puders bedarf? Ist es nicht stark genug, daß es seinem Kopf eine hinlängliche Deke sei?

Zensdorf. Gnädigster Herr, ich erinnere mich jezt an die Zeiten Ihrer Jugend. Wie Sie so ganz anders gingen, als Sie so alt waren — wie Ihr höchstseliger Herr Vater in Gott ruhenden Andenkens darauf hielt, daß Sie beständig

standesmässig erscheinen mußten — — und wie das so recht prinzlich und fürstlich lies. . .

Adolf. Ei, allerliebst lies es; ich kan mich dessen auch noch besinnen. Nicht wahr — ich trug eine schöne hohe Frisur, wohlbekleistert, wohlbepndert, und lieblichparfümirt, einen grossen, grossen Haarbeutel, der das Genick fein rückwärts hielt, ein schönes Stuzerkleid mit schönen steifen Schössen und schönen grossen Aufschlägen, eine Weste mit Gold schön besezt, schöne weisse seidene Strümpfchen, schöne weisse glasirte Handschuh, einen schönen Staatsdegen an der Seite, einen schönen Stok mit einem schönen goldenen Knopf in der rechten Hand, ein Narrenhütchen, das ich nimmermehr als Hut gebrauchen konnte, unter dem linken Arm, und — wer mich noch nicht sah, der konnte mich doch schon riechen. . . Ah, das waren herrliche Sachen! Es freut sich meine ganze Seele noch, so oft ich daran denke. Wissen Sie, wie ich mir jezt vorkomme, wenn ich mich mir so wieder vorstelle? Gerade so, wie ein ausgepuzter Riese aus Liliput oder wie ein ausstaffirter Zwerg aus Deutschland — wie ein französischer Petit-Petitmaiter oder wie ein Petitmaiter unter das Verkleinerungsglas geschoben — wie eine Drathpuppe, wie ein kleiner Hanswurst, den man aufs Theater stellt, um die Grossen, welche

che sich eben so kleiden und trägen, wie er, damit zu presifliren. Mein Sohn ist ein gebohrner Deutscher; ich will keinen französirenden Geck aus ihm haben. Die Zeiten ändern sich. Sonst suchte man eine Ehre darinn, Ausländern nachzuäffen; jezt fühlen wir uns wieder in unserer Nationalwürde und sind wieder Deutsche.

Zensdorf. (nachdem er viel vor sich selbst gemurmelt.) Ich bin auch ein alter deutscher Mann, und darum vergeben Ihro Durchlaucht, daß ich so ganz deutsch rede. Nichts geringeres, als die Gesundheit oder gar das Leben des jungen Herrn wird bei der neumodischen Tracht aufs Spiel gesezt. Er muß ja schwächlich werden. Theils geht er ganz blos; theils kan man die übrige Kleidung für nichts rechnen. Erwägen Ihro Hochfürstl. Durchlaucht doch, wie höchstdero höchstselige Eltern höchstdieselben so sorgfältig zu verwahren suchten, daß Sie auch kein Lüftchen anwehen konnte.

Adolf. Sie reden ja doch nicht ganz deutsch mit mir. Sprechen Sie doch — Ihre seligen Eltern Sie so sorgfältig zu verwahren suchten. So spricht der Deutsche. „Wie höchstdero höchstselige Eltern höchstdieselben" wie das klingt! Ist es nicht, als holperten und stolperten Sie an mich her? Ich habe Ihnen das

schon oft gesagt; — Sie machen mir in der That dadurch Ohrenzwang. . .

Zensdorf. (sich beugend.) Ich bin nun einmahl noch so von der alten Welt; — halten Ihro Durchlaucht mir das zu Gnaden; — ich bin so ein alter gerader Mann.

Adolf. Das ist eben, was ich sage, und darum kleiden Sie solche Ungeradheiten und ceremoniöse Umschweife am wenigsten. Und von Ihrer alten Welt schweigen Sie vollends still, die sprach weder par Dieselben noch par Höchstdieselben, sondern par Ew. mit uns, das wissen Sie ja besser, als ich. Doch, wieder zur Sache. — Ich weiß es recht gut, daß ich in meiner Jugend so sorgfältig verwahrt oder vielmehr eingepackt und eingemummt worden bin; aber daher kommts denn nun auch, daß ich mich noch bis auf diese Stunde recht sorgfältig verwahren muß. Ist denn das nun aber eine Wohlthat für einen Menschen, wenn man es ihm zum Bedürfnis macht, sich Zeit seines Lebens recht sorgfältig verwahren zu müssen? Ich bin von Natur ein gesunder Mann; aber ich würde noch weit stärker seyn, als ich bin, wenn man es sich nicht zur Pflicht gemacht hätte, mich als einen Fürstensohn in meiner Jugend zu verzärteln. Nun muß ich mich oft recht wider die Natur einpacken und einhüllen, uud habe Un-

gemächlichkeiten davon, die ich aber nunmehro dulden muß, wenn ich mir nicht noch weit grössere zuziehen will. Ich wollte z. Ex. viel tausend Thaler darum geben, wenn ich nicht gewöhnt wäre, unter meinen an sich schon warm genug haltenden Kleidern noch ein dikes Brusttuch zu tragen. Da ich stark bin, so muß ich im Sommer mich fast matt darunter schwizen; und wag' ich es, dasselbe wegzulegen, so überfällt mich die hartnäkigste Kolik. Von allen solchen Historien soll Theodor einst nichts wissen. Härter gewöhnt, als ich, soll er weniger zu leiden haben, als ich, und soll auch sogar die unvermeidlichen Leiden der Natur noch leichter ertragen, als ich. Habe ich mich alsdann nicht weit verdienter um ihn gemacht — wird er mir nicht in männlichen Jahren weit mehr Dank dafür wissen, als wenn ich ihn verweichlicht hätte?

Zensdorf. Es ist ja aber nicht nöthig, Durchlauchtigster Fürst, daß der Prinz so abgehärtet werde. Er wird ja einmal regierender Herr, und kann also seine Bequemlichkeit haben, wie er will.

Adolf. So! also hätten nach Ihrem Sistem die regierenden Herren das Privilegium, weichlich zu seyn? Nach meinem Sistem haben Sie es nicht. Nach diesem müssen die regierenden Herren stark und Herren seyn, die Kräfte

haben. Und damit sie diese bekommen, müssen sie hart gewöhnt werden. Verstehen Sie mich recht — hart gegen sich, meine ich, weich aber gegen ihre Unterthanen. Auch meine ich nicht hart; wie der Bauer abgehärtet wird; — Sie sehen, daß ich Theodorn nicht barfus gehen lasse — sondern hart in so fern, daß er nicht zehn und abermal zehn Empfindungen, denen der Mensch nun einmal nicht ausweichen kann, blos darum für unangenehme, oder gar für unerträgliche Empfindungen halte, weil er sie für solche zu halten von Kindheit an überredet ward. Dis wird Wohlthat seyn für ihn und — für sein Volk. Wenn dann irgend einmahl etwas von Wichtigkeit im Lande oder auch nur ausser der Burg vorfällt, wobei der Fürst von rechtswegen selbst zugegen seyn muß, wobei ihn aber seine Räthe nicht gern haben mögten, und die Witterung ist etwa nicht vollkommen schön: so wird er sich dadurch nicht zurückweisen und misbrauchen lassen, daß man zu ihm spreche — — die Sonne brennt gewaltig, Ihro Durchlaucht werden unaussprechliche Hitze auszustehen haben — oder — der Fusboden ist sehr feucht, Ihro Durchlaucht könnten sich erkälten; sondern er wird ein Fürst seyn, der immer bey der Hand ist. Und mein lieber Geheimerath, nur mit solchen Fürsten ist den Völkern gerathen.

Zensdorf. Gnädigster Herr, ich müßte der alte Zensdorf nicht seyn, wenn ich das nicht vortreflich fände. (etwas brummender) Aber ich meine z. E. daß es nicht nöthig sey, daß sich der Prinz Schuhe und Strümpfe selbst an- und ausziehe, weil er einen Bedienten hat und immer Bediente haben wird, deren Schuldigkeit es ist, dis an ihm zu verrichten.

Adolf. Wissen Sie das auch schon? Er fängt es ja erst seit gestern an zu lernen?

Zensdorf. O die ganze Stadt ist schon davon voll, und es wird sehr darüber geredet.

Adolf. Das mögen sie! — Lieber Geheimerath, nach meinem Willen müßte sich der Prinz lange schon an- und ausziehen können. Alles habe ich seither nicht durchsetzen können; ich war jedoch froh, daß ich so viel durchsetzen konnte, als ich durchgesetzt habe, und sah über das fehlende weg. Nun aber soll auch noch dis durchgesetzt und Theodor pünktlich so erzogen werden, wie ich den Plan dazu entworfen habe. Ueberhaupt, guter Greis, müssen Sie sich die Sache nur nicht so gar fürchterlich vorstellen. Theodor putzt sich ja die Schuhe nicht selbst, sondern er zieht sie sich nur selbst an und aus. Dazu hat er nichts weiter zu thun nöthig, als — daß er sich bücke. Und dis kann er, kann es besser noch, als wir beide, ja besser noch als

Schmidt, dessen Rückgrad, wenn es auch gleich nur ein Lakaienrükgrad ist, schon weit steifer und unbiegsamer ist, als der seinige. Wer wollte denn so einen Knaben so verwöhnen, daß ihm auch sogar das Büken als etwas lästiges vorkommen sollte? Bükt er sich denn nicht wohl sonst tausendmahl des Tags ohne Noth, aus Kurzweil und bei seinen Spielereien? Warum wird ihm denn das Büken da nicht sauer? Oder sollte sich Schmidt alsdann auch immer an seiner Statt büken, wenn er etwas fallen lässet, oder gar aus Scherz hinwirft! Das wäre so der nächste Weg, ihn fein frühzeitig die Bedientenquälerei zu lehren, von der ich ein ausserordentlicher Liebhaber bin. Nun, und also wäre es ja sonderbar, wenn einem Prinz das Büken alsdann nur Schande seyn sollte, wenn er es nüzlicher Weise verrichtete. Nein, nein, lieber Geheimerath, lassen Sie das gut seyn. Es ist gar nicht übel, daß die Prinzen sich bücken lernen. So wissen sie hernach, wie das Büken thue, und verlangen einst als regierende Herren nicht, daß der Unterthan vor ihnen im Staube kriechen sollte. Theodor hat — Hände. Er brauche sie Morgens und Abends zum An = und Auskleiden, wie er sie Mittags und Abends bei Tische recht gut zu gebrauchen weiß. Oder ists ihm etwa auch Schan=

de, mit eigener Hand nach Essen und Trinken zu greifen, und soll ihm Schmidt etwa auch lebenslang die Suppe zulöffeln, und die Bissen schneiden und in den Mund stecken?

Zensdorf. (der über die unerwartete Folgerung seine übrigen Argumente verliehrt.) Kurz und gut — Ihro Durchlaucht, es ist wider den Respekt, daß sich der Prinz selbst an- und ausschuhet. Weiter kann ich nichts mehr sagen. Und ich bin ein alter Mann, dem Sie dis nicht ungnädig nehmen werden.

Adolf. Mit Ihrem Respekt! ich habe es Ihnen schon gesagt, für Theodorn soll noch niemand Respekt haben. Daran lag es bei allen Fürsten, die schlechte Fürsten wurden, daß man zu früh Respekt für sie gehabt hatte. Und nun Punktum!!! — — Denken Sie übrigens ja nicht etwa, daß ich durch alle meine getroffenen Anstalten eine Art von Menage bey Theodors Erziehung machen wollen! Was Schmidt bekommt, dafür könnte ich dem Prinz noch einen Jäger und Heiducken halten; aber es ist mir nicht darum zu thun, daß, sobald Theodor pfeift, ihrer drei tanzen, die hernach wieder ihre Wege gehen, sondern, daß immer ein gesetzter, rechtschaffener Mensch um ihn sey, der, ohne zu thun, als wäre er [illegible] Aufwartung gegeben, ihm die reellest[illegible]ung und Auf-

war-

wartung leiste, nehmlich die, daß er mit Leib und Seele dafür stehe, daß der Prinz keinen Schaden nehme. Und — für das Salar, das Hofrath Rothe bekommt, könnte ich Theodorn allenfalls einen kleinen Hofstaat halten.

Zensdorf. (der jetzt hoch aufgehorcht hatte.) Der Hofmeister Ihro Durchlaucht bekam nicht mehr als hundert und funfzig Thaler und freie Station.

Adolf. Das weiß ich. Ich weiß aber auch, daß ein Geheimerrath damals nicht mehr als dreihundert Thaler hatte und freie Tafel, und daß ein Paar Kastraten am Hofe gehalten wurden, deren jeder tausend Dukaten bekam, und einige Violinisten und Violonschelliſten, die sich hundert Luisdore standen, während daß die übrige nützlichere Dienerschaft darben mußte. Ich habe aber, wie Sie wissen, beim Antritt meiner Regierung die Pfeifer und das Getümmel ausgetrieben, und meine Räthe dafür so gesetzt, daß sie leben können. Nur alsdann kann ich von meinen Dienern fordern, daß sie mir wacker, und ganz dienen, wenn ich sie zureichend besolde. Diesen Satz auch auf den Hofmeister meines Sohnes anzuwenden, habe ich mir besonders zur Pflicht angerechnet. Es ist mir nicht unbekannt, daß so ein Mann an manchem Hofe noch mit zweihundert Thalern hin-

hinlaufen muß, während daß ein müssiggehender Hofmarschall die Thaler zu tausenden einstreicht; aber — dafür sind es denn auch solche Hofmeister, und dafür bilden sie denn auch solche Fürsten. Ein geschickter Erzieher eines Erbprinzen ist ein Mann den der Staat nie genug belohnen kann, und ist mir lieber, als zehn Hofmarschälle, die alle Tage abkommen können, ohne daß das Land das geringste dabei verliehrt.

Zensdorf. (dessen Gesicht sich sehr aufgeklärt hat.) Ihro Durchlaucht haben wahrhaftig recht. — Da aber der Geschäfte für den Hofrath Rothe allerdings zu viel werden mögten, wenn der Prinz erst noch mehr heranwächst: so biete ich Höchstdenenselben in tiefster Unterthänigkeit meinen jüngsten Sohn alsdann zum Mitgehülfen desselben an. Er ist in den schönen Wissenschaften sehr stark. . . .

Adolf. (der die lüderliche Lebensart desselben kennt.) Ja, das habe ich leider gehört! Ich denke, daß es für meinen Sohn an Rothen genug seyn werde. Sein Mitgehülfe bin ich. — — Ach, Herr Geheimerrath, hören Sie doch, sagen Sie mir doch, wie war es denn mit dem Wasserzoll bei Neudorf, den uns der Hof zu M. . seit undenklichen Jahren immer wieder streitig machte? Ist die Sache nicht unter der Regierung meines Vaters ausgeglichen worden, und wie?

Zens-

Zensdorf. (der die Peruke verschiedentlich hin und her schiebt.) Ja, warten Ihro Durchlaucht nur ein klein wenig; ich werde mich besinnen. Ja — so — ja — Anno 1727 am Siebenschläfertage geschah es, und zwar auf dem Zollhause zu Neudorf. Von hiesiger Seite war ich dazu kommitirt, und der damalige Regierungsrath von Krdbel, der Anno 1729 Regierungspräsident ward, und Anno 1733 starb. Von der M.. Seite waren dabei der Kammerdirektor Mark — oder von Mark — das kan ich doch nicht eigentlich bestimmen, Ihro Durchlaucht, da verläßt mich doch mein Gedächtniß — hum! hum! hum! — — J, daß ich doch gleich — — —

Adolf. (seriös.) Es ist nichts daran gelegen, ob Ihr Gedächtniß dergleichen Läppereien behalte, oder nicht. Können Sie sich aber darauf besinnen, ob er etwas gelernt hatte?

Zensdorf. O — das war ein ganzer Kammeralist. . . Ja, einen Ungeschikten hätten uns die M.. er wohl nicht geschikt. . .

Adolf. Nun, denn ists schon genug. Dis ist Sache für die Welt; — jenes gehört in den Gukkasten. Fahren Sie nun fort.

Zensdorf. Also von jener Seite waren dabei der Kammerdirektor Mark, oder von Mark — darunter will ich, wie gesagt, die Wahl haben — und der Finanzrath Trautmann, der

am

am folgenden Neujahrstage in Ungnade fiel. Auf dem Zollhause ward Mittag gehalten. Wir gaben das Essen, und jene den Wein. Die von M. . führten einige Flaschenfutter herrlichen Johannisberger bei sich. Wir reichten dreierlei Wildpret, worunter auch Fasanen waren, und dreierlei Fische, worunter auch Forellen sich befanden. (wischt sich den Mund ab) Die Sache ward nach Tische so abgemittelt, daß der hiesige Hof die Zollgerechtigkeit zwar verlohr, aber die Zollfreiheit für sich fortbehauptete.

Adolf. Den Johannisberger haben also meine arme Unterthanen bezahlt. . . Das war theurer Wein!

Zensdorf. (nachdem er heftig sich geräuspert hat.) Das darüber gehaltene Protokoll liegt bei der Kammer und ist in den vierten Band des grossen Zoll- und Geleite-Buchs eingeheftet, hinter Pag. 29.

Adolf. Ich hätte gern bald eine Abschrift davon.

Zensdorf. Sogleich, Ihro Durchlaucht.

Theodor schlief Sommer und Winter unter einer simplen Matraze, und nie länger, als sieben Stunden. Um zehn Uhr ward zu Bette gegangen, und um fünf Uhr wieder aufgestanden,

die

den; die Jahreszeit und die Witterung mogten seyn, wie sie wollten. Waren die Tage recht schön: so wekte ihn Rothe früher, um ihn die Reize des Morgens schäzen und geniessen zu lehren. Adolf hatte vorzüglich hierauf gedrungen und dabei hinzugesezt: „Jung gewohnt, alt gethan! Man kann sich so gewöhnen, daß man zehn, zwölf Stunden schlafen muß; aber auch so, daß man an sechs Stunden genug hat. Zuviel Schlaf ist für den Geist eben so schädlich, als zuviel Speise und Trank es für den Körper ist. Der Fürst muß unter allen Menschen am wenigsten dem Schlaf sehr ergeben seyn; denn unter allen Bewachern des Wohls seines Volks soll er der Erste seyn. Was er schläft, muß er zu rechter Zeit schlafen. Der Abend und Morgen für ihn seyn. Es ist Verkehrtheit — tief in die Nacht hinein sizen und geniessen, und dann tief in den Tag hinein liegen und schnarchen; es thue es der Kaufmann oder der Fürst. Des Tages schönster und seegenvollester Theil ist der Morgen. Wann ist die Natur reizender, als in seinen Kühlungen? Wann denkt und arbeitet es sich besser, als in seinen goldenen Stunden? Theodor soll ein enthusiastischer Freund der Natur werden; so wird er ein milder Fürst werden. Er soll in edler Thätigkeit seine Bestimmung finden; so wird er ein nüzlicher Fürst werden. Das

späte und lange Schlafen ist nichts, als Folge der gewöhnlichen Abendschmausereien, die das schädlichste für die Gesundheit sind, was der Luxus je eingeführt hat, und ist, wenn es an den Höfen Sitte wird, eine der ergiebigsten Quellen der heillosesten Unordnungen in den Staats- und Regierungsgeschäften. Wenn der Fürst um zehn Uhr erst aufsteht: so stehen die Räthe höchstens halb zehn Uhr auf, und dann — gehab dich wohl, liebes Vaterland! . . Wie muß sich im Leibe des Bürgers das Herz umkehren, wenn er, nachdem er schon sechs Stunden gearbeitet hat, den Fürsten und die Räthe erst die Nachtmützen weglegen siehet, die doch alle weit herrlicher zu essen und zu trinken haben, als er!"

Gefahren werden sah man Theodorn nie; es müßte denn eine weite Tour gewesen seyn, welche er etwa in Gesellschaft seiner Eltern machte. Gehen aber sah man ihn tagtäglich, die Witterung mogte auch seyn, wie sie wollte. War der Morgen schön, so gieng es früh fort. Vorher genoß alsdann Theodor nichts, als ein Glas frisches Wasser. Die Wanderungen geschahen nach den benachbarten Lustschlössern und Landhäusern. Anfangs machte Rothe mit ihm nur Touren von Viertelstunden, dann von halben Stunden; endlich wurden Meilen daraus. Kam man an Ort

und

und Stelle, so ward gefrühstükt. Theodor genoß alsdann Milch und Obst, oder verzehrte auch wohl ein Warmbier, oder aß auch blos ein Stük ländlichen kräftigen Brods, woran er überaus viel Geschmak fand. Unterwegs boten sich immer Gegenstände genug dar, welche dem Zögling zu tausend Fragen, und dem Hofmeister zu tausend Antworten Gelegenheit gaben, so daß sie sich unvermerkt hin und her schwazten. Rothe bediente sich dieser Anlässe, die Aufmerksamkeit des Prinzen zu üben.

Mittags um zwölf Uhr ward gespeißt. Schlechterdings sollte Theodor weder jezt noch in Zukunft sobald an öffentlicher Tafel erscheinen. „Ich mag es anfangen, wie ich will, sprach Adolf, als er auf diesen Punct kam, so kan ich es doch nicht verhindern, daß zuweilen viel französischer und deutscher Nonsense da gesprochen werde. Stumm seyn will niemand; jeder will sich hören lassen; und was das schlimmste ist, auch hervorstechen. In den Köpfen ist nicht immer viel hervorstechendes; mithin müßten Afterwiz, Vademekumseinfälle und Equivoken oft die Stelle desselben vertretten. Sind vollends Fremde bei der Tafel: so kan ich der Sache noch weniger steuren. Diese muß ich nehmen, wie sie kommen, und mich, wenn sie sich unerträglich machen, damit beruhigen, daß sie nicht meine täglichen

Rost-

Kostgänger, sondern nur meine Gäste sind. Theodorn aber gebe ich da nicht Preis. Butter und Honig mög' er essen, bis er lerne Böses und Gutes unterscheiden!" Mehrentheils as also Theodor mit Rothen allein; zuweilen aber auch in Gesellschaft seiner Eltern. Adolf war überhaupt ein geschworner Feind aller Schwelgerei, und hatte den übermässigen Luxus, welcher an der Tafel seines Vaters geherrscht, ungemein eingeschränkt. Man speiste bei ihm zwar gut; man sah aber auch, daß es nicht darauf angelegt sey, daß die Gäste sich den Magen verderben sollten. Es mogten Fremde bey Tafel seyn oder nicht, mehr, als sechs Schüsseln, wurden niemals aufgetragen. Den Unterschied machten im erstern Fall nur edlere Weine, die zwar alle auf seinen Bergen wuchsen, deren aber hundertjährige und drüber in seinen Kellern anzutreffen waren. Wer sich in selbigen jemals bey der Tafel übernahm, der hatte es auf immer mit ihm verdorben. Von ihm selbst aber wußte man kein Beyspiel, daß er es je gethan habe. Noch weit mehr war Theodors Tisch ein Tisch der Mässigkeit. Adolf richtete ihn nach folgenden Grundsäzen ein — — der Prinz soll sich satt essen, ohne sich zu überladen; — es ist nicht sowol die Menge, als die Mannigfaltigkeit der Speisen, wodurch sich ein Mensch zu schaden

pflegt, weil dadurch nicht nur Gährungen im Magen entstehen, sondern weil auch dadurch die schon wirklich gestillte Esbegierde immer wieder aufs neue gereitzt wird, so, daß man allemal zu viel isset, wenn man zu vielerlei isset, — es ist nicht die Hauptsache, daß die Speise den Gaumen vorzüglich kützele, sondern daß sie dem Magen verdaulich und nahrhaft sey, — das, was um uns her wächst und erzeugt wird, ist für uns das gesundeste, — viel warme Flüssigkeiten erschlaffen den Magen. Diesen Grundsätzen zufolge waren alle Suppen ohne Unterschied von Theodors Tische verbannt. Mehr, als zwey Gerichte, wurden ihm niemals aufgetragen. Hiezu wählte man nahrhafte Speisen; Speisen, die im Lande erzeugt waren, sich zu einander schickten, simpel und blos mit inländischen Gewürzen zubereitet waren. Ein leichtes Gebackenes, öfter aber ein blosses Butterbrod, machte den Beschluß. Obst ward bei Tische ihm nicht vorgesetzt; zum Frühstück aber und zum Vesper konnte er davon essen, so viel er wollte, und es ward dafür gesorgt, daß es ihm jahraus jahrein daran nicht gebräche. Des Prinzen gewöhnlicher Trank war reines, frisches Quellwasser, worunter ihm bey Tische alter vaterländischer Wein geschüttet ward. Von Thee und

Kaffe

Kaffe wußte er nichts. Dann und wann trank er einige Tassen nahrhafter Chokolade.

In den Nachmittagsstunden ward wieder gewandert. Ueberhaupt sas der Prinz wenig- und der gröste Theil seines Lebens war noch nichts, als Bewegung. Auch zu seinen Spielen, wenn er nicht ausgehen konnte, wurden nur solche gewählt, mit denen dergleichen viel verbunden war; Kartenhäuser baute er nicht; auch spielte er nicht mit bleiernen Soldaten. Ein Kegelspiel, ein klein Billiard, eine Schaukel, ein paar Hüte über einander gelegt, über die er sprang, das Ballonspiel u. a. d. amüsirten ihn sehr. Noch war, wenn er einen Spielkameraden brauchte, solcher Schmidt oder auch der Hofmeister selbst.

Um sieben Uhr ward Abendbrod gegessen, aber nie warm. Adolf selbst pflegte Abends gewöhnlich nicht warm zu essen; weil er, so oft er dis ja einmal thun musste, sich dadurch um die wahre und erquickende Ruhe des Schlafs brachte. Theodor trank nicht nur kalt Wasser, sondern wusch sich auch mit kaltem Wasser, und zwar ohne allen weitern Zusatz. Dis musste er täglich recht oft thun. Rothe beschrieb ihm das Wohlthätige davon, und foderte ihn oft auf, recht achtsam darauf zu merken, wie er sich gleich

darnach gestärkter fühlen müsse. Der Prinz überzeugte sich davon und wusste sich nun fast keine grössere Güte zu thun, als wenn er sich recht eiskalt waschen konnte. Oft führte ihn Rothe auch an einen sichern Bach und ließ ihn sich darinn baden. Dis ward bald ein Fest für ihn, und nie sprang er freudiger an seinen Hofmeister hin, als wenn er merkte, daß der Weg zum Badebach gehe. Den Mangel dieses Vergnügens im Winter ersetzte ihm Rothe durch das Schrittschuhlaufen auf sicherm Eise, welches er bald dergestalt lernte, daß er mit seinem Hofmeister um die Wette lief.

Die neue und ungewöhnliche Erziehungsart des Prinzen machte nicht nur in der Residenz, sondern auch im ganzen Lande viel Aufsehens. Viele wusten nicht recht, ob sie den grösten Theil der Schuld davon dem Fürsten, oder dem Hofmeister beilegen sollten. Im Allgemeinen aber war man deshalb sehr für das Leben des Prinzen besorgt. Gegen Adolf selbst durfte sich nun einmal niemand etwas darüber merken lassen, weil er es auf das nachdrücklichste verboten hatte; desto mehr ward aber hinter seinem Rücken davon geredet. Der arme Hofrath Rothe, der so schon ein Gegenstand allgemeiner Misgunst war, musste alsdann am meisten herhalten. Man

schalt

schalt und schimpfte auf die ganze Erziehung, meinte im Grunde damit den Fürsten, wagte nicht immer, diesen zu nennen, wollte doch seinen Mann haben, auf den man zugleich schelte und schimpfe, und nannte also jenen. Bey dem blossen Reden und Urtheilen darüber in Gesellschaften blieb es nicht. Es liessen sich auch einige Geistlichen einfallen, auf den Kanzeln dawider zu eifern, und schilderten die neumodischen Prinzenverwahrloser als leichtsinnige Schwindelgeister, die eine der unverzeihlichsten Sünden begiengen und über die das ganze Land Ach und Weh schreien müsste. Auch erschienen satirische Schriften, in welchen, bald plumper, bald feiner, Theodors Afteredukation durchgezogen, Hofrath Rothe jämmerlich mitgenommen und selbst des Fürsten nicht geschont ward. Adolf hörte davon, nahm sich aber nicht einmal die Mühe, eine dieser Scharteken zu lesen. Noch weniger schränkte er die von ihm einmal verstattete Preßfreyheit ein. Und am allerwenigsten setzte er Preise für diejenigen aus, welche die unberufenen Schriftsteller nahmhaft machen würden. Der alte Geheimerath Zensdorf kam einsmals ganz auffer Athem zu ihm, und zeigte ihm eins dieser saubern Produkte, worin Rothe geradezu zum Pranger verdammt ward und un-

ter andern die Fragen aufgeworfen wurden, ob ein Fürst seinen einzigen Prinz völlig nach uneingeschränkter Willkühr erziehen könne; ob er nicht verbunden sey, sich mit seinen erfahrensten Räthen darüber zu besprechen; und ob das Land nicht, wenn es offenbar sähe, daß der einzige Erbe so Preis gegeben würde, nachdrückliche Vorstellungen dem Fürsten darüber zu machen berechtigt sey?

Jensdorf. Da sehen Ihro Durchlaucht, daß ich nicht allein so denke. Alle Leute denken so. Vox populi, vox Dei! Was Sie sich nun alles gefallen lassen müssen! Nein so etwas ist in der Geschichte dieses Landes noch nicht erhört, daß man sich in Schriften sogar an die Handlungen des Fürsten vergriffen hätte.

Adolf. (lächelnd.) Das letzte ist meine Sache. Wenn ich es leide, was kümmert es Sie? Ich habe auch bereits in allen Buchläden sagen lassen, daß man diese und andere ähnliche Schriften ohne alle Besorgniß frey und öffentlich verkaufen könne. Uebrigens hat mir niemand vorzuschreiben, wie ich Theodorn erziehen soll; Ich — ich bin sein Vater.

Ulriken war von ihren Hofdamen auch allerlei vorerzählt worden; ja man hatte sogar die Unbesonnenheit begangen, ihr eines jener unrei-

fen

fen schriftstellerischen Produkte vorzulegen. Ob sie nun gleich mit ihrem Gemahl sehr simpathisirte, so schien sie doch in Verlegenheit darüber zu gerathen. Sie wollte mit aller Vorsichtigkeit ihn von dem, was im Publikum vorgehe, benachrichtigen, ward aber auf der Stelle überzeugt, daß er schon alles und noch mehr wisse, als sie. Eine sehr liebevolle und männliche Unterredung, welche Adolf darüber mit ihr anstellte, beruhigte sie dergestalt wieder, daß sie allen ihren Hofdamen und Hofjungfern auf das schärfste verbot, ihr jemals wieder ähnliche Possen zu bringen.

Adolf rief Rothen zu sich. „Vermuthlich werden Sie es auch schon wissen; man redet, predigt und schreibt gegen uns beyde. Es kommt mir dis alles gar nicht unerwartet, denn ich kenne die Macht der Vorurtheile. Ich weiß aber auch, daß ruhiges Fortgehen seines Weges und standhaftes Beharren im angefangenen Guten die sichersten Mittel sind, sie zu Boden zu werfen. Mich kümmern alle die Possen nicht, und Sie sollen selbige auch nicht kümmern, denn ich schütze Sie. Nichts, als der glückliche Erfolg unsres Plans, soll uns vertheidigen. Wenn man sehen wird, daß Theodor eine im-

mer blühendere Rose werde: so wird man von selbst aufhören, sich unsinnig gegen uns zu ereifern. Ich denke es in kurzem zu erleben, daß viele Eltern mir nachahmen werden; und wenn dann dis geschieht: so will ich mich nie eines Beyspiels mehr freuen, als dessen, das ich durch die Erziehung meines Sohnes gab. Und nun unter uns beyden kein Wort weiter über alle die Possen! — — Ich habe Ihnen letzthin gesagt, wie unsre erste Sorge die seyn müsse, daß Theodor ein recht gesunder, starker Mann werde, und daß er deshalb vor aller Verweichlichung bewahrt werden solle. Ich bin auch mit der ganzen Einrichtung, wie sie in dieser Hinsicht von Ihnen getroffen worden ist, zufrieden. Jetzt nun erkläre ich Ihnen meinen Willen, daß er eben so wenig verzogen, als verweichlicht werden solle. Leider geschieht bey den gewöhnlichen Erziehungen der Kinder in vornehmern Ständen oft beides; aber jenes ist alsdann noch ärger als dieses, und man könnte das Verzogenwerden die Verweichlichung der Seele nennen. Denken Sie sich einmal einen sehr angesehenen Menschen, der ohne Kräfte ist und dessen ungeachtet doch immer auf seinem Kopf besteht — — Dis ist das Bild eines zugleich verweichlichten und verzogenen Fürsten. Wenn

so ein Mensch, der nun einmal schwach ist, wenigstens seine Schwachheit nur noch fühlt, und die, welche arbeiten können und wollen, arbeiten lässet: so ists doch noch etwas; wenn er aber seinen Eigensinn für Stärke hält, die Arbeitenden stöhrt, von keinen Remonstrationen wissen will und weder hört, noch sieht; so ists um Alles gethan; so geschieht nichts; die Arbeitenden werden träge und lassen endlich alles gehen, wie es gehen will. Das halte ich für das unglückseligste, traurig-heimgesuchteste Land, dessen Regent ein schwacher Herr nicht nur, sondern auch noch dazu ein Starrkopf wäre. Dis würde aber blos davon hergekommen seyn, daß man ihm als Prinz von Kindesgebeinen an allen Willen gelassen, daß man ihm nichts versagt, daß er schon befehlen dürfen, ehe er einmal recht reden können, und daß er schon mit dem Stock drohen dürfen, ehe er ihn einmal zu regieren vermogt; daß niemand ihm, wenn er augenscheinlich unrecht gehabt, zu widersprechen sich unterstanden, aus Furcht, der unbärtige gnädigste Herr mögte es ihm einst, wenn er zur Regierung käme, gedenken, und daß es die gnädigsten Eltern ungnädig genommen, wenn ihm jemand über einen offenbaren Leichtsinn, über eine wirkliche Unge-

zogenheit oder gar Bosheit, wie sichs gehört, eine Ermahnung reichen wollen. Mein Theodor soll weder Weichling, noch weniger Weichling und Starrkopf zugleich seyn. Stark soll er werden, und dennoch mit seiner Stärke keinen Trutz ausüben. Und da er der ist, der nach meinem Tode einmal Fürst wird: so soll gleich frühzeitig an ihm hiegegen gebaut werden. Bebend würde ich einst mein Haupt niederlegen — Stunde der Verzweiflung würde die Stunde meines Todes werden, wenn mir meine Absicht fehlschlüge! Verstehen Sie mich recht. Ich will nicht, daß Sie es vergessen sollen, daß Theodor einst Fürst werde; aber er soll noch nichts davon wissen. Sie sollen sich vielmehr unaufhörlich daran erinnern; aber die Vorstellung davon soll ganz entgegengesetzte Eindrücke auf Sie machen, als die gewöhnlichen sind. Ueber jeden Leichtsinn, über jede Unart, über jede Aufbrausung, über jede Unbiegsamkeit, die er äussert, sollen Sie darum mehr in Aufmerksamkeit gerathen, weil sie ein künftiger Fürst äussert. Der Menschen, der unglüklichen Opfer würden zu viel seyn, die einst dadurch litten, wenn seine Seele es zur Fertigkeit und Gewohnheit in denselbigen brächte. Sie müssen um so aufmerksamer auf dis alles

an

an ihm seyn, je lebhaftern und feurigern Temperaments er von Natur ist. Er ist gutherzig; aber — er bedarf der Richtung dabey. Die zweckmäßigsten Mittel hierzu darf ich Ihnen nicht erst sagen; Ihr Kopf und Ihr Herz werden sie Ihnen, ohne Härte zu gebrauchen, selbst an die Hand geben. Lebhaftigkeit und Heiterkeit sollen an ihm nicht unterdrükt werden. Was blos Ausdruck jugendlicher Freude ist, das lassen Sie ihm. Von übertriebenen Einschränkungen bin ich kein Freund. Je lebhafter das Temperament ist, dem dergleichen wiederfahren, desto ärger schweift es hernach aus, wenn es über lang oder kurz seine volle Freyheit empfängt, die es doch einmal empfangen muß. Wenn sie aber sehen, daß er flatterhaft wird: dann halten Sie ihn und suchen ihn zu fixiren. Wenn er einen Uebereilungsfehler drey-viermal wiederholt: dann bauen Sie vor, daß dieser nicht habituell werde. Wenn er in Zorn geräth: dann suchen Sie ihn so zu stellen, daß ihm sein eigener Zorn verächtlich werde. Wenn er ohne vernünftige Ursach auf seinen Kopf besteht: dann thun Sie ihm schlechterdings nicht den Willen. Wenn er wirklich schlecht handelt: dann behandeln Sie ihn auch als einen Menschen, der schlecht handelt. Lassen Sie es ihn

leb-

lebhaft fühlen, daß er so gehandelt habe; damit er frühzeitig lerne, daß es keinem Menschen, er sey auch, wer er sey, für frey ausgehe, so zu handeln. Brechen Sie ihm ein Vergnügen ab, das er gern geniesst; versagen Sie ihm ein Spiel, einen Spatziergang; zeigen Sie ihm, daß Sie ihn weniger schätzen, als sonst. Loben Sie ihn nie mehr, als er verdient. Leiden Sie auch nicht, daß ihm irgend ein anderer eine leere Schmeicheley sagen dürfe. Das ist ein Hauptfehler bey Erziehung eines künftigen Fürsten, wenn man ihm von Jugend auf lauter schönes und süsses schwätzelt; wenn man alles, was er kaum mittelmässig geliefert hat, für vollkommen und herrlich, und, was wirklich schlecht von ihm vollbracht wird, dennoch als gut lobpreiset. Wie wenig Mühe wird sich ein Mensch geben, im Ernst etwas vollkommenes zu leisten, wenn alles, er mag auch thun, was er will, gleich für vollkommen ausgegeben wird! Da stehen und summen dann die Lobsegner, die Preisflüsterer, die Himmelerheber so eines noch unausgebildeten Prinzen — allerseits Schurken, so lang sie sind — um ihn her, lassen ihn gar nicht zur wahren Erkenntniß seiner selbst kommen, werfen ihm die Augen voll Sand, suchen sich nur recht fest bey ihm einzunisten und lachen

im Stillen ob seiner Leichtgläubigkeit. Sie verwöhnen ihn dadurch so, daß er hernach, wenn er Regent wird, jeden Rechtschaffenen, der ehrlich mit ihm spricht, für einen Grobian hält, daß er Gegenvorstellungen, die ihm gemacht werden, für Eingriffe in seine Hoheit, und wiederholte Gegenvorstellungen für Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt. Versichert, daß sie, wenn sie solchergestalt fortfahren, seinen Stolz und seiner Eitelkeit zu schmeicheln, alles durchsetzen, schalten und walten können, wie sie wollen, lassen sie sich alsdann auch Mishandlungen von ihm gefallen, fröhnen dadurch seiner Eitelkeit noch mehr, nisten sich in seiner Gnade und Huld noch fester ein und — halten sich für die Mishandlungen, welche sie von ihm erdulden, durch noch weit abscheulichere schadlos, die sie hernach wieder an ihren Untergebenen ausüben. Theodor soll gleich von Anfang an keine Menschenrace mehr verachten und verabscheuen lernen, als die verdammte Race der Schmeichler. Er soll sich für äusserst beschimpft halten, sobald man etwas an ihm lobet, das nicht lobenswerth ist, und soll nur Menschen schätzen, die ihm die Wahrheit sagen. Erklären Sie ihm das recht oft, wie es keinen gröbern und plumpern Menschen

gegen

gegen uns gebe, als — den Schmeichler, weil dieser uns gleichsam ins Gesicht sagt — ich halte dich für so verstandesschwach, für so albern und unwissend, daß du unter allen Gegenständen auch sogar den nicht einmal kennest, der dir der nächste ist, nehmlich — dich selbst; man kann dir von einem ganz andern Menschen vorschwatzen, als du bist, und dir weis machen, du wärest selbiger, und du glaubst auch wirklich ein Anderer zu seyn, als du bist. Kurz, jeder Schmeichler macht, ehe er zu schmeicheln anfängt, allemal stillschweigens einerlei Introitus, und das ist der — ich erkläre dich für unerträglich dumm, und darum sage ich dir nun, was folget. Wie wird Theodorn dis allein schon vor Fürstenthorheiten bewahren, wenn das zahllose Heer jener Liebediener und Schmeichler keinen Zutritt zu ihm findet; wenn jeder, der mit ihm Gemeinschaft haben will, erst ein Rechtschaffner seyn muß, und wenn er den Mann als Freund umarmet, der ihm mit bescheidener Freimüthigkeit sagt, worinn er geirrt oder gefehlt habe! Gewöhnen Sie ihn zum Nachgeben; lehren Sie ihn Widerspruch ertragen. Das ist ein Unglück von völlig unüberseh-

hört, nicht Rath annimmt; wenn er sich völlig untrüglich dünkt, wenn er glaubt, daß er schlechterdings nicht irren könne, und wenn er, falls er einsieht, daß er wirklich geirrt habe es unter seiner Würde hält, durch Abände-rung seiner Meinungen, Vorsätze und Plane, und durch Wiedergutmachung des begangenen Irrthums solches öffentlich zu bekennen. Da stehen dann die einsichtvollern Minister um ihn her, sehen den Herrn nach offenbar falschen Grundsätzen handeln, dürfen es nicht merken lassen, daß sie dis sehen, und müssen wohl gar wider ihre Ueberzeugung ihm dabei unterstützen und mitarbeiten. Da geschieht ein Unrecht, eine Gewaltthätigkeit nach der andern an ein-zelnen Personen und Familien. Da werden die unzwekmässigsten, verkehrtesten, verderbenstif-tendsten Anstalten für das ganze Land getroffen. Da wird zugefahren ohne vorhergegangene Un-tersuchung. Da wird der Unschuldige für schul-dig, der Schuldige für unschuldig erklärt. Da wird erst gestraft, und hernach dem Gestraften der Proces gemacht; und ist die Unmenschlich-keit, die an ihm begangen werden soll, zu ab-scheulich, legen Regierungspräsident, Amtsrath und Scharfrichter lieber ihre Aemter nieder, als daß sie sich zu derselben hergeben sollten: so fin-

den

den sich bald drei andere Subjecte dafür, die sie ins Werk sezen und sich dadurch den Weg zu den drei erledigten Aemtern bahnen. Da steigen die Seufzer, da strömen die Thränen des Volks über den, der sein Beschüzer und Rather seyn sollte, gen Himmel. — — Ist denn aber ein Fürst nicht Mensch, wie andere? Hat ihn die Natur etwa aus anderm Stoff gebildet, als die übrigen? Ist er nicht eben den Unvollkommenheiten, eben den Einschränkungen des Verstandes unterworfen, als diese? Kann er nicht so gut irren und fehlen, als sie? Und, wenn er dann nun einmahl gefehlt und geirrt hat, muß er sichs nicht ebenso zur Pflicht machen, von seinem Irrthum zurükzukommen, seinen Fehler wieder gut zu machen, als sie? Muß er als Erster nicht auch zuerst dis thun? Er hat gefehlt; — gut, es ist geschehen; wir haben nun daran erkannt, daß er ein Mensch sey; aber — er gestehe nun auch den Fehler ein, er verbessere ihn, damit er uns überzeuge, daß er ein guter Mensch sey; er gestehe ihn zuerst ein, verbessere ihn unter allen am schnellsten, damit wir ihn für einen der besten Menschen erkennen. Wäre es denn nicht mehr als sonderbar, wenn er denken wollte, daß seine Unterthanen, die doch Augen haben, und sehen

kön-

können, nur alsdann keine Augen haben oder nicht sehen, wenn er handelt? Oder, wenn er dis nicht denkt, verlangt er etwa, daß bei Beurtheilung der Fürstenhandlungen die allgemeinen Grundsätze von Recht und Unrecht, von Billigkeit und Unbilligkeit, von Weisheit und Narrheit nicht anwendbar seyn sollen? Gott! wenn doch die Fürsten erst insgesammt nicht mehr in ihren Hüten und Kronen, sondern in der edlen Menschheit, die in ihrem Busen wohnt, ihre wahre Hoheit und Würde fänden! Darum, so wie Theodor fehlt, zeigen Sie ihm auf der Stelle den Fehler und halten ihn zur Verbesserung desselben an, und so, wie er falsch urtheilt, widersprechen Sie ihm und machen ihn geneigt, die richtigere Meinung anzunehmen. Lassen Sie ihn recht die Seelengüte fühlen, welche ein Mensch hat, der, sobald er einsieht, daß er unrecht habe, nachgibt. Die Biegsamkeit des Herzens wird eben so, wie die Biegsamkeit unsrer Gliedmassen, durch frühe Uebung und Gewöhnung dazu einzig und allein befördert. Ganz vorzüglich dulden Sie an ihm keine Rache, keine Wuth und Grausamkeit. Bei seiner natürlichen Gutherzigkeit dürfte er zwar kaum jemals derselben fähig seyn; aber es wäre doch möglich, daß ihn

sein Feuer etwa einmal dazu hinrisse. Wachen Sie von dieser Seite unaufhörlich über ihn. Es ist schrecklich, wenn ein Fürst diesen Leidenschaften ergeben ist; denn je stärker der Rachsüchtige und der Grausame ist: desto mehr Unheil richtet er an. Ein grausamer Fürst wäre das wahre Bild zu jenen Würgeengeln, deren in alten Zeiten Erwähnung geschieht, wenn die neuern Exegeten solche nicht schon anders erklärt hätten. GOtt, der Allmächtige, ist ja die Liebe! Wäre er dis nicht, so müsste das ganze menschliche Geschlecht vor ihm zittern. So sei auch der Fürst die Liebe, damit sein Volk nicht vor ihm zittern müsse. Nicht einmal Mishandlungen der Thiere verstatten Sie Theodorn, wenn er sich dergleichen einfallen lassen sollte. Auch die sonst gutmüthigsten Kinder sind oft dazu geneigt; theils, weil sie dadurch doch wenigstens eine Art von Herrschaft und Uebergewalt ausüben können, welche ihnen über ihresgleichen noch nicht verstattet wird; theils weil die gequälten Thiere zuweilen Stimmen von sich geben und Bewegungen machen, die, an und vor sich betrachtet, ins komische fallen. Prinzen sollen unter allen Kindern am wenigsten diese Freiheit haben, weil sie sonst, wenn sie einst zur Regierung kommen, den Uebergang

von Thieren zu Menschen nur gar zu leicht finden. Sie sind ein durchsehender Mann, und werden die Seiten bald entdeken, auf welchen mein Theodor zu Ausschweifungen am geneigtesten werden könnte. Auf diesen halten Sie ihn besonders in Zügel, und rüsten Sie ihn dagegen mit deutlichen Vorstellungen des Verstandes, damit er auf allen Seiten gleich stark werde. Sie werden nun verstehen, was ich unter Verziehung meine, die bei Theodorn schlechterdings nicht Statt finden soll, und werden nun das übrige, was noch dazu gehört, leicht hinzusezen können. Erziehen Sie Ihrem Vaterlande einen künftigen Fürsten, der stark an Leib und Seele sei! — Zum eigentlichen förmlichen Unterricht dürfte es noch zu früh mit ihm seyn. Inzwischen werden Sie doch Gelegenheit genug haben, ihm beiläufig allerlei nüzliche Vorerkenntnisse beizubringen. Machen Sie ihn besonders auf Ihren kleinen Wanderungen mit allen Gegenständen bekannt, die ihn zunächst umgeben. Uebungen in Aufmerksamkeit sind jezt noch das wichtigste, was für seinen Verstand geschehen kann. Die Bildung seines Herzens aber lassen Sie sich nun täglich noch angelegener werden. Seither ist er nur von Anblik ken des Bösen abgehalten worden und hat nichts,

als gute Beispiele gesehen. Dis war auch bis jetzt moralischen Unterrichts genug für ihn. Nun aber muß mehr geschehen. Nun erwecken Sie bei jeder Gelegenheit sein moralisches Gefühl recht absichtlich. Zergliedern Sie ihm die Schönheiten jeder guten Handlung, die vor seinen Augen ausgeübt wird, und reitzen Sie dadurch in ihm den Nachahmungstrieb noch mehr. Sieht er Böses; hört er dergleichen: so lassen Sie ihn sogleich das Ungerechte und Schändliche darin recht deutlich erblicken und fühlen; damit er frühen, dauerhaften Abscheu dagegen einsauge. Unterhalten Sie ihn oft mit muntern und angenehmen, mit lehrreichen und rührenden Erzählungen edler Handlungen aus der Zeitgenossenschaft und der Vorwelt. Machen Sie ihn mit den herrlichsten Menschen bekannt, die leben und gelebt haben, und setzen ihm besonders diejenigen Züge recht aus einander, derentwegen man diese Menschen hauptsächlich herrlich fand. Auf Liebe, Güte und Gefälligkeit und Wohlwollen gegen alle Menschen, auf Achtung, Werthschätzung und Verehrung guter und weiser Menschen blos suchen Sie sein ganzes Herz zu stimmen. Vorurtheile, denk' ich wenigstens, soll er noch nicht in sich aufgenommen haben; doch kann ich freilich hiefür nicht so ganz

stehen. So, wie er mit dergleichen' hervortreten oder noch bekannt werden sollte, lassen Sie ihn gleich das Unvernünftige und Alberne darinn erblicken; damit er sie hernach hören und sehen könne, ohne daß sie weiter einigen Eindruk auf ihn machen, als daß sie ihm immer verächtlicher werden. Religion — in dem gewöhnlichen Sinn des Worts — bleibt vor der Hand noch ganz weg. Wenn ich glauben werde, daß Zeit dazu sey, will ich Ihnen meine Gedanken über diejenige Religion mittheilen, welche einst Theodors Religion seyn soll.

Prinz Theodor gehörte zu den Kindern, gegen welche die Natur eine sehr freigebige Mutter war. Man sah ihn und — hatte ihn auch schon lieb. Er hatte eine schöne schlanke ebenmässige Figur und stand auf dem herrlichsten Wuchs. Ein Paar grosse blaue Augen kündigten Milde und Güte an, und das Feuer, welches in ihnen glänzte, versprach edle Lebhaftigkeit. Eine hohe gewölbte Stirn gab ihm ein freies, offenes Ansehen, und das ganze Gesicht hatte viel Ausdruk zukünftiger Würde. Seine muntre Farbe bewies seine Gesundheit; ein starker Gliederbau wackere Anlagen zur Kör-

perkraft. Sein Haar war blond, und floß natürlich um ihn her. Er trug sich gut und frei, und zeigte mit jedem Tritt sein heiteres Temperament. Sein Herz besas hohe Reizbarkeit. Die ersten Eindrüke, welche ein Gegenstand auf ihn machte, überwältigten ihn leicht. Dabei war er aber sehr gutmüthig, theilnehmend, wohlwollend und herzlich. Fehlte er, so fehlte er aus Lebhaftigkeit; er besann sich aber eben so schnell, und suchte alsdann sein Vergehen wieder gut zu machen. Die Geisteskräfte, welche an ihm hervorblikten, waren von mehr als gemeiner Art, und es war kein Zweifel, daß er, wenn sie gehörig in ihm entwikelt und ausgebildet würden, ein sehr weiser und einsichtsvoller Mann werden müsse. Er begrif sehr leicht, war aufmerksam und wisbegierig, und Rothe hatte oft nicht wenig damit zu schaffen, ihm auf alle seine tausend Fragen die richtigsten Antworten zu geben. Ward er gefragt und gab man ihm zu erkennen, daß er richtig geantwortet habe: so war ihm dis eine herzliche Freude.

Mit Recht war er deshalb der Gegenstand der Liebe der ganzen Nation. Sobald es hies, daß hier oder da der Prinz gegangen komme, drängten sich die Bürger zu Haufen herbei, und al-

alles lief an die Fenster, um ihn zu sehen; obgleich allerdings viele darunter waren, die die Neugier nur herbeilockte, um zu sehen, wie die neumodische Erziehung bei ihm anschlage, und ob er dadurch munterer oder blässer, magerer oder dicker, grösser oder kleiner werde. Adolf, der hievon bald Nachricht bekam, befahl recht ausdrücklich, daß Rothe mit dem Prinz wöchentlich zum allerwenigsten zweimal durch die ganze Stadt gehen sollte; damit der höhere und niedere Pöbel sich von dem Ungrunde seiner Befürchtungen zu überzeugen Gelegenheit hätte. Den kleinen Theodor frapirte dis zuweilen, wenn so zwanzig, dreissig Männer auf ihn zugelaufen kamen, ihn auf allen Seiten begaften und wohl gar überall betasteten und befühlten. Man suchte ihn aber jederzeit durch die Antwort darüber zu befriedigen, daß ihm die Leute alle so gut wären.

Theodor. (als er einsmals wiederum diese Antwort bekommen hatte) Warum sind sie mir denn so gut? Ich kenne sie ja nicht einmal; geschweige dann, daß ich ihnen schon etwas zu Gefallen gethan hätte. Wenn ich nur dis könnte, ich wollte ihnen allen wohl recht viel zu Gefallen thun.

Rothe. Vielleicht können Sie dis einmal, Prinz; und eben darum, weil Sie so aussehen, als mögten Sie dis gern, so hat man Sie auch schon lieb. Sie haben einen Vater, den die Menschen so lieben und schätzen; und da verlässt sich jeder darauf, daß Sie um so viel mehr auch einst ein guter Mensch seyn werden. Darum kommen die Leute so gelaufen, und sehen Sie immer so an; um wissen zu wollen, ob sie sich in ihrer Hofnung betrügen werden, oder nicht. Werden Sie immer bescheidener, liebreicher und freundlicher; so wird man Sie, wenn Sie einmal gros sind, eben so lieben, wie man Ihren Vater liebt.

Rothe ging in Ansehung der gesammten angefangenen Erziehung des Prinzen seinen Gang fort; unbekümmert darüber, ob man sie lobe oder tadle, ihr segne oder fluche, für sie schreibe oder wider sie schreibe. Das immer blühender werdende Ansehen seines Zöglings sprach für die Güte seiner Bildungsart, und gab Adolfen Gelegenheit, eine der weisesten Handlungen seines Lebens auszuüben. Es erschien nehmlich noch zu guter letzt ein ganz famöses gedrucktes Pasquil auf den Fürsten selbst, worin die ganze Edukation des Prinzen nicht nur auf das beis-

feindste durchgezogen, sondern Adolf auch geradezu Theodors Todtschläger genannt und die ganze Nation zur Empörung gegen ihn deshalb aufgefordert ward.

Zensdorf. (das Pasquil in der Hand, zitternd und bebend.) Da — da — da — (fällt auf einen Lehnstuhl nieder.)

Adolf. (erschrocken.) Was ist denn? Gott! was ist denn? — (nimmt ihm die Broschüre aus der Hand und besinnt sich.) Ist er etwas wieder gegen mich?

Zensdorf. (unter beständigem Kopfschütteln und Fußstampfen.) Lesen Ihro Durchlaucht nur! O pfui — o pfui — Das hofte ich nicht zu erleben! Ach, wären doch meine alten Knochen längst schon zur Ruh! (fängt bitterlich an zu weinen.)

Adolf. (nachdem er im Pasquil geblättert und die heftigsten unterstrichenen Stellen gelesen hat, sehr ernsthaft.) Rekolligiren Sie sich, würdiger Greis! Es ist wahr — diese Scharteke ist grob und arg; aber mein Entschluß ist auch schon gefasst, und diesem zufolge will ich mit Ihnen darauf wetten, daß sie die letzte in ihrer Art seyn werde.

Zensdorf. (der wieder ruhiger wird, nachdem er den Fürsten auf den rechten Fleck gebracht zu haben glaubt.) Nicht wahr — nun werden Ihro Durchlaucht andere Erziehungsmasregeln treffen?

Adolf. (gesetzt.) Nein, das wird Fürst Adolf nicht. Welch ein Triumph für den Schurken, er sei, wer er wolle, wenn ich dis thäte! Und den sollten wir ihm so geben? Was denken Sie denn?

Zensdorf. Nun, so werden Ihro Durchlaucht doch endlich einmal an diesem gottlosen Pasquil ein Exempel statuiren?

Adolf. (rasch) Ja, das werde ich!

Zensdorf. (heiterer.) Dieses teuflische Libell, diese unerhörte Majestätsschänderei, muß durch Henkershand verbrannt und die zügellose Pressfreiheit muß mit Gewalt eingeschränkt werden, und auf den Kopf des Majestätsverbrechers müssen wenigstens zehntausend Thaler gesetzt werden . . .

Adolf. (lächelnd.) Nicht zehn Pfenninge — — Das Geld können wir besser brauchen.

Zensdorf. (wieder verlegener.) Aber doch das übrige, was ich sagte?

Adolf.

Adolf. (ernsthafter) Nichts von allem dem!

Zensdorf. (wieder auſſer ſich.) Nichts? Was denn?

Adolf. (ruhig.) Laſſen Sie mich machen!

Zensdorf. (unwillig.) Alſo das Pasquil ſoll nicht verbrannt werden?

Adolf. Ich wüßte nicht, wozu.

Zensdorf. (noch unwilliger.) Nun, ſo haben wir in acht Tagen wieder eins, und nach noch acht Tagen noch eins, und ſo wollte ich lieber, daß ich — —

Adolf. (noch ruhiger.) Laſſen Sie mich machen! (Zensdorf will fort. Adolf hält ihn auf.) Lieber Greis, nur einige Augenblike kaltblütiger Ueberdenkung gewidmet! Hören ſie mich an — ich bin ja Ihr Fürſt . . . (Zensdorf bleibt ſtehen.) Erſtlich den Verbrennungspunct . . . Ich wollte, daß alle Fürſten und fürſtliche Regierungen, denen ſo etwas widerfährt, wie mir jezt, ſich ſo ſicher dabei wüſſten, als ich, und alsdann auch ſo handelten, als ich. Aber freilich — ſicher muß man ſich wiſſen; ſo kann man ſchreiben laſſen, was geſchrieben werden will, und unverbrannt laſſen, was geſchrieben iſt. Sagen Sie mir nur, ob ein Fürſt oder eine Re-

Regierung sich nicht im Ernst wegwerfen, wenn sie zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht nehmen, Schriften, in denen sie angegriffen werden, verbrennen zu lassen? Ist denn nichts mehr da, was ihre Ehre retten kann? Muß der Henker der werden, der sie rettet? — Glauben Sie mir, Geheimerrath, das Erste, was als geschriebenes oder gedrucktes in der Welt verbrannt ward, war — WAHRHEIT. Man konnte sich nicht dagegen verantworten; so war nichts übrig, als durch Verbrennung es über die Seite zu schaffen suchen. War dis aber nicht wirkliche Thorheit? Verfehlte man nicht offenbar dadurch seines Zwecks? Ein Exemplar verbrannte man, damit die übrigen desto begieriger gelesen würden... Warlich, man machte ja dadurch das Publikum erst recht aufmerksam auf das verbrannte Libell; man machte, daß sogar diejenigen, welche nicht einmal lesen konnten, es sich nun vorlesen liessen. Und gesetzt, man hätte die vorhandenen Exemplare alle sammt und sonders verbrannt, ward denn dadurch der Innhalt des Libells in den Seelen derer, die es gelesen hatten, auch mitverbraunt? Nein, der Henker soll nicht der seyn, dessen ich nöthig habe, um mich zu rechtfertigen! Wahrheit muß

nicht

nicht verbrannt werden, und — Lüge vergeht ohne Feuer. Wenn ich das Pasquil verbrennen liesse, wäre dis nicht fast eben so, als wenn ich mich getroffen fühlte? Rathen Sie das Verbrennungsmittel allen Fürsten und Regierungen, die sich nicht sicher wissen. Diese pflegen sich auch seiner bald zu bedienen. Ich bedaure aber jeden meines Standes, der dazu greift! Man betrachtet ihn als einen Ueberführten, der dazu greifen muß.

Zensdorf. Aber, gnädigster Fürst, soll denn eine so schändliche Handlung gar nicht gestraft werden? Wo keine Strafe ist, da ist ja keine Furcht . . .

Adolf. Wenn ich sie nun auch nicht strafte — muß denn alles gestraft werden? Die Sünde ist ja wider mich begangen; könnte ich sie denn also auch nicht ungestraft verzeihen?

Zensdorf. Nehmen mir Ihro Durchlaucht das nicht ungnädig — Ihre höchste Person muß unverletzlich seyn. Das ist eine Gerechtsame, auf die Sie nicht einmal Verzicht thun können — die Nation hat Ihnen diese gegeben, und die Festigkeit aller Fürstenstühle und Thronen beruht darauf . . .

Adolf. Sachte, sachte, lieber Greis! Einer meiner Pflichten kann und darf ich mich nicht begeben, das weiß ich wohl; aber einer meiner Gerechtsamen und Privilegien — — das wüsste ich nicht. Aber doch, ich will ja auch die meschante Handlung strafen, und zwar nicht sowohl sie, als vielmehr den Thäter.

Zensdorf. Den wissen Sie ja nicht.

Adolf. Das brauchts auch nicht.

Zensdorf. Hum! Den Thäter strafen und — den Thäter nicht wissen — hum! Wie, womit, wodurch wollen Sie ihn denn strafen?

Adolf. (großmüthig) Mit Verachtung! — Das ist seine gerechte Strafe, daß ich ihn, da ich ihn nicht weiß, auch nicht einmal wissen mag — mir nicht die geringste Mühe geben will, ihn zu erfahren.

Zensdorf. (wie schadenfroh.) Ei, das wird ihm gerade recht seyn.

Adolf. Nein, das glauben Sie nicht. Das wird er freilich wollen, daß er verborgen bleibe; das wird ihn aber verdriessen, daß ich ihn nicht einmal zu entdecken suchen will. Für das erste wird er wohl gesorgt haben, das können Sie doch wohl denken. Er glaubte aber, daß nun erstaunendes Aufsehen, Geräusch und Nach-

fra-

frage gehalten, und wohl gar eine Menge Unschuldiger in Verdacht genommen werden sollten. Da wollte er denn in seiner Verborgenheit sitzen und grinzen. Wie wird ihn das ärgern, wenn ihm dis fehlschlägt und wenn man ihn überzeugt, daß seine schändliche Seele das gar nicht habe ins Werk setzen können, was sie ins Werk setzen wollte? Glauben Sie doch, daß er fest und steif darauf gerechnet habe, daß sein Pasquil verbrannt werden sollte. Da wollte er denn wohl mitten unter den Zuschauern seyn und sich darüber freuen, daß er ein Mann sei, der eine öffentliche Exekution kommandiren, Henker und Büttel in Bewegung setzen und mitten im Staat rufen könnte — schlagt an! gebt Feuer! Es gibt solche Gemüther, die an solchen erregten Volksaufläufen ihre heimliche Freude haben können. Aber — seine Hofnung soll ihm fehlschlagen. Er soll auch nicht einmal die allerkleinste unter seinen erwarteten Teufelsfreuden haben, nehmlich die — daß ich zu erkennen gebe, als hätte ich mich über ihn geärgert.

Zensdorf. (dem die Perucke von allem Schütteln queer über das rechte Ohr hängt.) Ich weis nicht, wie die Welt jetzt wird. Alles anders — alles anders, als sonst. (schlägt sich

vor die Brust.) Alter, es ist Zeit, daß du stirbst! (tritt näher an den Fürsten.) Das muß ich Ihro Durchlaucht noch sagen — seit ewigen Zeiten werden bis auf den heutigen Tag solche infame Schriften durch Henkershand verbrannt.

Adolf. (mehr als lächelnd.) Und — die Folge davon? — — diese, daß bis auf den heutigen Tag solche Schriften dennoch immer zum Vorschein kamen. Man erwies ihnen also vermutlich zu viel Ehre. Man thue, als achte man nicht darauf; oder, wenn man ja darauf achtet, so lasse man sie noch einmal unter öffentlicher Autorität auf Schreibpapier auflegen; so werden die Pressen bald etwas klügeres liefern.

Zensdorf. (der Adolfen angreift.) Um Gottes willen — wo denken Ihro Durchlaucht hin?

Adolf. (der ihm einen Kus gibt) Ja, ja, lieber Alter; alles anders, alles anders als sonst; aber deswegen brauchen Sie nicht zu sterben . . . Ich gedachte nun alleweil auch der Pressen — —

Zensdorf. (der ihm ins Wort fällt.) Ach, ja, das ist äußerst nöthig, Ihro Durchlaucht, daß

daß die nun bis ins Abscheuliche getriebene Pressfreiheit auf das allerstärkste eingeschränkt werde.

Adolf. (gelassen.) Auch die soli bleiben, wie sie ist.

Zensdorf. Ihro Hochfürstliche Durchlaucht — gnädigster Fürst — Fürst und Herr — Herr und Vater — — ich bitte — —

Adolf. Lieber Geheimerath — guter Greis — wakerer Zensdorf — ich bitte — — hören Sie einmal auch noch hierüber etwas zu . . . In meinem Lande soll jeder schreiben und lesen können, was er will. Ich rechne dabei nicht auf Papiermacher und Buchdruker blos, daß diese dabei gewinnen; ich rechne auf Volksfreiheit, die dadurch gesichert, und auf Gleichgewicht unter den Ständen, das dadurch einigermassen erhalten wird. Das Volk muß sehen, daß niemands geschont werden dürfe, so bald er schlecht ist, er heisse, wie er wolle. Wenn keine Pressfreiheit wäre; so würden die Vornehmen und die Reichen allen ihren Leidenschaften ungezüchtigt den Zügel schiessen lassen können. Jene mißbrauchten ihre Gewalt, ihre Macht, ihr Ansehen; welcher Schwächere dürfte es mit ihnen aufnehmen? Diese bezahlten alle ihre Ausschweifungen mit baarem Gelde

und behielten allenthalben recht; welcher Aermere könnte es mit ihnen aufnehmen? Verfolgungssucht, Unterdrückungsgeist, Blutsaugerei, Tirannei und Despotismus auf der einen Seite — knechtische Furcht, Sklaverei, Hunger und Jammer auf der andern Seite, nähmen Ueberhand. Diesen Uebeln bauet die Preßfreiheit am gewissensten vor. So hat denn der Allervornehmste und Allerreichste, den alle Richterstühle der Welt nicht in Furcht setzen, doch wenigstens einen Richterstuhl, den er fürchten muß. Dis ist — der Richterstuhl des Publikums. Vor diesem muß er sich stellen, wie der Niedrigste und wie der Aermste, muß sich untersuchen, richten, und wenn er es verdient, auch verdammen lassen. Das Verdammungsurtheil kann ihm zwar seine Macht und sein Geld nicht nehmen, denn es besteht nur in öffentlicher Verachtung, der er Preis gegeben wird; aber auch diese ist ihm schrecklich genug, denn er verliehrt zu viel bei ihr, und kommt auch wohl durch sie in Gefahr, endlich in Untersuchungen zu gerathen, die ihn um seine Macht und um sein Geld bringen. So kommt manche Schelmerei an den Tag, die ohne Preßfreiheit ewig verborgen geblieben wäre, und — was noch weit mehr ist, so werden tausend

Schel-

Schelmereien nicht begangen, die, wenn die Furcht vor selbiger nicht wäre, ohne Scham und Scheu begangen seyn würden. Wie können sie so gegen die Pressfreiheit seyn, lieber Zensdorf? ich begreife das gar nicht.

Zensdorf. Aber, Ihro Durchlaucht halten mir zu hohen Gnaden — Die Autoren schreiben ja, was sie wollen — — Ja, wenn sie nur schrieben, was sie sollen, dann wäre es höchstrathsam, daß man ihnen uneingeschränkte Freiheit gäbe ...

Adolf. (der die rechte Hand auf sein Zwergfell legt.) Lieber Herzensalter, was schwäzen Sie durch einander? Nur schreiben, was man soll, dazu uneingeschränkte Freiheit haben — uneingeschränkte Freiheit haben, zu schreiben, was man soll — — so etwas habe ich in meinem Leben nicht gehört. Entweder — nichts schreiben dürfen, als was man soll, oder — uneingeschränkte Freiheit haben, zu schreiben, was man will — — in diesen beiden Säzen nur ist Sinn. Lezterer soll in meinem Lande gelten; ersterer ist der Saz eines Beelzebubs, und würde die Menschen aufs neue unter die Gewalt des Teufels bringen, aus der sie hin

und her kaum herausgeschlüpft sind. Wenn weiter nichts geschrieben werden soll, als was geschrieben werden soll — hören Sie einmal, wie das klingt — so brauchen wir weiter nichts mehr, als — Buchdruker; denn alles dies ist schon geschrieben und darf nur immer wieder abgedrukt werden; aber was nicht geschrieben werden soll, das muß nun erst noch geschrieben werden. Und da seyn Sie doch mehr Patriot, lieber Geheimerath, und sorgen Sie besser für die Nachwelt, als daß Sie ihr die Preßfreiheit wieder enziehen wollen. Ich bin ja selbst Fürst, und sollte es, wenn ich eigennüzig dächte, am wenigsten sagen; aber es ist doch sonnenklare Wahrheit, daß die Menschheit alle die wichtigern Schritte, durch welche sie in den leztern Zeiten aus Despotismus und Sclaverei hervorgetreten ist, einzig und allein der Preßfreiheit zu danken habe. Und — was hier vom Fürstendespotismus gilt, das gilt noch mehr vom Pfaffendespotismus. Und ist dieser nicht noch weit ärger, als jener? Unter jenem leiden nur Beutel, Haut und Knochen; aber unter diesem leidet auch sogar die Vernunft ... durch jenen werden die Menschen nur gemauleselt, aber durch diesen werden sie ganz geeselt. ...

Doch

Doch hiervon können Sie wohl vollends gar nichts hören?

Zensdorf. (dem die Perüke nun gar abfällt.) Die Ehrfurcht gebietet mir zu schweigen. — O — o — ich bitte unterthänigst um Vergebung. . .

Adolf. (Den Achtung überall erfüllt, indem er Zensdorfs schneeweises Haar so sieht.) Rechtschaffener Greis, so silberfarben ward Ihr Haupt im Dienst meines Hauses!!!

Zensdorf. (nachdem er sich die Peruke wieder aufgesezt hat.) Ja, mein Fürst! Als ich in Fürst Georgens Dienste trat, war mein Haupthaar rabenschwarz. Ein halbjahrhundert hat es ausgebleicht.

Adolf. (der einen sehr pretiösen diamantnen Ring vom Finger zieht.) Tragen sie diesen Ring bis an ihr Ende; — er ist aus Fürst Georgens Nachlaß.

Zensdorf. (sich tief beugend.) Das will ich auch. Wenn die Preßfreiheit aber nur nicht oft so sehr gemißbraucht würde — grosmüthigster Fürst!

Adolf. Das lassen Sie doch! Wo ist denn etwas, das nicht oft gemisbraucht würde? Das Uebel, welches aus der Preßfreiheit neben-

bei entspringt, ist zu klein gegen das überschwengliche Gute, das sie unmittelbar stiftet. Das Publicum ist unter allen Richtern oft der einzige gerechte. Es unterscheidet bald gedruckte Lügen von gedruckter Wahrheit; denn — es hat die darinn berührten Thatsachen vor sie und kann sie untersuchen. Findet es sich falsch angegeben: so fällt die öffentliche Verachtung auf den Lügner zurück; und so empfängt er Strafe genug. Das Schwert, das er gegen einen Unschuldigen zog, wird dasjenige, womit er sich selbst durchbohrt... Nein, lieber Geheimerath, ich mache in Ansehung der Preßfreiheit auch nicht die geringste Veränderung. Es muß irgend ein Mittel seyn, wodurch man dem, der ungestraft ein öffentlicher Schurke ist, auch öffentlich ins Gesicht sagen kann, daß er ein Schurke sey, ohne von seiner Macht und von seinem Reichthum etwas zu fürchten zu haben. Die Preßfreiheit ist noch die einzige Geissel, welche den vornehmen Bösewicht in Schranken hält. Und — wenn sie gegen einen schlechten Fürsten gebraucht wird: so ist dis der allerwohlthätigste Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann.

Zensdorf. (sehr gemässigt.) Aber erlauben Ihro Durchlaucht noch dieses einzige — Sonst war die Pressfreiheit hier sehr eingeschrenkt. Alles, was gedruckt ward, mußte die schärfste Censur passiren und — — —

Adolf. Und — die Folge davon war — daß nicht viel kluges gedruckt ward.

Der alte Zensdorf besah seinen Ring und — ging fort. Das Pasquill blieb also unkonfiscirt und unverbrannt. Ja, Adolf befahl, daß es sogleich noch einmal wörtlich abgedruckt würde, und ließ auf der innern Seite des Titelblatts die Worte mit grossen Lettern setzen: Wer Arges thut, der hasset das Licht, daß seine Werke nicht gestraft werden; wer aber Gutes thut, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden, — denn sie sind in Gott gethan; — Adolf.“ Unter dem Titel stand — zweite ungeänderte Auflage ad mandatum Sereniſſimi ſpecialiſſimum. Dis machte einen unaussprechlichen Eindruck auf die ganze Nation, und von der Zeit an hörte man nicht wieder von einer Zeile, die gegen die Erziehung des Prinzen zum Vorschein käme. Die anfängliche allgemeine Neugierde auf das, was der Fürst des fambsen Pasquills wegen thun

würde, verwandelte sich nun in einen allgemeinen Abscheu gegen den Verfasser desselben. Jeder beeiferte sich, diesen zu entdeken. Man entdekte ihn wirklich und wollte ihn dem Fürsten nennen. Adolf verlangte nicht, ihn zu wissen. Tags darauf kam die Nachricht, daß der Hofprediger unsichtbar geworden sei. „Das hätte ich doch nicht gedacht, versezte Adolf, als er dis hörte, und die Erklärung davon erhielt, daß ein schwarzer Mantel so viel Bosheit verhüllen könnte. Gestern noch hat mir der Schurke über die Erziehungsart des Prinzen seinen grösten Beifall zu erkennen gegeben.“ — — Zur Auflösung dieses Räthsels diente die Entdekung, welche man aus einigen nach der Zeit noch an den gewesenen Hofprediger eingehenden Briefen machte, daß er ein verkappter Jesuit gewesen sei.

Theodor hatte auf seinen kleinen Wanderungen, welche er täglich mit Rothen machte, die Natur schon sehr lieb gewonnen, und Rothe bestrebte sich, diese seine Liebe gegen sie bis zum Enthusiasmus für sie aufzustimmen. Viel schöne, feierliche Auftritte in der Natur, viel sanfte, entzükende Anblike derselben benuzte er dazu.

Einige

Einige der feierlichsten und entzückendsten, von selbigen aber ließ er wohlbedächtlich zurück, um einst von ihnen einen ausserordentlichen Gebrauch zu machen; wozu sie dem Prinz alsdann noch neu seyn müßten. Bald waren sie in Gärten, bald in Feldern; bald in freien Ebenen, bald in schattenreichen Waldungen; bald in tiefen Thälern, bald auf Höhen, die die weitausgedehnteste Aussicht reichten. Mehrentheils waren die Landhäuser und Lustschlösser des Fürsten in Gegenden angelegt, wo es die herrlichsten Prospekte gab. Da standen sie denn oft stundenlang auf dem einen oder andern derselben, und Rothe gab genau auf die Eindrücke acht, welche hier auf seinen Zögling gemacht wurden. Theodors ganze Seele pflegte sich alsdann in seinen Augen zu zeigen. Inbrünstig stellte er sich hin und schien die ganze weite Natur in sich aufnehmen zu wollen. Rothe bot ihm dann wohl ein Spiel oder sonst eine jugendliche Zerstreuung an; aber der Prinz schlug alles aus und setzte wohl hinzu: „hier frage ich viel nach Spiel und Zeitvertreib — hier ist Zeitvertreibs genug — hier mögte ich wohl immer seyn.“ Es fehlte nicht an den schönsten Sehröhren auf den Landhäusern, und da sprang Theodor für Freuden, wenn er durch selbige irgendwo noch

ein Dorf oder noch einen Thurm erblickte, die er noch nicht bemerkt zu haben glaubte. Rothe sprach dann, wenn sich der Prinz über die herrlichen Aussichten der Natur in diesen Landschaften auf das höchste freute, keineswegs etwa zu ihm — dis ist alles Ihre; Prinz — oder — das wird einmal alles Ihre; sondern er unterhielt ihn oft mit Vorstellungen folgender Art dabei.

„Die Wiesen, die Gärten, die Felder, die Büsche, die Häuser, welche wir da sehen, sind freilich alle schon vertheilt, und haben alle schon ihren Herrn. Mancher hat viel, mancher hat wenig davon. Aber die eigentliche Schönheit der Natur, der mannigfaltige Anblick aller dieser Gefilde und über ihm der grosse gewölbte Himmel, gehören allen Menschen zu. Der Hirt, welcher dort auf der Höhe weidet, hat daran allweil so viel Antheil, wie wir hier, und wie Ihr Vater auf seinem Schlosse da. Für uns alle ist die Natur da, und es kommt bei den Freuden, welche sie uns gibt, nicht darauf an, daß wir vornehmer und reicher sind, um mehr davon zu geniessen; so wie etwa bei den Schmausereien, Tänzen und Lustbarkeiten in der Stadt; sondern — je besser ein Mensch ist, desto schöner ist die Natur für ihn, er mag

übrigens reich oder arm; vornehm oder gering seyn. Wer nicht Güte des Herzens hat, für den ist auch das geringste Feldblümchen nicht gewachsen. Er verdient einen so schönen Anblick nicht, wie wir hier haben. Er muß, so oft er ihn auch hat, sich immer selbst dabei sagen — alles ist gut und schön um mich her, nur ich bin schlecht. Wer vollends ein Menschenfeind ist und andern nicht gern Gutes thut: der muß schamroth werden, so oft er die Natur betrachtet. Dieser muß sich alsdann zurufen. — Sieh, wie die Natur so gütig für dich ist und dir so viel Freuden schenken will! Bist du auch wohl einer derselben werth, da du keinem Menschen Freude schafft und Freude gönnest? Erst geh hin und segne Menschen, diene und hilf, und dann komme wieder und laß dich segnen — du Undankbarer! Sehen Sie, Prinz, je besser sie also werden, je milder und liebevoller gegen andere: desto mehr gehört alles das Ihnen, was Sie hier sehen — Erde und Himmel — und alles, was dran und drauf ist. Der beste Mensch ist der allerreichste; denn ihm gehört der Anblick der gesammten Natur, und alle Freuden, die sie hat, sind sein. Und das sonderbarste ist, daß jeder Mensch so reich werden kann, ohne daß an-

dere dadurch verlohren; wie es etwa mit den übrigen Reichthümern ist, da, was der eine im Kasten hat, der andere nicht in seinem Kasten haben kann. Wenn hier tausend gute Menschen ständen: so könnten sie alle gleichviel sehen und gleichviel Freude dabei empfinden; ohne daß einer dem andern etwas wegsähe oder wegempfände; oder daß die Natur selbst, die sie alle heute so seguete, sättigte, labte und erquickte, auf morgen dadurch ärmer würde."

Wenn Rothe so gesprochen hatte, schien ein edler Eifer Theodors sich ganz zu bemächtigen. Wie in einer Art von Scham sah er dann bald seinen Hofmeister, bald die Natur, bald jenen wieder an; doch sammlete er sich auf der Stelle immer wieder, und blickte entweder still- freimüthig, wie ein Mensch, der vor sich in geheim wackere Vorsätze gefaßt hat, um sich her, oder sprach auch wohl recht beherzt dazu — ich will recht gut werden, und andern auch gern recht viel Gutes thun, wenn ich nur erst kann; und wenn dann dis erst ist: so will ich hier auch erst recht vergnügt seyn, und thun, als wenn das ganze Land mein wäre, das ich hier sehe.

Gewis war diese Angewöhnung zur Empfindung des Schönen in der Natur einer der wei-

weiſeſten Grundſäze, nach welchen die Erziehung der Fürſtenſöhne zu Fürſten betrieben werden mag. Hierdurch werden ſie gleich frühzeitig ſo an die Natur gefeſſelt, daß weder der Hof, noch das Geräuſch der Welt den Hang zu ihr jemals wieder unterdrüken können. Und glükſelig iſt ein Land, deſſen Fürſt ein warmer Freund der Natur iſt! Die Simpathie mit ihr wird ihn vor der Sucht nach erkünſtelter Pracht verwahren, die nur gar zu leicht durch den übertriebenen Aufwand, den ſie verurſacht, die Kammern der Fürſten ausleert und ihre Einkünfte überſteigt. Er wird ſein Land nicht in Schulden ſezen, zu deren Wiederbezahlung nach ſeinem Tode Kopfſteuern ausgeſchrieben, Zölle und Acciſen erhöhet und ungerechte Kontributionen erpreßt werden müſſen. Sein Geſchmak an der Natur wird durch die ganze Einrichtung ſeines Hofes herrſchen. Eine edle Simplicität wird ſein Schloß bauen, ſeine Zimmer meubliren, ſeine Garderobe anlegen, ſeine Feſtins und Luſtbarkeiten reguliren. In allen Anſtalten, die er für ſein Land trift, wird er der Natur nachahmen; in allen Geſezen, die er giebt, wird der Geiſt der Natur den Ton angeben. Er wird natürlich denken, natürlich reden, natürlich handeln. Er wird die natürliche Gleichheit

der

der Menschen nicht übersehen, sich nicht stolz über sich selbst erheben, sondern sich als einen Vater betrachten, dessen Kinder seine Unterthanen insgesamt sind. Er wird auch die untersten Stände der Menschheit schäzen, und besonders den zahlreichsten unter allen, den Bauernstand, werthhalten und befördern, weil dieser zunächst an die Natur grenzt, im Schosse derselben unaufhörlich lebt, und am meisten dazu beiträgt, eine Gefilde fruchtbar und den Anblik derselben für ihn reizend zu machen. Er wird keinem seiner Unterthanen den Zutritt zu sich versagen, sie oft selbst in ihren Hütten aufsuchen, und auf jedem Besuch, den er bei der Natur ablegt, wenigstens einige derselben unterwegs sprechen. Er wird sein Land selbst kennen, viele Bedürfnisse desselben selbst entdeken und ihnen abhelfen. Er wird keine harten Strafen ausüben lassen und kein Wohlgefallen an grausamen Vergnügungen finden. Er wird sich nicht zum Tyrannen über seine Hirsche und Hasen aufwerfen: er wird aber auch seine Bauren nicht von Hirschen und Hasen tiranniſiren lassen. Er wird der Nation wieder mehr Gerechtsame der Natur auf allen Seiten zugestehen, und manch unsinniges Edikt seiner Vorfahren aufheben, wodurch seine Unterthanen aus dem Stande der natürlichen

lichen Freiheit in den Stand der Sklaverei versetzt wurden. In den Amtsstuben, in den Landesgerichten, im geheimen Kabinet wird er alle Sachen wieder einen natürlichen Gang nehmen lassen. Bei seinen Aufenthalten im Schosse der Natur wird er öfter zu sich selbst kommen, seine Handlungen prüfen, seine Würde und Bestimmung fühlen und neuen Eifer zu redlicher Betreibung seiner Pflichten sammlen. Er wird weder Atheist noch Pietist, sondern ein reiner und wahrer Verehrer der Gottheit seyn, unter deren Werken er so gern ist. Er wird ein Freund der Ordnung, er wird mässig, weise und gut seyn. Die segnende Natur wird ihn auch zu Segnungen ohne Unterlaß auffordern. Mit Seelenruhe wird er hören, mit Güte antworten, mit Milde entscheiden. Man wird kein Beispiel aufweisen können, daß er ungerecht, hart oder unbarmherzig verfahren sey. Er wird das wahre Verdienst schätzen und belohnen, die verfolgte Unschuld in Schutz nehmen, dem Nothleidenden beistehen, und Leben und Freude allenthalben um sich her verbreiten. Er wird die Reichthümer, welche ihm sein Volk sammlen muß, nicht ausser Landes schicken, um kostbare Kunstwerke dafür aufzukaufen, auch wird er sie nicht zu ungeheuren Summen in seine Schatzkammern einmauern;

sondern er wird in den schönsten Gegenden seines Landes eine neue Anlage nach der andern machen, wodurch viel hundert Arbeiterhände jahraus jahrein beschäftigt werden. Bald hier, bald da werden Landhäuser in die Höhe steigen, junge Gärten aufblühen, Wüsteneyen urbar gemacht, Strümpfe ausgetroknet und Kanäle gezogen werden. Selbst seine Landstrassen werden sich verschönern, und die Reisenden, wenn sie durch sein Gebiet wandern, werden in einem Paradiese zu wandern glauben. — — Man nehme ein Land, wo von diesem allen das Gegentheil geschieht und gehe zur Quelle davon zurük; so wird man diese oft einzig und allein darinn finden, daß sein Fürst keinen Sinn für die Schönheit und die Freuden der Natur hat. Diesen hat er aber darum nicht, weil man ihn von Kindheit an von der Natur entfernte, sie ihm verleidete, ihm ihre Vergnügungen als gemein, einfältig und unter seinem Stande schilderte, ihn an Flitterpracht, Getöse und Gewühl gewöhnte, ihn frühzeitig zum Parforcejäger, zum Akteur, zum Exerciermeister, zum ersten Tänzer oder gar zum ersten Trinker im Lande machte. Was Wunder, wenn er dann mehr auf dem Theater und Redoutensaal, als in seinen Gärten, Hainen und Fluren ist, oder wenn er,

zum

falls er ja dann und wann durch sein Land reitet oder fährt, jeden Busch nur darauf ansieht, ob gute Hetze in ihm sey, und jede Ebene, ob sie zum Lager oder Schlachtfelde tauge? . .

Fürst Adolf war zwar nicht zur Liebe für die Natur erzogen worden, aber er war als Mann und Regent hernach aus innerm Herzensantrieb zu ihr zurückgekehrt. Sorgfältiger Beobachter seiner selbst, hatte er bemerkt, was für veredelnde Einflüsse bis auf seinen Karakter gehabt habe und er behauptete schlechterdings, daß er von der Zeit an ein besserer Fürst geworden sey. Darum wollte er, daß Theodor noch mehr vor ihm voraus haben und von Jugend auf die Natur lieb gewinnen mögte. Er hatte ausser seinen vielen Landhäusern auch einige Einsiedeleyen in dicken Waldungen an den Ufern der Ströme angelegt. Sie lagen weit ab von den Landstrassen und machten einen sehr feyerlichen Eindruck auf die Seele, wenn man sie unerwartet erblickte. Eine heilige Stille herrschte in den Dämmerungen der Haine um sie her, und man sah es ihrer erhabenen Simplicität gleich an und las es in den kurzen Inschriften, welche sie an den Eingängen führten, daß sie ein edler Fürst zu den Plätzen bestimmt habe, wo er sich, entfernt von allem stö-

renden Geräusche der Welt, mit sich selbst unterhalten, über seine Pflichten nachdenken und sich in der höhern Weisheit üben wollte. Inwendig standen die Büsten der weisesten und besten Fürsten und Völkerbeherrscher alter und neuer Zeiten. Auch fand man in jeder derselben eine kleine ausgesuchte Bibliothek und einen Schreibeschrank. Hier war Adolf, so lange es die Jahrszeit verstattete, oft, und niemand durfte ihn daselbst aufsuchen. „Die übrige Zeit meines Lebens, pflegte er zu sagen, soll ganz meinem Volke zugehören; die Stunden aber, welche ich hier verlebe, sollen mein seyn. Doch sollen meine Unterthanen über diesen Zeitverlust für sie nicht Ursach zu klagen haben; denn diesen Stunden haben sie es zu verdanken, daß ich in den übrigen Stunden thätiger für sie bin, als mancher meines gleichen.“ Adolf hatte zwar keine bestimmten und bekannten Tage, an welchen er diese seine heiligen Einsiedeleyen besuchte; man konnte es aber allemal wissen, wenn er da gewesen war; denn — an jedem solchen Tage übte er hernach einige ganz vorzüglich schöne Handlungen aus.

Eine dieser Einsiedeleyen, und zwar die nächste an der Residenz, räumte der Fürst Theodorn ein,

ein, und Rothe mußte ihn wöchentlich einigemal dahin führen. Sie stand in Verbindung mit einem der schönsten Landhäuser des Fürsten, bei welchem ein weit und breit berühmter Englischer Garten von sehr grossem Umfange sich befand, ihr Zusammenhang mit selbigem war aber sehr unbemerkbar. Ein schmaler Fussteig führte von daher in ewigen Krümmungen durch einen dicken Pappelwald zu ihr, und sie selbst lag unter hohen Platanen ganz versteckt. Auch konnte man von dort aus zu Wasser nach ihr kommen; und so sah man Adolfen oft, wenn er eine Zeitlang im zauberischen Garten gewankt und seine Seele zu hohen Empfindungen gestimmt hatte, einsam den Kahn besteigen und nach ihr hinrudern.

Adolf. (zu Rothen, als er an Theodorn die Einsiedeley abtritt.) Es ist meine liebste und beste unter allen, die ich habe; aber eben darum soll er sie von nun an besuchen. Dort soll es seyn, wo die Wohlfart meines Volks nicht nur gegründet ward, sondern wo sie auch dauerhaft befestiget werde. Dort soll die Menschheit an Theodorn sich vollkommen ausbilden und immer wieder neue Stärkungen erhalten. Machen Sie ihm diesen Ort recht heilig und ehrwürdig. Ketten Sie an den Anblick desselben und an den

Aufenthalt daselbst für den Prinz viel wichtige Ideen, und besonders die Ideen, welche ein Fürst bedarf, um guter Fürst zu seyn; damit selbige, so oft er an diesen Ort kommt, recht feyerlich in ihm erneuret werden, und die vorige Lebhaftigkeit, wenn sie etwa Vergang genommen hätte, allemal wieder erhalten. Machen Sie ihm aber auch den Ort zu seinem Lieblingsaufenthalt, damit er ihn einst nach Jahren noch oft besuche und die Erneurung jener Ideen oft erhalte. Dort sollen Sie ihm die erhabensten Tugendlehren geben, die feyerlichsten Gelübde, denselbigen getreu zu bleiben, von ihm sich geben lassen, und an den Wänden den Tag anschreiben, an welchem er sie Ihnen gab. Dort sollen Sie ihm die wichtigsten Aufschlüsse über die Bestimmung des Menschen reichen, und ihn in den Dämmerungen des heiligen Hains mit seiner Unsterblichkeit vertraut machen. Dort sollen Sie ihn die Stätte finden lassen, wo er einst am liebsten sein frommes Gebet verrichte. Dort sollen Sie jeden seiner Geburtstage mit ihm feyern. Dort sollen Sie am Tage meines Todes mit ihm seyn. Dort sollen Sie so oft dieser Tag wieder kommt, mit ihm seyn. Dort sollen Sie noch in den spätesten Zeiten, wenn er etwa träge in Erfüllung seiner Bestimmung

mung würde, ihn an die Tugend, die Sie ihn lehrten, an das Beispiel seines Vaters, an die Herzensgüte, die er als Knabe blicken ließ, und an die theuren Zusagen, welche er Ihnen als Jüngling that, zurückerinnern. O Rothe, Rothe, benutzen Sie diese Winke, die ich Ihnen gebe, recht; so kann es nicht fehlen, daß diese Einsiedeley für ihn auf seine ganze Lebenszeit Tempel und Altar werde; daß sie der Ort werde, wo seine Tugend und Ruhe, wo das Heil der ganzen Nation auf immer gesichert wird!"

Rothe schafte die Büsten der Fürsten und Volksherrscher aus der Einsiedeley heraus, und stellte an ihrer Statt nach und nach Gemählde überaus guter Menschen aus den mittlern und niedrigen Ständen hin, welche sich durch eine besondre Tugend auszeichneten. Die Tugenden derselben waren keine von den geräuschvollen und glänzenden, wie etwa die Heldentugenden und die Tugenden der Minister; sondern es waren die stillern Tugenden des einsamen, des häuslichen und bürgerlichen Lebens, welche jeder Mensch besitzen soll, er sey Taglöhner oder König. Die Personen, welche diese Tugenden an sich trugen, wählte er insgesamt aus dem Schosse des Vaterlandes; damit der Prinz seine Nation

schätzen lernte, das Edle und Schöne nicht blos im Auslande suchte, und überzeugt würde, daß ihre Beispiele auch wahrhafte Beispiele für ihn wären. So viel, als möglich, wählte er dazu noch lebende Menschen; um ihm Achtung gegen die gegenwärtige Generation seines Volks beyzubringen, und ihm den Gedanken wichtig zu machen, daß er, wenn er nicht so würde, wie sie, täglich noch von Menschen übertroffen würde, die vor seinen Augen lebten und mit denen sein Volk ihn messen könnte.

Als der Prinz zum erstenmal mit ihm in die Einsiedeley kam, fand er das erste Portrait; und so oft er wieder hin kam, fand er wieder ein neues ausser dem vorigen. Diß war ein herrliches Mittel, dem Prinz jede nothwendige Tugend des Lebens, ohne welche der Mensch schlechterdings nicht Mensch genug ist, auf eine recht einleuchtende, anschauliche und zugleich sehr unterhaltende und anziehende Weise beyzubringen und ausübenswerth zu machen. Zuförderst ward dann gesagt, wer der Mann sey, dessen Bild da hieng; alsdann erzählte Rothe mannigfaltige Züge aus dem Leben desselben, welche die Tugend, die durch ihn gleichsam personificirt ward, aufstellten; hernach breitete sich Rothe über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Lie-

bens-

benswürdigkeit dieser Tugend aus. So lernte der Prinz Moral, ohne daß ihm dazu gesagt ward, daß er Moral lerne; und, was noch mehr ist, so lernte er sogleich die wahre, nemlich — die ausübende Moral.

Zum Exempel — — Als sie zum erstenmal in die Einsiedeley traten, hieng das Portrait eines Bauers da, der für einen der fleißigsten und arbeitsamsten im ganzen Lande gehalten ward. Adolf besuchte diesen Mann, der zugleich einer der gescheutesten in seiner Art war, zuweilen selbst, und hatte ihn zur Aufmunterung des ganzen Bauernstandes mahlen lassen. Das Originalgemählde war in der Kirche seines Dorfs nahe am Altar aufgestellt worden, wo ihm ein altes Heiligenbild, das einen unnützen Müßiggänger aus dem neunten Jahrhundert vorstellte, hatte Platz machen müssen. Der Pfarrer des Dorfs hatte zwar dagegen protestirt; auf Adolfs Fragen aber — ob ihm der Heilige jemals eine Garbe Waitzen verzehntet habe, und ob ihm irgend ein Bauer im ganzen Dorf jährlich so viel Zehend gebe, wie Rasch, hatte er den Heiligen heruntergenommen, und den wackern Rasch dafür hingestellt.

Theodor. (als er das Portrait erblickt.) Wer ist das?

Rothe. Es ist der Bauer Rasch aus Reinsdorf, der noch lebt.

Theodor. (noch neugieriger, als vorher.) Ein Bauer? Werden denn die Bauern auch abgemahlt.

Rothe. Oft zwar nicht, Prinz. Das macht, die Leute haben kein Geld dazu übrig, sich mahlen zu lassen. Wenn sie es nicht umsonst haben können, oder ein anderer sie nicht für sein Geld mahlen läßt, so bleiben sie freilich wohl unabgemahlt. Diesen Bauer hat Ihr Vater mahlen lassen.

Theodor. (ganz ausser sich für Neugierde.) Mein Vater? — Warum denn das? Es ist ja nur ein Bauer — und die sollen ja so dumm und so grob seyn . . .

Rothe. (der sehr erschrickt.) Wer hat Ihnen das gesagt, Prinz?

Theodor. J, Fräulein Schnips sagte immer zur Jungfer Sophie, wenn sie mich anzog und etwa dabey zerrte — — geh doch, du bist ja so dumm und so grob, wie ein Bauer.

Rothe. Hat sich schon ein Bauer dumm und grob gegen Sie aufgeführt, mein Prinz?

Theodor. Nein, mein Tage nicht. Aber es muß doch wahr seyn; — Fräulein Schnips würde es doch sonst nicht sagen können.

Rothe. Das folgt noch nicht daraus. Fräulein Schnips wird das auch so gehört haben und sprichts nun so nach. Aber das sollte sie nicht thun. Sie kennt gewiß die Bauern so wenig, wie sie, Prinz, sie kennen; denn die Bauern kommen an den Hof nicht, und Fräulein Schnips kommt aufs Dorf nicht. Ueber Leute aber, die man nicht kennt, soll man auch nicht urtheilen, und am wenigsten so schlecht. Fräulein Schnips hätte immer verdient, daß man nun, wenn man Jemanden dumm und grob beschreiben wollte, spräche — **du bist so dumm und so grob, wie Fräulein Schnips.**

Theodor. (der über den Ernst, worin Rothe so spricht, zusammenfährt.) Da haben Sie meine Hand; ich will es nicht wieder nachsagen. Aber sind denn die Bauern nicht dumm und nicht grob? O sagen Sie mir das doch, lieber Hofrath . . .

Rothe. Prinz, können das wohl dumme Leute seyn, die z. E. aus so einem Brachfelde, als das ist, worüber wir heute gegangen sind, und wo Sie den schönen Stein fanden, ein Feld machen, welches übers Jahr die herrlichste und

gesegneteste Erndte trägt? Können das wohl dumme Leute seyn, die die grünen Halme, welche ich Ihnen lezthin zeigte, so zuzubereiten wissen, daß Garn daraus gesponnen werden kann, wovon wir Hemden tragen? — Ich glaube noch, daß Fräulein Schnips nicht einmal weiß, wie der Flachs aussieht, wenn er noch im Felde steht. — — Und, was die Grobheit der Bauren betrift, so sagen Sie mir doch, sind diese Leute nicht immer so höflich und freundlich gegen Sie, wenn sie uns im Felde begegnen? Grüssen sie uns nicht oft eher, als wir sie grüssen? Fuhren sie uns nicht lezthin gar aus dem Wege?

Theodor. Ach ja, das ist auch wahr! O seyn Sie doch ja wieder gut; ich will auch nimmermehr wieder glauben, daß die Bauren dumm und grob wären.

Rothe. Hören Sie mir einmal recht zu, lieber Prinz. Ich will es Ihnen sagen, woher es kommt, daß man die Bauren dumm und grob nennt. Sie sind keine Künstler, keine Gelehrte, lesen keine Zeitungen, und auch nicht solche Bücher, wie Fräulein Schnips liest. Das schadet aber nichts. Wir können nicht alle Künstler und Gelehrte seyn, müssen nicht alle in Zeitungen und Büchern gerade lesen. Es muß auch Menschen

geben, die uns Getraide bauen, Holz anfahren, und Butter und Käse zu Markte bringen. Und diese sind weit nöthiger, als alle Künstler und Gelehrte. Ja diß sind die allerunentbehrlichsten Menschen. Was fiengen wir denn wohl an, wenn wir noch so viel Uhren, Tressenhüte, Kanapes und Sofas und — kein Brod hätten!

Theodor. Ach, da müßten wir alle verhungern.

Rothe. Sehen Sie! Darum muß man die Bauren recht werth halten. Die armen Leute müssen sichs so sauer genug werden lassen und sich auf ihren Feldern steif arbeiten. Das wäre ein schöner Dank, wenn wir sie dafür, daß sie nicht, wie Fräulein Schnips, die Hände in den Schoos legen, sondern uns die allernothwendigsten Lebensmittel, und noch dazu durch die beschwerlichste Arbeit, erziehen, dumm nennen wollten. Fräulein Schnips schwizt nur manchmal, und zwar beym Spazirengehen; die Bauern aber vergiessen tagtäglich Schweiß, und zwar Arbeitsschweiß. — Die Hauptsache ist diß — Kein Mensch ist ganz klug, und kein Mensch ist ganz dumm. Der eine versteht diß, der andere versteht jenes. Niemand aber ist darum dumm, weil er nicht gerade diß oder jenes

ver-

versteht. Jeder ist in seiner Art klug, sobald er das recht kann, wofür er sich ausgibt. Fräulein Schnips kann sticken, Kopfzeuger stecken, Manchetten ausnehen, Kleider frisiren, Französisch sprechen; das kann der Bauer freylich alles nicht. Aber dafür kann der Bauer pflügen, säen, mähen, dreschen; und diß alles kann wieder Fräulein Schnips nicht. Sobald ein Bauer das recht kann, was ein Bauer verstehen muß, ist er ein kluger Bauer. Ich versichre Sie auch, Prinz, es gibt unter den Bauern so listige Leute, wie es nur in der Stadt geben kann. — Grob aber nennt man sie, wenn man sie so nennet, nur darum, weil sie keine Komplimente machen, als wozu ihr Rückgrad, ihr Genick, ihr Hals und alles, was sich beugen soll, durch die viele harte Arbeit zu steif geworden ist; weil sie sich nicht aufs Heucheln und Schmeicheln verstehen, alles so gerade heraus sagen, wie es ihnen ums Herz ist, sich nicht um den Ausdruck bekümmern und oft statt Sie — Er sagen. Das können nun viel Leute nicht leiden; aber es ist albern, wenn jemand darüber murrt. Der Mensch muß mir ja doch weit lieber seyn, der mir die Wahrheit sagt, als ein anderer, der mich belügt und betrügt, und hinterher noch darüber auslacht. Was helfen mir denn die Lobes-

erhebungen, deren ich nicht werth bin, und die tiefen Bücklinge, welche ich mit meinem Schaden bezahlen muß? Mit dem Bauer weiß ich gleich, wie ich daran bin, und so, wie ich das weiß, kann ich mich darnach richten. Und wenn mich der Bauer Er nennt, so ist das keine Grobheit. Er spricht dadurch natürlich und wahr. Bin ich denn mehr, als ein Mensch? Das ist im Grunde eine übertriebene Höflichkeit, daß wir jemanden Sie nennen. Sie sind ihrer zwey wenigstens. Zu einem kann man nicht mit Recht sagen Sie. Es mag immerhin so gut seyn, daß man es thut, weil es einmal so gebräuchlich ist; allein man darf den Bauer darum nicht grob nennen, weil er natürlich spricht, und jeden einzelnen Menschen nur als einzeln zählt und mithin Er nennt. — Man muß auch von dem Bauer nicht so viel fordern, wie von andern Leuten. Wenn wir gebohren werden, sind wir alle einander gleich. Da ist zwischen einem Bauerkinde und zwischen einem Prinz kein Unterscheid. Unsere Verschiedenheit kommt erst von der verschiedenen Erziehung her, die wir erhalten. Wenn ein Kind von Bären erzogen wird, wird es wie ein Bär. Nun sollten Sie aber einmal sehen, wie schlecht noch die Erziehung der meisten armen Bauerkinder sey. Und wenn Sie

denn das gesehen hätten; so würden Sie sich darüber verwundern, daß die Bauern noch so klug und so höflich sind, wie sie sind. Ich bin diesen Leuten herzlich gut, und werde Ihnen noch oft von selbigen erzählen. Besonders aber schätz' ich den Bauer Rasch, wie ich nur einen Menschen schätzen kann, und ihr Vater konnte keinen bessern dazu wählen, wenn er einen Bauer mahlen lassen wollte, als ihn.

Theodor. Warum denn das, lieber Hofrath? Ist er denn so groß, oder sieht er etwa so hübsch aus? Die Hofmarschallin sagt immer, wenn sie einen grossen oder hübschen Mann sieht — der ist zum abmahlen . . .

Rothe. Das glaub' ich Ihnen wohl, daß die Hofmarschallin so spreche; Ihr Vater aber denkt nicht so. Der läßt solcher Dinge wegen die Leute nicht abmahlen. Wen er soll abmahlen lassen, der muß wirkliche Verdienste haben; oder es muß viel besonders, und das zugleich gut ist, an ihm seyn, welches er sich selbst erworben hat. Groß seyn ist zwar besser, als klein seyn, und hübsch aussehen besser, als garstig aussehen; aber der gröste Riese hat doch keine Ehre davon, daß er kein Zwerg ist — denn er hat nicht gemacht, daß er ein Riese ward; und

der

der allerhübschste Mensch hat eben so keine Ehre davon, daß er kein Fratzengesicht ist — denn er hat dazu nichts beygetragen, daß er so wohl gebildet ist. Der Bauer Rasch ist darum abgemahlt worden, weil er ein ausserordentlich fleissiger Mann ist. Soll ich Ihnen etwas hievon erzählen?

Theodor. Ach ja, ach ja, lieber Hofrath, das thun Sie doch; — und recht viel.

Rothe. Bauer Rasch ist jezt in seiner Art ein ziemlich wohlhabender Mann. Er hat Haus und Hof, Acker und Vieh; aber alles, alles, was er hat, hat er durch seiner Hände Arbeit. Seine Eltern waren arme Taglöhnerleute und konnten ihm keinen Thaler mitgeben. Im achten Jahre mußte er schon aus ihrem Hause und hütete das Vieh. Da ward ihm schon bey dem blossen Gehen und Stehen im Felde die Zeit zu lang, und er strikte jährlich über hundert Paar Strümpfe. Das Geld dafür sammlete er sich, und zwar selbst. Vom kleinern Vieh kam er zum grössern. Endlich ward er Knecht. Was er da angrif, grif er allemal ganz an. Er war unermüdet in seinem Thun und arbeitete für zwey Mann. Zwanzig Jahre war er da bey einem und eben demselben Herrn, und empfieng mehr

Lohn,

Lohn, als irgend ein Knecht. Diß alles legte er auch gröstentheils zurück und — kaufte sich hernach ein ziemliches Bauerngut. Da sein Geld nicht zureichte, schoß ihm sein dankbarer Herr das übrige vor. Also auch die Wohlrhat des Darlehns hatte er erarbeitet. Da arbeitete nun Rasch noch rascher. Alles gelang ihm auch; weil er es recht anzugreifen wußte und unermüdet betrieb. Er zahlte eine fünfzig Thaler Schuld nach der andern wieder ab, ward ganz damit fertig, baute sein Haus aus, machte seine Wirthschaft vollkommen, nahm seine alten Eltern zu sich, verpflegte sie, empfieng ihren Dank, begrub sie und arbeitete immer fort. Nun ist er ein Mann, der Geld im Kasten hat. Sein Viehstand ist beträchtlich. Seine Aecker sind ausserordentlich im Stande. Sein Haus ist ringsherum fest und nett, wie ein Kistchen. Die meisten Bienen im Lande hat er. Wenn kein Bauer mehr Heu und Stroh im Frühjahr hat, hat er es noch. Da mags aber auch stürmen oder blitzen, regnen oder schneyen, Tag oder Nacht seyn, getanzt werden in der Schenke oder nicht; — wenn nothwendig zu thun ist, ist Rasch bey der Hand und kehrt sich an nichts. Und dabey ist er als ein Mann, der nun bald achtzig Jahr alt ist, noch so gesund und munter, wie andere

von fünfzig manchmal kaum, und hat ein so zufriedenes, freundliches Gesicht, daß man ihn gleich lieb haben muß, wie man ihn nur siehet.

Theodor. Ach ich mögte ihn doch gar zu gern einmal selbst sehen!

Rothe. Auf dem Rückwege noch soll dis geschehen, Prinz — Sehen Sie, so lohnen Arbeitsamkeit und Fleiß! Alles, was nur wünschenswerth ist, jedes Gut des Lebens wird dem Manne zu Theil, der sich in seinem Amte, in seinem Beruf und Stande immer auf eine nüzliche Weise beschäftigt. Wer lange leben will, wie Rasch, muß waker arbeiten, wie er. Wer gesund und vergnügt seyn will, muß die Hände nicht in den Schoos legen. Nur der kann vergnügt seyn, der da weiß, daß er nüzlich sey. Arbeit ist das beste Mittel wider die Langeweile. Für den Müssiggänger sind die Tage alle zu lang, für den fleissigen sind sie zu kurz. Auf Arbeit schmekt jede Freude besser. Arbeit macht stark; so stark, daß man mässige Uebel nicht einmal achtet. Arbeit und Fleiß geben Brod und Ehre. Jeder liebt den fleissigen Mann — jeder bewirbt sich um seine Freundschaft — ein ganzes Volk segnet ihn — von seinem eigenen Herzen, von allen, die ihm ange-

von allen, denen er Gutes erzeigt, empfängt er den wärmsten Dank. Darum sind Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Fleiß die ersten Pflichten für jeden Menschen. Wir haben Kräfte, überaus viel Kräfte. Wozu empfiengen wir sie anders, als — sie anzuwenden? Die Anwendung unserer Kräfte zum Guten ist aber eben Fleiß und Arbeit. Und wenn jemand noch so reich wäre: so darf er doch nicht müssig gehen; denn er hat alsdann doch weiter nichts, als Geld. Geld allein aber macht nicht glüklich. Wenn er glüklich seyn will, muß er auch gesund seyn, werthgeschäzt werden und wahre Freunde haben. Diese bekommt er nicht, jenes ist und wird er nicht, wenn er träge, faul und ein unnüzer Mensch ist. Ein Müssiggänger ist in der menschlichen Gesellschaft eben das, was unter den Bienen die Raub- und Heerbienen sind. Diese verzehren den Honig, welchen die bessern Bienen, die Arbeitbienen, eingesammelt haben. Wer so gesinnt ist, daß er sich jede Freude, die er geniessen kan, schämt, wenn er sie nicht verdient hat: der nur ist ein guter Mensch. Die Arbeiten und Beschäftigungen sind unaussprechlich verschieden; aber jeder hat seine eigenen. Durch mancherlei Umstände in der Welt werden ihm diese bestimmt! und man nennet dis den Beruf

des

des Menschen. Wer diesen seinen Beruf erfüllt; wer die Geschäfte, welche ihm selbiger auflegt, redlich und sorgfältig betreibt! der ist ein wackerer, arbeitsamer Mensch. Hätte jemand gar keine Geschäfte, so müßte er sich noch Geschäfte machen. Er müßte andern helfen und dienen; — o und da hätte er vollauf zu thun. Wer gar nichts thun will, der ist nicht besser, als eine Kohlstaude, die auf immer auf einer Stelle bleibt, und weiter nichts thut, als daß sie in die Höhe wächst. Darum, lieber Prinz, suchen Sie einst Ihre gröste Ehre darin, daß Sie nicht müssig gehen, sondern immer arbeiten, immer etwas gutes verrichten, wodurch Sie sich und andern nüzlich werden. Wenn Sie erst gros sind, dann denken Sie stets an den Bauer Rasch, und vergessen Sie nie, daß er das erste Portrait war, das wir hier aufstellten und betrachteten.

Theodor. Ach wenn ich nur erst arbeiten könnte! Was werde ich denn aber einmal für Arbeit haben? Wissen Sie denn nicht, was ich zu thun kriegen werde?

Rothe. Das wird sich finden, Prinz. Ich glaube, daß sie einmal recht viel zu thun kriegen werden. Haben sie nur Geduld.

Theodor. Aber ich wollte, daß ich auch jezt schon arbeiten könnte.

Rothe. Jezt sind Sie noch nicht groß und stark genug. Indessen müssen Sie auch jezt schon nicht müssig seyn. Was Sie schon thun können, das müssen Sie auch schon thun. Darum habe ich auch von Ihnen verlangt, daß Sie sich nun nicht mehr von andern bedienen lassen, sondern alles ja sich selbst verrichten sollen, weil Sie dis nun können. Ihre übrige Arbeit besteht jezt darin, daß Sie recht aufmerken, wenn ich Ihnen etwas sage, daß Sie dis alles zu behalten suchen, daß Sie mich recht viel fragen und mir recht herzlich folgen. Wenn Sie dis alles thun, so sind Sie jezt schon in Ihrer Art fleissig und arbeitsam. Bald kommt die Zeit, wo Sie recht viel lernen müssen; hernach noch mehr; alsdann noch mehr. Endlich werden Sie von allem, was Sie gelernt haben, Anwendung und Gebrauch machen müssen. Thun Sie nur immer das, was Ihre Jahre und Ihre Umstände von Ihnen jederzeit fordern werden. Wie schön wird das seyn! Dann werden Sie immer für einen der fleissigsten Menschen gehalten werden, und einst der Glückliche seyn, wozu Sie Ihr Vater gern machen will.

Theodor. Ich will gewiß immer recht fleissig seyn, lieber Hofrath; machen Sie nur, daß ich bald recht viel lerne.

Bey dieser Zusage legte der Prinz freywillig seine beyden Hände in Rothens Hand, und wiederholte sie, als er hernach bei dem Bauer Rasch war. Diesen konnte er nicht genug betrachten, und er horchte auf jedes Wort, das der muntere Greis sprach. Es war immer, als wollte er es ihm abbitten, daß er die Bauren für dumm und grob gehalten habe. Rasch mußte ihn zu seinen Bienen führen. Da erzählte Rothe Theodorn recht viel von diesen Thieren sowohl überhaupt, als auch von ihrer Arbeitsamkeit. Ja, hub Rasch an, es gibt auch faule Schelme unter ihnen — und schlug eine Biene nahe am Korbe todt. Dis war eine von den Heerbienen. Sehen Sie, sprach Rothe, indem er sie dem Prinz zeigte, das ist das Bild eines Menschen, der ein Müssiggänger ist. Theodor empfieng von Rasch einen recht bidermännischen Händedruck beym Abschiede, und versprach, ihn öfter zu besuchen. Das thue er nur, mein Sohn — antwortete Rasch, sein Papa kommt och manchmal her.

Rothe ſtattete dem Fürſten von dem ganzen Vorgange des erſten Tags in der Einſiedelei umſtändlichen Bericht ab. Adolf war mit ſeiner geſammten Einrichtung, Theodorn auf ſo eine natürliche und anziehende Weiſe Moral zu lehren, ſehr zufrieden, und ſezte hinzu:

„Es freut mich doch, daß ich die lebendige Moral in meinem Lande habe. So viel ich mich erinnere, ſoll es nicht leicht einem Kapitel in der Moral an einem ſchon exiſtirenden Portrait eines meiner Unterthanen fehlen; und wo ja noch irgend eines mangelte, wollen wir es bald herbei ſchaffen können. O wie ſelig fühle ich mich in dieſen Augenbliken, daß wir gemahlte gute Menſchen nicht erſt aus Rom oder Athen, auch nicht aus Paris oder London kommen laſſen müſſen, ſondern ſie im Vaterlande, und zwar unter der lebenden Generation antreffen! Hundert gute Menſchen, die unter meiner Regierung mehr leben- ſind mir lieber, als hundert Meilen Erdreichs, die während deſſelben zu meinem Lande mehr acquirirt worden wären... Edle Unterthanen ſind der gröſte Fürſtenſchaz ... darum werde ich auch nie aufhören, allen unnüzen Aufwand zu vermeiden, und alles was ich aufbringen kann, auf die Ausbildung

dung der Nation zu verwenden. Hier ists wahrlich, wo man von dem Samen, den man ausstreuet, noch hundertfältige Frucht erwarten kan. — — Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Sohn gleich zuförderst auf die Idee von Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit geleitet haben, und bitte Sie, dieselbe bei jeder Gelegenheit in ihm zu erneuren. Sie sollte wahrlich die erste bei dem moralischen Unterricht aller Menschen seyn. Es ist schon ein Widerspruch — ein unthätiger Mensch; aber ein noch weit grösserer Widerspruch ists — ein unthätiger Fürst. Durch Müssiggang erschlaffen alle Kräfte des Menschen, und doch sollte niemand mehr Kräfte haben, als ein Fürst. Gott, welche Menge von Arbeiten und Geschäften liegen auf dem Rüken desselben! Die Gerechtigkeit, welche er jedem Unterthan wiederfahren lassen, schüzen und wiederschaffen soll, und deren Beschirmung seine erste Pflicht seyn mus, ist allein schon im Stande, ihn in beständiger Beschäftigung zu erhalten. Tausendmal für einmal wird in einem Lande gegen sie gesündigt, das einen sorglosen Fürsten hat, oder einen solchen, der sich blos seinen Vergnügungen überläßt. Die Erbarmung, deren Gegenstände ihn auf allen Seiten umgeben, macht ihm nicht weniger zu

schaffen, wenn nicht unaufhörlich Seufzer über ihn aufsteigen oder selbst von den Ausübungen seiner Güte die grösten Misbräuche gemacht werden sollen. Wie wenig Zeit bleibt ihm, wenn er auch nur auf diesen beiden Seiten genug thun will, übrig, auf weise und gemeinnüzige Anstalten zu denken, die in seinem Lande getroffen werden müssen, sein Volk selbst kennen zu lernen, stets richtige Uebersicht seiner eigenen Finanzen zu haben und die auswärtigen Angelegenheiten zu besorgen — welches doch alles Geschäfte von grösster Wichtigkeit sind! Es würde in der That unmöglich seyn, daß es Leute geben könnte, die uns dieser oder jener glänzenden Vorzüge wegen beneideten, wenn sie nur einen flüchtigen Blik auf die Lasten werfen wollten, die uns drüken. Es ist kein Hut schwerer auf dem Kopf, als — der Fürstenhut. Man kan ihn nicht unter den Arm nehmen. Neben sich her und vor sich her und hinter sich her kann man ihn zwar tragen lassen; aber — das muß wenigstens nicht eher geschehen, als bis man uns begräbt. Willst du den Hut haben, rufe ich mir an jedem Morgen zu — so trag' ihn auch selbst. Es ist wahr, wir haben Leute genug, die uns helfen, und müssen sie haben,

ben, weil an vielen Orten zu gleicher Zeit gearbeitet werden muß, und uns sowohl die Allmacht als die Allgegenwart mangelt; allein selbst diese Erleichterung unserer Geschäfte verursacht uns, wenn wir anders unsere Pflichten erfüllt sehen wollen, wieder ein neues Geschäft, das vielleicht das schwerste und verwikelste unter allen Fürstengeschäften ist — alle unsere Diener in beständiger Obacht zu haben, und genau darauf zu sehen, daß jeder von ihnen das, was ihm aufgetragen ist, gut und gewissenhaft verrichte. Wie viel dis auf sich habe, weis ich recht gut zu sagen, und ich habe tausendmal gewünscht, lieber einer von meinen hundert Arbeitern zu seyn, als über sie alle hundert die Inspektion zu führen. Wenn ich bei meinen Bauen einen Maurermeister ansehe, der ein paar hundert Gesellen dabei in Arbeit stehen hat und beständig bei ihnen zu- und abgeht: so erblike ich in ihm allemal mein Bild. Der Bau, an dem ich als Meister angestellt bin, ist — das Heil meines Volks. Ist dieser nicht weit wichtiger, als der Bau aller meiner Schlösser? So muß ich auch jedem meiner bei mir in Arbeit stehenden Gesellen sein Tagwerk anweisen, und immer dabei zum rechten sehen, daß sie es auch ge-

hörig vollenden. Ich halte mich an den Mauermeister und nicht an den Gesellen, wenn dieser etwas versieht oder verderbt. Warum hast du, sprech ich zu ihm, so einen Dummkopf oder Schurken in der Arbeit? Eben so hat auch mein Volk das Recht, sich an mich zu halten, wenn einer meiner Räthe ohne Kopf oder ungerecht und gewissenlos handelt, und es darf mir auch eben so zurufen — warum hast du so einen Ignoranten oder Schuft im Dienst? Wenn ich nun gar sehe, daß der Mauermeister bei aller Inspektion, die er über seinen vielen Gesellen führt, auch hie und da selbst noch Hand mit anlegt, die künstlichen Arbeiten selbst verrichtet, und die übrigen den Gesellen vormacht, wie sie sie nachmachen sollen, muß da nicht der Trieb in mir entstehen, auch in den wichtigsten Angelegenheiten des Landes mit meinen Räthen zugleich zu arbeiten. Weit entfernt daß Arbeit einen Fürsten beschimpft; Arbeitsunlust beschimpft ihn. Was würde ich zu meinem Mauermeister sagen, wenn er mit keinem Fuß nach dem Bau käme, worüber ich ihn doch angestellt habe, oder wenn er, gesezt auch daß er dort wäre, den ganzen Tag über hinter der Hecke im Garten läge und schnarchte, oder Tabak schmauchte, oder eine Brantenweinsflasche

nach der andern ausleerte, unbekümmert darüber, seine Gesellen mögten arbeiten und das Taglohn verdienen oder nicht, mögten die Arbeit vollkommen liefern oder verpfuschen? Wäre nicht das geringste, das geschehen würde, dis — daß ich ihn vom ganzen Bau weggehen hieße, und einen andern Meister anstellte? Nun, diesen Mauermeister sollte ich strafen können, und ich sollte ebenso handeln können, wie er, ohne mich auch eben so strafbar zu fühlen? — Freilich, manchen Räthen und Dienern mag wohl mit einem unthätigen Fürsten mehr gedient seyn, als mit einem thätigen. Diese mögen sich wohl besser dabei befinden, wenn sie einen Herrn haben, der sich um nichts bekümmert und der sein ganzes Fürstenamt in Unterschreibung seines verzogenen Namens sezt, als wenn sie einen solchen haben, der über alles Rede und Antwort von ihnen fordert, der selbst sieht und hört, der jede Intrigue entdekt, und der nicht eher seinen Namen unterschreibt, bis er die Sache, die im Reskript enthalten ist, untersucht und sich von ihrer Rechtmässigkeit überzeugt hat. Aber diese sind es auch nicht, welche gefragt werden müssen, was für einen Fürsten sie am liebsten haben mögten. Die Nation frage man! Ueber dieser ihr Haar und Haut, Gut und Blut

geht

geht es her; — diese muß gefragt werden, und — diese greift zuverlässig nach dem Fürsten von der letztern Art. Das Volk hat unaussprechliche Liebe und Achtung für seinen Fürsten. Es läßt sich alles gefallen, wenn es nur sieht, daß der Fürst es selbst sey, der es will; wenn es nur vor ihn kommen kann, wie es will; und wenn die Antworten und Entscheidungen auf seine Vorstellungen und Fragen auch nicht nach seinen Wünschen ausfallen: so ist es doch mit jenen zufrieden, sobald sie nur des Fürsten eigene Sentenzen sind. Ich habe den Fall unzählich oft gehabt, und mich dadurch von dem unbegrenzten Vertrauen überzeugt, welches ein Fürst mit leichter Mühe bey seinen Unterthanen gewinnen kann. Und für solchen Lohn sollte ich nicht gern arbeiten wollen? Ob ich gleich selbst Fürst bin, so lasse ich doch nicht gern etwas auf die Völker kommen. Wo Disharmonieen, Streitigkeiten, Klagen und Processe zwischen Fürst und Unterthanen sind: da liegt nur allzuoft gewiß die Schuld davon nicht an diesen. Und so ein Fall sollte von Rechtswegen auch nicht einmal eintreten. Die Fürsten sollten es nie vergessen, wie viel sie ihren Unterthanen dafür schuldig sind, daß diese ihnen zugestanden haben, das Regiment über sie

ihren Söhnen gleichsam schon mit anzuzeugen; als welches in meinen Augen immer ein Beyspiel von allerhöchster menschlicher Dankbarkeit bleiben wird. Mein Herz blutet so oft ich einen Blik auf Länder thue, wo unpatriotische Räthe und Diener alles in allem sind, und wo der Fürst, statt das Steuerruder zu führen, in der Kajüte ist, und das Schiff segeln lässt, wohin es will. Was geschieht? Ein jeder von den Räthen will nun den Obersteuermann machen; der eine will nach Osten, der andere nach Westen hin segeln; am Ende geräth das Schiff auf den Strand oder scheitert gar an einer Klippe. Daher wird in solchen Ländern emsig gesorgt, daß es dem Fürsten nie an den Summen gebreche, welche er zu seinem Aufwande, und wenn dieser noch so gros wäre, bedarf; — das zwekmässigste Mittel, welches unpatriotische Räthe nur ergreifen können, um ihn in seiner Unthätigkeit so hinzuhalten. Auf welche Weise die Gelder aber herbeigeschaft werden, ob die gemeinnüzigsten, nothwendigsten Anstalten dabei verfallen, ob die Abgaben auf das übermässigste überspannt und Handel und Wandel dadurch zerstört werden, ob Wittwen und Waisen darüber schreien, ob den Unterthanen die

lezten Blutstropfen aus den Adern gesogen werden, und ob das ganze Land darüber zu Grunde und zu Boden gehe — — dis kümmert solche Herren nicht. So lange sie leben, dürfte es allenfalls vorhalten; wie es den Nachkommen gehen werde, interressirt sie nicht. Jeder von ihnen hat seine eigene Kammer, wie der Fürst, die er eben so reichlich versorgt. Sollte der Bankerott ja während seiner Dienstjahre noch ausbrechen: so kan er leben, ohne weiter auf Besoldung warten zu müssen. Nein, was man seyn will, das muß man ganz seyn. Die Regierung ist einer grossen Maschine gleich, die aus hundert Rädern besteht. Die geringern Räder an derselben müssen durch die wichtigern, diese durch die noch wichtigern in Bewegung gesezt werden. Das Haupttriebrad muß der Fürst selbst seyn, der die ganze Maschine bewegt. Darum heissen wir Regenten. Und wenn ich an kein künftiges Leben hoffte, kein höheres Gericht über mir anerkennete und keinen Gott glaubte: so würde ich doch hierüber so denken und handeln, wie ich jezt darüber denke und handle. Ich würde mir vorstellen, als wenn die Nation, an deren Spize ich stehe, mich täglich vor ihren Richterstuhl forderte und mich also anredete: "Du stehst auf

der

der Höhe unter uns; so laß dich auch betrachten und untersuchen. Wer am höchsten steht, der fällt ja auch am meisten in die Augen. Wohlan — wer bist du? Bist du der, für den wir dich halten, den wir in dir suchten und wünschten; oder täuschest du uns, unsere Erwartungen und Wünsche? Leg Rechenschaft ab — du bist unser Haushalter! Verbirg dich nicht vor uns — du bist unser Vater! Erfüllst du das Vertrauen, das wir in dich sezen: so empfang Lob, Preis, Dank und Verehrung von uns, wie sie ausser Gott nur ein Wesen von uns empfangen kann. Täuschest du uns aber, so zerreissest du unsere Herzen, und zwingst uns, so oft wir beten — erlöse uns von allem Uebel — zuerst an dich zu denken." Und wenn ich auch wüsste, daß es wohl dafür bliebe, daß das Volk mir dis laut sagen dürffe — — es ist schlimm genug für die Menschlichkeit, daß dis so ist: ein Fürst, der nicht in sich selbst Ehrgefühl hat, kann also thun, wie er will — — so würde ich es mir selbst sagen. Ich würde mich vor den Richterstuhl meines eigenen Herzens fordern und zu mir sprechen: „Siehe, dein Volk hat soviel Vertrauen auf dich; sey dankbar und suche es täglich mehr zu verdienen. Du hast vom Schicksal

so viel erhabene Vorzüge auf Erden empfangen; so greif auch die grössern Geschäfte an, welche damit verbunden sind. Jene ehren dich dann nur erst, wenn du diese zwekmässig betreibst. Du mußt nicht blos nehmen und haben; du mußt auch geben. Du mußt nicht blos geniessen wollen, sondern auch andern Genüsse bereiten. Prange nicht nur mit äusserlichen Ehrenzeichen; weise auch Vorzüge des Geistes und Herzens auf. Der Stern, der dir auf den Rok gestikt ist, ist nicht viel besser, als ein Stern von Goldpapier, mit dem die Kinder spielen, und der Orden, den du trägst, ist lange nicht so viel werth, als das Band von Hepatika und Krokus, womit in den ersten Tagen des Lenzen das liebende Mädchen seinen treuen Jüngling umwindet, — — wenn du nicht ganz für deine Unterthanen lebst, ein Weiser und ein Edler bist!!!" Es ist die Hauptsache, daß ein Fürst arbeitsam sey, daß er Lust zu arbeiten habe und auch arbeiten könne. Er muß nie zufriedener mit sich selbst seyn, nie heiterer bey Tafel scherzen, nie ruhiger schlafen, als — wenn er vorher recht waker gearbeitet hat. Alles blikt auf ihn; alles formt sich nach ihm. Ist er unermüdet thätig, so sind es seine Minister

auf

auf der Stelle aus mehr, denn einer Ursache, auch. Diesen ahmen die übrigen Räthe gleichfalls aus mehr, denn einer Ursache, alsbald nach. Dem Beyspiele der Räthe folgt die ganze Dienerschaft. Die Richter sehen dis kaum, so arbeiten sie nicht minder. Die Beamten hören dis kaum; so sind sie ebenfalls thätiger. Vom Richter lernt der Bürger den Fleis; vom Beamten der Bauer. So schaft ein arbeitsamer Fürst nach und nach allgemeine Rege und Betriebsamkeit im ganzen Lande! Glückselig sein Staat — glückselig Er! Er darf nur Mine machen, daß er sich um alles bekümmere; so gehn alle öffentliche Geschäfte gleich einen ordentlichern Gang. Jeder ist sogleich auf seiner Hut, und die hundert kleinen Despoten, welche er vielleicht sonst salariren würde, verwandeln sich wieder in Mitbürger seiner Unterthanen. Kein Richter wird es wagen, partheiisch zu sententiiren; weil er befürchten muß, daß sein Fürst auf erhobene Beschwerde dagegen die Sentenz untersuche. Kein Rath wird eine Bittschrift unterschlagen oder einen falschen Rapport davon machen; weil erforderlichen Falls jeder Supplikant seinen Herrn persöhnlich antreten kann. Wie viel tausend Sünden werden dadurch weniger begangen werden,

die sonst alle auf seine Rechnung kämen! Wie heiter kann er einst seine Regierung in die Hände seines Nachfolgers geben, und dem Richterstuhl entgehen gehn, wo auch über ihn sententiirt werden; und wo auch er nur empfangen wird, was seine Thaten werth waren!"

Rothe verbeugte sich, als der Fürst so sprach, still und im Affekt der liebevollsten Hochachtung für ihn. Sein ganzes Herz schlug für Adolf.

„Auch das haben Sie gut gemacht, fuhr der Fürst fort, daß Sie zum Bilde des Arbeitsamen, zum ersten Bilde, das für Theodorn aufgestellt ward, einen Bauer nehmen. Wer Fleiß und Arbeitsamkeit im höchsten Grade sehen will: der muß sie auch wahrhaftig in diesem Stande der Menschheit suchen, und Theodor wird dadurch frühzeitig den Bauernstand werther, als gewöhnlich, halten lernen. Fahren Sie fort, mit ihm über selbigen so zu sprechen, wie sie mit ihm gesprochen haben, und unterhalten Sie ihn oft mit der hohen Unentbehrlichkeit und daher entstehenden wahren einfältigen Würde desselben. Nur gar zu sehr fehlt es in vielen Staaten noch an Anerkennung derselben.

Der Geist der Verachtung seiner herrscht daselbst in den Gesellschaften, in den Kramläden, in den Gerichtsstuben und in den Kabineten, und doch ist dieser Stand die Basis aller der übrigen, und Kaufleute, Gelehrte, Amtsräthe und Fürsten sind verlohren, wenn sie ihn nicht hätten. Es liegt den Fürsten ob, ihm seine natürliche Ehre wiederzugeben. Man erkennet hieran den weisen und den guten Fürsten. Nicht glücklicher aber können sie dis bewirken, als wenn der Bauer eben so freien Zutritt zu ihnen hat, als der Edelmann, und wenn sie selbst zuweilen in seine Hütte eingehen. Die Beharrlichkeit der Bauern von Generation zu Generation in ihren unaufhörlichen Arbeiten bei so wenig ihnen übriggelassenen Freudengenüssen und oft unter dem Druck der grössesten äusserlich noch hinzukommenden Beschwerungen hat mich oft in ein süsses Erstaunen gesetzt. Sehen Sie nur das Leben dieser Leute an; ist es wohl etwas anders, als ein steter Plag jahrein jahraus? Und haben sie, wenn das Jahr um ist, auch wohl viel mehr davon gehabt, als daß sie sich und den ihrigen mit den einfachsten Nahrungsmitteln den Hunger stillen konnten? Für wen geschieht der gröste Theil ihrer Arbeiten? Geschieht er nicht für die Fürsten? Erwägen Sie einmal alle die Abga-

den an Gelde, die der Bauer reichen, alle die Pächte an Getraide, die er erschütten, alle die Dienste, die er und sein Vieh noch obendrein thun muß — ist nicht gerade der unterste, so schon am elendesten iebendste Stand der Menschheit derjenige, auf welchem die meisten Lasten des Staats ruhen? Tragen die Kapitalisten in den Städten, die grossen Handelshäuser, welche von den verarbeiteten Produkten, die der Landmann roh herbeischaft, ihren Reichthum erwerben, die Gelehrten, welche in den einträglichsten Bedienungen stehen, die Künstler, welche blos für den allerentbehrlichsten Luxus arbeiten und sich am allertheuersten bezahlen lassen, nicht unendlich weniger zur Erhaltung des Staats bei, als er? Und geniessen jene bei den geringern Beiträgen hiezu nicht unendlich mehr sinnliche Vergnügungen als er? Ergötzen Sie sich nicht täglich, statt daß die Ergötzung an den Bauer etwa jährlich ein paarmal kommt? Geräth man auch wohl oft auf den Einfall, statt der kostbaren Bälle und Maskeraden dem arbeitsamsten Theile der Nation ein frugales ländliches Fest auszurichten? Und nun, wenn man dis alles erwogen hat — einen Blick auf die Ersättlichkeit und Zufriedenheit dieser Menschenart bei allen ihren sparsamen Freuden-

ge-

genüssen und fast zahllosen Bedrückungen! Ist es möglich, solche zu erblicken, ohne sie dafür hochzuschätzen und innigst lieb zu gewinnen! Als Erbprinz noch hatte ich schon hierüber meine herzlichste Freude; und, sobald ich zur Regierung kam, warf ich das unmenschliche Princip weg, das noch in vielen Staaten als Maxime der weisesten Politik gehegt wird, — daß der Bauer so kurz, als möglich, gehalten, und immer in einem der Sklaverei ähnlichen Zustande sich befinden müsse, wenn er gut thun solle. Von einigen Auflagen, wozu die Verschwendung der neuern Zeiten erst die lateinischen Namen ersonnen hatte, befreite ich sie ganz wieder. Andere erleichterte ich ihnen, so viel als möglich. Ich machte, daß ein grösserer Theil ihrer Zeit wieder ihre Zeit ward. Ich hob die gewaltsamen Sperrungen auf, schafte die Monopolien meiner Vorgänger ab, ließ den Landmann wieder bauen, was er wollte, ward ihm zu bessern Märkten behülflich, wo er seine Produkte vortheilhafter absetzen konnte, ordnete jährlich einige ländliche Freudentage an, und werde, so lange ich lebe, nicht aufhören, alles zu thun, was zur Aufhelfung und zum Troste dieses allerzahlreichsten und allernützlichsten Standes der Menschheit gereichen kann. Der

Bauer gibt mir am meisten; so will ich auch gegen ihm am dankbarsten seyn. Ich habe auch gesehen, daß diese Art Leute es zu schätzen weiß, wenn man menschlicher gegen sie ist. Ich glaube, sie trügen mich zeitlebens der Reihe nach auf den Händen, wenn ich auf den Einfall käme, nicht mehr auf meinen eigenen Füssen gehen zu wollen, und sie stürzten sich für mich alle in Feuer und Wasser, wenn sie mich in Lebensgefahr erblickten. Sie sind augenscheinlich wohlhabender geworden, seitdem ich ihr Fürst bin; und dis ist mir lieber, als wenn alle Zeitungen davon voll wären, daß meine Schatzkammern hätten vergrössert werden müssen, um die vorräthigen Tonnen, Kisten und Säcke zu fassen, daß ich die kostbarsten Juwelen, Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabinette aus allen Welttheilen zusammengekauft, oder daß ich neue Graf- und Herrschaften an mich gebracht hätte. Ich selbst bin durch den Wohlstand meiner Bauren wohlhabender geworden; denn der Fall ist äusserst selten, daß einer von ihnen die gemässigtern Abgaben schuldig bliebe; es wäre denn, daß ihn ein grosses Unglück beträfe, da ich mich denn gern mit ihm in sein Unglük theile. Darum wünsche ich inbrünstig, daß Theodor einst eben so gegen seine Bauern denke, wie ich, das

damit sie nie wieder in die vorige Sklaverei zurücksinken und mein Tod ihnen nicht unzustillende Thränen auspresse. Er war es ja, durch dessen Geburt ich erst recht vollkommenen Muth empfing, diese arbeitsame und duldende Menschenklasse zu beglücken; so müsse meine Hofnung auf ihn kein süsser Traum, und all das Gute, das ich für sie gewirkt habe, kein blosser Schatten gewesen seyn, der einst mit meinem Körper zugleich wieder verschwinde. — Liebt Theodor einst seine Bauern, so wird er auch sein Vaterland lieben. Und diese Vaterlandsliebe sollen Sie auch ganz ausserordentlich in ihm anzufachen suchen. Die Fürsten ermangeln insgesamt nicht, diese Liebe von ihren Unterthanen zu fordern, und das von Rechtswegen; aber leider mag wohl mancher von ihnen unter Vaterland nichts weiter verstehen, als — sich selbst. Der Unterthan soll für ihn hergeben, was er hat; er soll über keine neue Auflage, und wenn sie noch so unerhört, noch so unerträglich wäre, murren, sobald sie seine Leidenschaften verlangen; er soll alles, alles sich gefallen lassen. Dis nennt man denn Patriotismus, und läßt ihn wohl so in Schulen und Kirchen dem Volke als die erste Pflicht einprägen. Aber warum wählt ein solcher Fürst nicht lieber den kürzern Weg, Pa-

triotismus zu lehren, und — übt ihn selbst aus? Er weiß ja, daß sein Beispiel beinahe Wunder thue. So darf er ja nur zu erkennen geben, daß er nirgends lieber, als unter seinem Volke sey; daß er im Stande sey, in unglücklichen Jahren sich eher einzuschränken, als dem Unterthan all sein Habe und Gut in unüberschwinglichen Steuern und Pächten abzunehmen; daß er alles, was das Land ihm reicht, wieder zum Besten des Landes verwende; und daß er Leben, Wohlstand, Friede und Freude allenthalben um sich her zu verbreiten suche; — so wird sein grosser oder kleiner Staat alsbald von Patriotismus wimmeln. Ein Fürst muß sich von keinem seiner Unterthanen an Vaterlandsliebe übertreffen lassen. Der unterste Grad derselben für Theodorn soll der seyn, daß sein Land einst sein Lieblingsaufenthalt werde. Er soll als Prinz zwar in auswärtige Länder reisen, damit er die Welt kennen lerne; aber sobald er regierender Fürst wird, soll das Reisen ohne dringende Noth aufhören, und er soll zu Hause bleiben. Da hat er Unterhaltung genug. Will er reisen, so kann er im Lande umherreisen. Da wird er genug zu sehen und zu hören haben. Dadurch wird er alle seine Diener kennen lernen, den Aufwand, den er macht, gemein-

meinnützliger machen, und noch tausend Bemerkungen sammeln, die ihn hernach in den Stand setzen, zweckmässiger für sein Land zu projektiren und über die Projekte seiner Räthe richtiger zu urtheilen. Der Reisetrieb könnte an ihm leicht ein Fehler werden, der ins Grosse gienge. Wenn seine Einkünfte auch hinreichend wären, denselbigen zu befriedigen: so entzöge er doch das Geld seinem Volke. Wie viel Gutes könnte er im Lande dadurch stiften! Und wenn er auch weiter nichts thäte, als daß er das Geld im Lande ausgäbe: so käme es doch daselbst in Umlauf, beförderte Leben und Betriebsamkeit und schafte eben durch den Umlauf ausser der Münze wieder neues Geld. Wenn er denn aber vollends durch Reisen sein Land verschuldete, hilf Himmel, wie handelte er dann! Auswärts theilte er denn wohl an den Höfen grosse Geschenke unter Diener aus, die ihm nie den geringsten Dienst geleistet; während daß seine eigenen Diener, die für ihn sich todt arbeiten müssen, zu Hause mit ihren Familien Noth litten. Theodor soll den Gedanken immer vor Augen haben, daß er nirgends mehr geehrt werden könne, als von seinem eigenen Volk. Er soll den Unterschied recht fühlen lernen, der zwischen der Achtung, welche er aus-

wärts erst mit vielem Gelde erkaufen müßte, und zwischen derjenigen statt findet, die ihm seine Unterthanen unentgeltlich und aus gutem Herzen reichen. So, wie ich zur Regierung kam, sprach ich zu mir selbst — „Nun laß ab vom Reisen; nun bleib zu Hause. Deinem Volke ist nicht damit gedient, daß du mehr in Podolien und Wolhynien bist, als unter ihm selbst. Den Leuten, die dich reich machen, wende auch dein Geld wieder zu. Wenn du nicht zu Hause bist, kannst du auch nicht selbst regieren. Deine Nation verlangt aber mit Recht von dir, daß du regieren sollst. Die Zeit kann dir nicht zu lang werden, wenn du deine Pflichten erfüllen willst. Und würde sie dir zu lang: so wandere im Lande umher von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf. Vermögtest du es so weit zu bringen, daß du alle Familien deines Landes kenntest: so wäre dir dis mehr Ehre, als wenn du alle Alterthümer Griechenlands und Roms nach der Reihe zu beschreiben wüßtest. Willst du schöne Prospekte haben — mache dein Volk glücklich, und dann blicke auf dasselbe. Der Anblick eines glüklichen Landes ist für einen Fürsten der reitzendste Prospekt. Willst du Ruinen sehen — in deinem eigenen Lande

gibts

gibts ihrer noch genug; du brauchst darum nicht nach Italien zu reisen. Baue diese wieder auf, so gehen sie noch über die Römischen.“ — O lieber Rothe, lieber Rothe, flössen Sie ja heilige, feurige Vaterlandsliebe meinem Theodor ein; damit er nirgends lieber sey, als da, wo er gebohren ist, und wo ihm so viel Guts geschah!“

In Theodors Einsiedelei fand nun ein Edler des Vaterlandes nach dem andern seinen Platz. Von der Sache selbst ward weiter kein Geräusch gemacht. Schmidt trug das jedesmalige neue Portrait hin und stellte es auf, und Theodor fand es. Dem Prinz klopfte das Herz allemal für Neugierde, wenn es hieß, daß er zur Einsiedeley gehen sollte, und oft fragte er sich selbst unterwegs laut — ach, welchen guten Menschen werde ich doch heute dort wieder antreffen!

Bei einem der nächsten Hingänge hing daselbst das Portrait des Patrioten. Ehrwürdigkeit und Menschenliebe drückten sich auf selbigem so sichtbar aus, daß jeder, der es erblickte, bewunderud vor ihm stillstehen mußte.

Theo:

Theodor. (der schnell auf das Gemählde zuläuft.) Ach, was für ein lieber Mann! Wer ist denn das wieder?

Rothe. Das ist der Kaufmann Brand — ein Mann, der für sein Vaterland und für seine Mitbürger überaus viel gethan und gelitten hat. Er lebt noch, ist aber jetzt stockblind.

Theodor. Ach der arme Mann! Hat den mein Vater auch mahlen lassen?

Rothe. Nein.

Theodor. O es ist auch wohl wahr; der Mann wird selbst Geld genug haben, daß er sich hat können mahlen lassen.

Rothe. Er hätte sich freilich wohl vieltausendmal abmahlen lassen können; so viel Geld hat er gehabt; aber —

Theodor. (hitzig.) Hat er es denn nicht noch?

Rothe. Gedulden Sie sich, Prinz; Sie sollen alles hören. Aber — wollte ich sagen, ein verstorbener Mahler hat ihn umsonst gemahlt; und das zu einem Gebrauch, den Brand gar nicht erwartet hatte.

Theodor. Thun denn das die Mahler auch, daß sie Leute umsonst abmahlen?

Ro-

Rothe. Zuweilen, o ja. Es müssen aber sehr geschätzte und geliebte Leute seyn. Von diesem Gemählde hat der Mahler hernach einen Kupferstich verfertigen lassen, den er wohl tausendmal verkauft hat; und so hat ihm dis Gemählde mehr eingebracht, als viel andre, für die er sich bezahlen ließ.

Theodor. Ja das ist etwas anders. Aber kauften denn die Leute den Kupferstich so gern?

Rothe. In der Residenz ist kein wohlhabendes Bürgerhaus, wo er nicht entweder über einer Thüre oder unter dem Spiegel hange. Auch ist er häufig ausserhalb Landes gekauft worden.

Theodor. Wie ging denn das zu?

Rothe. Eben darum, Prinz, das will ich Ihnen nun erzählen. Brand war ein sehr kluger und rühriger Kaufmann, hatte viel Glück dabei und erwarb sich dadurch das grösste Vermögen in der ganzen Stadt. Da machte er es denn nun nicht so, wie andere es machen, die, wenn sie auch noch so viel haben, nur immer noch mehr zusammenscharren, in Kisten und Kasten verschliessen, es oft zählen und damit klimpern. Auch that er nicht so, wie wiederum

Rei-

Reiche wohl oft thun, die einen übermässigen Aufwand machen, prassen und schwelgen, sondern er lebte so mässig fort, wie er immer gelebt hatte, und — that andern viel Gutes. Sein Haus ward bald eine allgemeine Freistätte, wohin alle Nothleidenden ihre Zuflucht nahmen. Brand half auf der Stelle, und wenn er sah, daß seine Hülfe gut angewendet war, sezte er sie oft lange fort. Wenn er hörte, daß irgendwo eine Familie litte, die sich schämte, ihn anzusprechen: so unterstützte er sie ungebeten und brachte seine Wohlthaten oft so im Stillen durch den vierten Mann an sie, daß sie es wohl nie erfuhren, wer ihr Wohlthäter sey. Nicht einmal Dank wollte der edle Mann dafür haben. Der beste Dank war ihm allemal der, wenn es die Armen recht gut anwendeten. In schlechten Zeiten, oder wenn sich junge Leute besetzten, die nichts in der Hand hatten, that er oft Vorschüsse; und wenn er denn sah, daß sich die Leute damit halfen, forderte er sie nur selten zurück. Als nun einmals das Getreide sehr wohlfeil war, schüttete er viel hundert Wispel auf seinem Boden auf. Schlechte Menschen sagten ihm nach, daß er damit viel Geld verdienen wollte; aber er belehrte sie bald eines bessern. Es erfolgte eine grosse Miserndte weit und breit, und auf

diese eine schwere Theurung. Dreimal so hoch stand das Getraide schon im Preise, und die Mäkler in der Stadt fingen an, grausamen Wucher zu treiben. Als nun Brand sah, daß die Noth gros ward, öfnete er seine Kornböden und verließ all sein Getreide nach und nach an die Armen, für denselben Preis, für den er es eingekauft hatte. Dadurch setzte er den Wucherern Grenzen, daß sie die Leute nicht plündern konnten, und rettete vielen hundert Menschen das Leben, die sonst alle hätten Hungers sterben müssen.

Theodor. Ach das ist ja vortreflich gewesen. Da ward er auch eben wohl abgemahlt?

Rothe. Nein, da noch nicht. Aber Sie haben recht, verdient hätt' er es da schon gehabt. Den Einfall, den Brand gehabt und glücklich ausgeführt hatte, den Aermsten unter seinen Mitbürgern einmal und auf eine Zeitlang zu helfen, brachte ihn auf einen andern, und zwar auf den, ihnen wo möglich, auf immer zu helfen.

Theodor. Aber da hat er ja erstaunend viel Korn und Brod kaufen müssen, wenn er so viel Leute immer hat ernähren wollen? Ich dächte,

dächte, wenn einer auch noch so viel Geld hätte, das könnte er doch nicht.

Rothe. Prinz, man braucht den Leuten nicht gerade Brod zu reichen, wenn man sie ernähren will; man kann ihnen auch Arbeit reichen. Wer einem andern Mittel und Gelegenheit schaft, Brod zu verdienen, derschaft ihm auch Brod.

Theodor. Ja so; nun versteh' ichs.

Rothe. Brand sah, daß es einem groffen Theile seiner ärmern Mitbürger oft an Arbeit fehle, und errichtete die grosse Tuchmacherei in der Residenz, welche noch bis auf diesen Tag die stärkste im Lande und jetzt unter dem Namen der Meierschen bekannt ist. Durch diese Anstalt wurden an tausend menschliche Hände jahraus jahrein beschäftigt, und der gesammten Armuth in der ganzen Stadt war dadurch ein Ende gemacht. Das war weit mehr werth, als die Getreidewohlthat, die er vorher erwiesen hatte.

Theodor. Und da ward er gemahlt; nicht wahr?

Rothe. Da auch noch nicht. Einige Jahre darauf ward Krieg. Das ganze Land ward dadurch sehr mitgenommen, und die kleinen feindlichen umherstreifenden Haufen plünderns

derten bald hie!, bald da die Städte und Dörfer aus. Endlich drangen die Feinde auch in die Residenz ein und wollten plündern. Brand machte sich auf, und bot dem General, der über sie zu befehlen hatte, grosmüthig eine starke Summe Geldes aus seinen eigenen Mittlen an, wenn er die Stadt verschonen wollte. Der General nahm diese und zog damit ab. So rettete Brand durch einen grossen Theil seines eigenen Vermögens das Vermögen aller seiner Mitbürger.

Theodor. (der Brands Portrait mit innigster Liebe anblikt.) Ach schön — ach schön! Nun, und da ward er doch gemahlt?

Rothe. Ja, da gieng der Mahler zu ihm und bat ihn, daß er ihm dafür, daß er ihn auch vor der Plünderung gesichert habe, erlauben mögte, daß er ihn für sich selbst abmahlen dürfe. Er sagte ihm aber nicht, was er mit dem Portrait alles machen wollte. Als Brand darauf nach einiger Zeit einmal in seine Tuchmacherei kam, fand er sein Portrait in der grossen Spinnstube über der Thüre, wohin es der Mahler selbst gestellt hatte.

Theodor. Recht so, recht so!

Rothe. Brand ward dadurch auf das angenehmste gerührt und sprach — Nun, weil du hier hängst, so mags drum seyn. Dis ist dasselbe Gemählde, und ich habe es mit seiner Bewilligung nun hieher stellen dürfen.

Theodor. O der gute, liebe Mann, wie er mich so herzfreundlich ansieht!

Rothe. Ja, so pflegte er sonst alle Menschen anzublicken, wie er noch sehen konnte. Nun, da er dis nicht mehr kann, sei die Reihe an uns, daß wir ihn so herzlichfreundlich anblicken. Sie werden dis gewiß thun, Prinz, wenn Sie nun das weitere von ihm hören. — Es währte nicht lange, so kamen abermals die Feinde in die Residenz, und forderten von der Bürgerschaft eine ganz unerschwingliche Summe Geldes, widrigenfalls Plünderung geschehen sollte. Brands ganzes Vermögen machte nicht den dritten Theil so viel aus, als gefordert ward.

Theodor. (betreten.) Aber konnte denn mein Vater nicht helfen?

Rothe. Das war vor Ihres Vaters Zeit noch, liebster Prinz. Der hätte gewis geholfen; Sie haben recht. Der damalige Fürst war lieber nicht zu Hause. — Zum Glück für die

Stadt

Stadt eilten viele Regimenter unserer Freunde herbei; worauf die Feinde der Plünderung aufgeben und sich über Hals und Kopf davon machen mußten. Den guten Brand aber, von dem sie gehört hatten, daß er der reichste Mann in der Stadt sey, schleppten sie als Geissel gebunden mit sich fort.

Theodor. (innigstbewegt.) Ach, der arme Mann!

Rothe. Frau und Kinder schrieen ihm nach: aber das half nicht. Seine Arbeitsleute, die vielen Armen, denen er so viel Gutes gethan hatte, wollten ihn mit Gewalt retten; allein er selbst bat sie ruhig zu seyn, damit kein Blutbad entstände. Die Hände auf den Rücken gebunden, führte ihn ein Husar neben seinem Pferde her, so lange als das Pferd laufen wollte, und wenn Brand aus Müdigkeit hinfiel: so schlug der Husar so lange auf ihn zu, bis er wieder aufkroch.

Theodor. (dem die Thränen über die Wangen rollen.) Ach! Ach! (hitzig) Aber konnte er sich denn nicht wehren?

Rothe. Wehren Sie sich einmal, Prinz, wenn Ihnen die Hände auf den Rücken gebunden sind. Und was würde ihm all sein Wehren

geholfen haben? Genug, Brand war weg; Brand kam nicht wieder, niemand wußte zu sagen, wo Brand Ende genommen hätte. Was nun folgt, hat er selbst hernach erst erzählt. Man brachte ihn ganz zu Schanden gemacht ins feindliche Lager, und gab ihn dafür an, daß er die Feinde verrathen hätte, und daß diese auch gewiß, wenn die vielen Regimenter vom Gegentheil um einen halben Tag früher eingetroffen wären, alle zu Gefangenen gemacht seyn würden. Brandten sollte der Kopf abgeschlagen werden. — —

Theodor. (ganz ausser sich.) O hören Sie auf — ich bitte Sie, hören Sie auf!

Rothe. Brand behielt seinen Kopf. Weil er ganz getrost antwortete — Immerhin; so sterbe ich für mein Vaterland! — so sprach der erste General, warte, Bursche, dich wollen wir besser kriegen, und schikte ihn tief in sein Land hinein auf eine Festung, wo er lange Jahre bei Wasser und Brod unter der Erde sas. Unterdessen währte der Krieg fort. Endlich ward die Residenz doch geplündert und einige der besten Häuser wurden in Brand gesteckt. Brands Haus und seine Tuchmacherei waren auch hierunter, und seine Familie begab sich nackend und

blos zu ihren Freunden. Es ward Friede, und Brand sas noch immer in seinem Kerker. Da ward er blind und das Ungeziefer zehrte ihn fast auf. Endlich —

Theodor. (ängstlich.) Aber konnte ihm denn mein Vater nicht helfen.

Rothe. (der ihn umarmt.) O mein lieber Prinz! — Endlich bekam Ihr Vater, der nun schon Fürst war, einige dunkle Nachrichten davon und schikte den Geheimenrath Zensdorf ausdrüklich dazu an den W ... Hof, um den guten Brand, wenn er es wäre, zu erlösen. Zensdorf bekam die Erlaubniß, alle Kerker der Festung zu durchgehen, und reisete dahin ab. Lange aber suchte er ihn vergeblich. Endlich kam er an ein Behältniß, das der Korporal, der ihn herumführte, nicht einmal öfnen wollte; weil darinn, wie er sagte, nichts, als ein alter blinder Kerl läge, den sie alle Tage zu begraben hoften, der aber so ein zähes Leben, wie eine Kaze, hätte. Weil ich sie alle gesehen habe, versezte Zensdorf, so will ich auch den sehen; und zog, als er hinein kam und den ganz erbärmlichen Anblik fand, seinen Geldbeutel.

Theodor. (hofnungsvoll.) Ach das war doch wohl der gute Brand? Das war er doch wohl?

Rothe. Da habt Ihr einen Thaler, armer Alter, sprach Zenédorf, thut Euch damit noch etwas zu gut, ehe ihr sterbet. „Ach, wie kommen Sie hieher, lieber Herr Zensdorf — seufzte der Blinde. Zenédorf erschrack. Kaum konnte er die Worte stammeln — wie kennt Ihr mich denn, unglücklicher Greis? Ich bin ja Brand, ächzte der Elende. Freilich werden Sie mich nicht erkennen, wenn Sie gleich noch sehen können. Ich kann zwar nicht mehr sehen, aber ich kenne Sie doch noch an der Stimme . . .

Prinz Theodor schluchzte hier so heftig, daß Rothe abbrechen mußte.

Rothe. (nach einer Weile.) Zensdorf bat hierauf den Korporal, daß er gleich den Officier, der die Wache hatte, rufen mögte, und wich und wankte nicht von ihm. Allmählig erkannte er ihn wieder. Der Officier kam, und nachdem Zensdorf mit ihm gesprochen hatte, ward Brand von seinen Ketten losgemacht, und Zensdorf führte ihn unter seinem Arm aus dem Kerker in die freie Luft. Da fiel Brand um, weil er so lange nicht an die Luft gekommen war, und war wie todt. Endlich erholte er sich wieder. Zensdorf erhielt seine gänzliche Befreiung und brachte ihn zurück in sein Vaterland.

Bey diesen Worten hörte der Prinz auf, zu schluchzen, und ward wieder heiter.

Rothe. So, wie Brand wieder auf hiesigem Grund und Boden kam, rief er aus — Nun will ich gern sterben; so werde ich doch in meinem Vaterlande begraben; und nur dis hatte ich mir noch gewünscht. Brand hat aber in seinem Vaterlande noch leben sollen, und lebt bis auf den heutigen Tag in der Stadt, für die er so viel gethan und gelitten hat. Kaum ward es bekannt, daß er wieder da sei, so eilte alles herzu, um ihn zu sehen. Tausendmaltausend Thränen flossen um ihn her. Leute, die er sonst unterstützt hatte, boten ihm nun Unterstützung an; aber er bedurfte derselben nicht. Ihr Vater hatte schon seine Familie versorgt, und gab nun auch ihm einen Gnadengehalt, wovon er auf die letzten Tage seines Lebens recht gemächlich leben kann.

Theodor. Das mußte mein Vater auch thun; das hatte Brand verdient. Der gute, rechtschaffene Mann — wie viel hat er leiden müssen!

Rothe. Lieber Prinz — und nun sollten Sie den Mann einmal hören, wie so heiter und zufrieden er von allen diesen seinen ausgestande-

nen Leiden spricht. Man sollte, wenn man ihn sieht, denken, daß er noch all das Vermögen hätte, das er gehabt hat; ja, daß er noch mehr habe, als zuvor. Dis macht aber, daß ihm sein Herz sagt, daß er die erste Pflicht des Bürgers, die Liebe für das Vaterland, überschwenglich erfüllt habe.

Theodor. (sehr bittend) Zu dem Manne müssen wir einmal gehen.

Rothe. Ja, das wollen wir auch. Aber ehe wir hingehen, geloben Sie es sich auf das heiligste an, das Land vor allen Ländern der Welt zu lieben, in welchem Sie gebohren sind; denn wer nicht so für sein Vaterland gesinnt seyn kann, wie Brand: der muß es nicht wagen wollen, ihn zu sehn; oder er würde aus Scham vor dem ehrwürdigen Greise niedersinken müssen, der für sein Vaterland die ganze Welt hingeben konnte. — Prinz, es gibt ein paar Menschen, die Sie vor allen Menschen lieben müssen; welche sind dis?

Theodor. (schnell) Meine Eltern. — Aber Ihnen, lieber Hofrath, bin ich doch auch so herzlich gut.

Rothe. Ich danke Ihnen dafür. Bleiben Sie es mir, so lange ich lebe. Diese Ihre Eltern

tern müssen Sie darum vor allen Menschen lieben, weil sie unter allen Menschen die sind, denen Sie Ihr Leben zu danken haben. Sie sind von diesen beiden gebohren. Nun musste es aber auch ein Land geben, wo Sie gebohren würden. Welches unter allen Ländern müssen Sie also auch vor allen andern lieben?

Theodor. (sehr geschwind.) Das, worinn ich gebohren ward.

Rothe. Sehen Sie, das ist dis Land und dis heisst Ihr Vaterland. Unter den Menschen stehen Ihre Eltern für Sie obenan, und unter den Ländern Ihr Vaterland. Ein Mensch, der sein Vaterland nicht achtet, dem es darin nicht ansteht, der ihm nicht hilft, wenn es leidet, und der nicht für dasselbe arbeitet, ist wie ein undankbares Kind, das seine Eltern verachtet, das nicht gern bei ihnen ist, das ihnen nicht gern wieder zur Hand geht, und das sie hülf- und trostlos läßt, wenn sie schwach werden. Es ist auch nicht genug, daß Sie ein Land haben mussten, wo Sie gebohren würden; Sie mussten auch, sobald Sie gebohren waren, Nahrungsmittel haben. Und alles das, was Sie bis jezt gegessen und getrunken haben, hat Ihnen Ihr Vaterland gereicht. Alle Freuden und

gnügungen, die Sie genossen haben, haben Sie aus dem Schosse desselben genommen. Alle Wartung, Pflege und Bedienung, die Sie bekamen, gab Ihnen Ihr Vaterland durch Menschen, die auch seine Bürger sind, und die es auch ernährt. Prinz, Sie können es gar nicht überrechnen, was Sie Ihrem Vaterlande schon schuldig sind. Und wie viel brauchen Sie noch, ehe Sie völlig erwachsen! Alles das muß Ihnen Ihr Vaterland auch geben. Und wenn Sie einst erwachsen sind, so wird es noch mehr Sorgen und Freude für Sie haben, als Sie jetzt sich vorstellen können. So müssen Sie auch so denken, wie Brand dachte. Jetzt nehmen Sie blos noch vom Vaterlande; jezt gewinnen Sie es recht dafür lieb. Sehen Sie alle seine Felder und Menschen immer mit dem Gedanken an — — ihr seyd so gut und so hold gegen mich, ehe ich euch das geringste Gute erwies; wenn ich nur erst kann: so will ich recht dankbar dafür und eben so gut und so hold wieder gegen euch seyn. Wenn alsdann die Jahre für Sie kommen, wo Sie wiedergeben können: so nehmen Sie nicht blos vom Vaterlande, sondern geben Sie auch reichlich an dasselbe.

Theo:

Theodor. O lieber Rothe, wenn ich nur erst könnte, ich wollte ja gern geben. Aber was soll ich denn geben, sagen Sie mir es doch!

Rothe. Sie werden es einst können; geben genug werden Sie können Ihrem Vaterlande. Jetzt bestimmen Sie sich nur dazu, daß Sie es thun wollen, sobald Sie es thun können. Geben müssen Sie einst Ihrem Vaterlande Ihre Gegenwart; das heißt, Sie müssen blos für dasselbe leben und am liebsten da seyn, wo Sie gebohren sind. Sie gehören hiedurch Ihrem Vaterlande zu und dürfen sich nicht von ihm trennen. Es gibt Länder genug, in denen es angenehmer zu leben ist, als hier; aber kein Land hat so viel an Ihnen gethan, als dis Land. Dis ist die Seite, von der Sie es immerdar zuerst betrachten müssen; nicht aber die Seite der Wärme, des schönen Wetters, der edlern Früchte und der reitzenden Aussichten. Sollten Sie vollends in die Lage kommen, daß Sie lebenslang von Ihrem Vaterlande noch weit mehr Nutzen hätten, als viel andere Menschen: so müssen Sie auch noch viel lieber in selbigem seyn und leben, als diese. Man lebt auch nirgends gesunder, als im Vaterlande. Die Luft desselben behagt uns am besten, weil

wir

wir sie von Kindesgebeinen an eingeathmet haben. Die Nahrungsmittel desselben bekommen uns besser, weil unsere Magen an sie gewöhnt sind. Die Sitten desselben kleiden uns am besten, weil wir sie zuerst angenommen haben. Geben müssen Sie einst Ihrem Vaterlande Ihre Kräfte wieder, weil Sie sie im Vaterlande gesammlet haben. Geben müssen Sie ihm Ihre Kenntnisse wieder, — das heisst, Sie müssen dem Vaterlande damit nüzlich werden, weil Sie sie in seinem Schosse erlernt haben. Geben müssen Sie ihm Ihr Vermögen wieder, wenn Sie dergleichen einst besizen, weil Sie es von ihm bekommen haben. Geben müssen Sie ihm Ihr Ansehn wieder, wenn Sie einst Ansehn haben — das heisst, Sie müssen es zu seinem Besten verwenden, weil es das Vaterland ist, das Ihnen solches gegeben haben wird. So sollen Sie alles, was Sie einst sind und haben, Ihrem Vaterlande wieder zuwenden, zu Gute kommen lassen; blos darum, weil Sie dis alles durch das Vaterland seyn und haben werden. Betrachten Sie einen Baum, wie dankbar er gegen den Boden ist, aus welchem er wächset, grünet und blühet. Wirft er nicht seinen Schatten auf denselben? Läßt er nicht seine Früchte auf ihn fallen? Schüttet

er nicht endlich sogar das Laub wieder auf ihn ab, und nährt und düngt ihn damit wieder? Nun ists zwar wahr, der Baum ist an sein Vaterland angewachsen; wir sind es nicht. Allein der Baum weiß auch nichts davon, wie viel Gutes ihm sein Boden erzeugt. Wir aber haben Vernunft und wissen dis; so müssen wir noch fester an unser Vaterland angewachsen seyn, als der Baum. Soll er uns beschämen? Sollen uns die Thiere beschämen? Auch unter den Vögeln gibt es deren, welche hier zu Lande gebohren werden und im Herbst weiter ziehen; aber wenn das Frühjahr wieder kommt, besuchen sie dankbar ihr Vaterland wieder, begrüssen es freundlich und fühlen sich daselbst glüklicher, als irgendanderswo. O Prinz, Prinz, wir Menschen müssen nicht schlechter sondern noch besser seyn, als Pflanzen und Thiere . . . sonst müssen wir blutroth werden, so oft wir bei einem Birnbaum oder bei einer Eiche vorübergehen, und — so oft uns ein Storch über den Kopf wegfliegt.

Theodor. Lieber Rothe, ich danke Ihnen doch gar zu sehr für alles das, was Sie mir da sagen. So jung ich bin, so verstehe ich es doch, und es ist alles so wahr, wie die Sonne am

Him-

Himmel steht. Das will ich alles nimmermehr vergessen. Fi, ich wollte doch in meinem Leben nicht schlechter seyn, wie ein Storch . . .

Rothe. Prinz, ich werde Sie oft hieran erinnern. Geben Sie mir die Hand drauf.

Theodor schlug mit beyden Händen ein. — Nachmittags ward zu dem blinden Brand gegangen. Der Prinz war zu dem Anblick dieses ehrwürdigen Greises vorbereitet, und nahete sich ihm mit einer recht naifen Ehrfurcht. Rothe sprach mit Brand erst verschiedenes heimlich, und darauf ward die Unterredung allgemein. Brand kam, so alt er war, in wahren Enthusiasmus für sein Vaterland, und man sah es Theodorn an, wie ihm der Busen dabey schwoll. Im Weggehen sprach er zu Rothen — „Des alten blinden Mannes, und dessen, was er mir gesagt hat, will ich in meinem Leben nicht vergessen. Es war immer, als sähe er mich dabei an . . .

Es war um so nothwendiger, daß Theodor von Jugend auf Land und Leute lieb gewönne; weil man in der neuern Geschichte seines Hauses drei Regenten auf einander fand, die

ihre

ihre Seligkeit weder an ihrem Lande noch an ihren Leuten gefunden hatten. Adolf war seit achtzig Jahren der erste wieder, der nicht nur immer da war, wohin er gehörte, sondern der auch mit Leib und Seele da war. Fürst Karl, sein Vater, hatte einen grossen Theil seiner Regierungsjahre verreiset, und die übrigen zwar im Lande zugebracht, aber ohne im geringsten sich um das Wohl des Landes zu bekümmern. Er hatte seinen Hof in der letztern Zeit an der äussersten Grenze auf einem Lustschlosse aufgeschlagen, wo er einen grossen Aufwand trieb, und schlechterdings weder durch eine Volksangelegenheit noch durch einen ihn antretenden Unterthanen in seinen Lustbarkeiten gestört seyn wollte. Fürst George, Adolfs Grosvater, hatte sein Vergnügen darin gesucht, einen grössern Monarchen zu dienen und sich der Vorrechte seiner Geburt und seines Standes zu begeben. Fürst Hans, Adolfs Grosgrosvater, war im dreissigsten Jahre aus seinem Lande gegangen, hatte dito dreissig Jahre in einem Winkel von Andalusien verlebt und war hernach als einbalsamirtes Kadaver wieder in sein Land zurückgebracht worden.

Die Nachwehen von dieser Denkungsart dreier Fürsten auf einander fühlte die Nation noch,

noch, und Adolf war mit aller seiner Wirthschaftlichkeit und Milde bis jezt nicht im Stande gewesen, dieselben ganz zu vernichten. Das Blut des fast gänzlich ausgezapften Körpers seines Staats wollte sich noch nicht zu der Fülle wieder ansammeln, in welcher es einst in selbigem geflossen und gewallt hatte. Manches Geäder desselben war wie getroknet und wie ganz zusammengedorrt, und aller Drang, welchen Adolf dem Blute gab, vermogte diesem den Gang dadurch noch nicht allenthalben wieder zu öfnen. Die unermesliche Summe, welche in einer so langen Reihe von Jahren aus dem Lande gegangen war, konnte kaum in der folgenden Generation erst ganz wieder ersezt werden. Um so schlechterdings nöthiger war es, daß Theodor in die Fußstapfen seines Vaters, und nicht in die seiner Vorfahren träte.

Wer das Land durchreiste und betrachtete, dem ward es schwer zu begreifen, wie überall auch nur ein Fürst auf den Einfall kommen könnte, sich vor ihm ekeln zu lassen; aber unauflösliches Räthsel musste es ihm seyn und bleiben, wie mehrere Fürsten hinter einander diesen Einfall hätten haben und ausführen können. Das Land war nicht übergros, aber fruchtbar, und hatte alles, was ein Land nur in den südlichen

chen Gegenden Deutschlands aufzuweisen hat. Besonders war für den Fürsten darin gesorgt. Dieser hatte sehr beträchtliche Einkünfte, schöne Landgüter, treffliche Schlösser, anmuthige Gärten, fruchtbare Weinberge, reiche Waldungen, Flüsse, Seen und Teiche. Jede Jahrszeit hatte mannigfaltige Vergnügungen für ihn. Das Volk, das er beherrschte, war eins der gutmüthigsten, duldendsten, arbeitsamsten, biegsamsten; das seine Glückseligkeit darin fand, seinen Fürsten um sich zu haben. Wenn er also nur den geringsten Sinn und die mindeste Empfänglichkeit für menschliche Glückseligkeit hatte: so mußte er einer der glücklichsten Fürsten seyn können.

Um die unerklärliche Erscheinung, daß drei Fürsten nach einander Abneigung gegen ein solches Land hatten hegen können, erklärbar zu machen, enthielten die ungedruckten Annalen desselben folgende Anekdoten. Fürst Karl war lange in der Gewalt seiner Kammerdiener gewesen, die ihr Konto besser dabey gefunden hatten, mit ihrem Herrn zu reisen und unterwegs die Kasse zu führen, als zu Hause mit ihrem Kammerdienergehalt zufrieden zu seyn. Die Familien derselben existirten auch noch und waren in sehr wohlhabenden Umständen. Fürst

Georgen hatte der militärische Geist hingerissen. Er hätte immer zu Hause einige Regimenter halten können; aber dis war ihm zu wenig. Armeen — Armeen muß ich vor mir sehen, war sein Wahlspruch gewesen, und dadurch war eine Armee Dukaten nach der andern aus dem Lande marschirt, ohne je wieder nach Hause zu kommen. Fürst Hans war gar ein Grillenfänger gewesen, hatte sich die Idee in den Kopf gesetzt, daß seine Unterthanen ihm nach dem Leben ständen, ließ sich diese Schimäre lieber von schlechten Ausländern, die er antraf, noch mehr ein- als von gutgesinnten Patrioten ausreden, und drohete oft, daß er noch einmal aus dem Lande reisen wollte, wenn man ihn als Leiche dahin brächte.

Die Güte des Landes, deren Anblick jedem Menschen sogleich ins Auge fiel, erleichterte Rothen das Geschäft ungemein, Theodorn von Jugend auf sein Vaterland lieb und werth zu machen. Jede Gelegenheit benutzte er auch dazu, und der Prinz fing an, recht innig am Lande seiner Väter zu hangen, ohne daß er noch einen Begrif davon hatte, daß es einst sein Land werden würde. Rothe freute sich ungemein auf den Tag, an dem er ihm dis sagen würde, und hofte seinen Patriotismus alsdann zu einer Höhe

zu stimmen, von der ihn Kammerdiener, Soldaten und Spleen nie wieder herunterstimmen sollten.

So verging nicht leicht ein Vor- oder Nachmittag, an welchem nicht über die drei Kapitel — Natur — Vaterland — Bauernwerth zwischen beiden auf ihren Spatziergängen bald längere, bald kürzere Unterredungen gehalten wurden. Einst, als sie neben einer Breite vorübergingen, wo viel Bauern pflügten und eine Menge Krähen und Raben den pflügenden Bauren auf den Fuß nachfolgten, bezeigte Theodor seine Verwunderung darüber, daß diese Thiere hier so dreist wären und sich so nahe an Menschen hielten; da sie doch, wenn sie sonst einen Jäger nur von weitem erblickten, schon davon flögen. Rothe ging darauf näher mit ihm an die Pflüger und ließ ihn sehen, wie die Krähen und Raben ganze Nester voll junger Feldmäuse, welche herausgepflügt wurden, mit grösstem Appetit verzehrten. Daraus erklärte er ihm die Freundschaft, welche die Bauern gegen die Krähen bewiesen, und aus dieser Bauerntoleranz gegen die Krähen das Zutrauen, welches die Krähen wieder gegen die Bauern an den Tag legten. Hier hatte er die schönste Gelegenheit, den Prinz auf das Zusammenhangende und Ket-

tenmässige in der ganzen Schöpfung aufmerksam zu machen.

„Vor einigen Jahren, sprach er, wimmelten alle Felder hier zu Lande von Mäusen, und bei Menschengedenken hatte man diese Art von Thiere nicht in so überschwenglichem Ueberflus gesehen. So, wie die Saat aufging, waren die Mäuse über sie her, und dem Landmanne ward angst und bange. Es war nichts geringers zu befürchten, als daß sie die ganze künftige Erndte den Menschen vor den Augen weg verzehren würden. Man machte allerlei Versuche, diese Thiere zu zerstören, aber umsonst. Ihr Vater setzte einen grossen Preis darauf, wer ein untrügliches Mittel dazu ausfindig machen würde; niemand aber konnte dergleichen ausfindig machen. Endlich kamen grosse Schaaren von viel tausendmaltausend Krähen von einer ganz fremden Art gezogen, die vermuthlich aus Mangel an Nahrung ihr Vaterland verlassen hatten. Binnen acht Tagen waren alle Mäuse weg. Und so, wie die Mäuse verzehrt waren, zogen auch die Krähen wieder weg, um anderwärts ihre Aesung zu suchen. Da hatte die Natur den Preis verdient, welchen Ihr Vater auf Vertilgung der Staatsverderber gesetzt hatte; und ich dachte bei mir selbst, daß darum

so

so viel Mäuse damals hier hätten seyn müssen, weil zu derselben Zeit so viel hungrige Krähen ihren Zug durch unser Land nehmen würden, die sonst alle hätten umkommen müssen.

Theodor horchte bei diesem Gedanken sehr auf. Rothe fuhr fort:

„Das ist ein Grundsatz, den Sie sich recht tief einprägen und auf alles anwenden müssen, Prinz, daß in der ganzen Natur nichts umsonst da sey. Kein Baum, keine Pflanze, keine Blume, kein Grashalm, auch das kleinste Moos auf den Dächern nicht, ist umsonst da. Jedes derselben dient zur Erhaltung irgend einer Art von Thieren. Und unter den Thieren ist wieder keins umsonst da. Das allerkleinste Würmchen ist in der Welt eben so unentbehrlich, als das allergröste Thier. Es dient zur Erhaltung eines andern etwas grössern, dieses wieder zur Erhaltung eines andern noch etwas grössern, und so immer weiter. Wenn Sie eine Kette sehen, die aus viel tausend Ringen besteht, deren einer immer grösser, als der andere, und in den andern eingehängt ist: so sehen Sie ein Bild der Natur. Auch hier ist immer eins für das andere da; nichts ist entbehrlich, überflüssig. Dis mus uns lehren, über die gesammte Ein-

richtung der Welt um uns her mit Ehrerbietung urtheilen, und nichts, auch das allerkleinste nicht, das wir sehen, mit Verachtung anzublicken. Diesen wahren, richtigen Gedanken, den wir durch und durch auf die Welt anzuwenden haben, müssen wir eben so auf die menschliche Gesellschaft anwenden. So unendlich verschieden die Menschen an Sinnen, Verstand, Kräften, Glück und Ansehen sind — von dem allerelendesten an bis zu Königen und Kaisern: so ist doch auch von ihnen keiner umsonst da. Also muß man auch keinen Menschen für überflüssig halten oder gar vernichten, und wenn er noch so niedrig wäre. Er arbeitet in die Hände eines andern, dieser wieder in die Hände eines andern, und so fort. Und wenn es auch Menschen gibt, die nicht arbeiten können, sondern von Allmosen leben müssen: so sind auch diese nicht überflüssig, nicht umsonst da; denn es muß auch Menschen geben, an welchen die andern ihr gutes Herz beweisen und sich in liebevollen Gesinnungen üben können. Alle durften wir nicht einerlei seyn; weil wir einander brauchen und nöthig haben sollten. Brauchen und nöthig haben aber sollten wir einander, um in Gesellschaft zu leben. Die Noth sollte uns zu einander treiben. Und in Gesellschaft sollten wir

darum

darum leben, weil wir sonst keine weise und gute Menschen werden konnten. Alle konnten wir aber auch wirklich nicht einmal einerley seyn; denn, betrachten Sie sich nur einmal von Kopf bis zu Fuß, was Sie alles blos zu Ihrer Kleidung brauchen. Wenn jeder Mensch das seyn sollte, was der andre ist: so müßte sich auch jeder alles das selbst machen können, was er braucht. Das ist aber unmöglich. Alles kann ein Mensch nicht lernen. Wenn der eine aber dis versteht, der andere jenes, der eine dis macht, der andere jenes, noch ein anderer etwas anders: so tauschen sie unter einander, und so haben wir alles, was wir brauchen. Daher gibt es denn nun so vielerlei Stände und Lebensarten in der menschlichen Gesellschaft. Es gibt geringe, noch geringere, allergeringste; mittlere, hohe, höhere, allerhöchste Stände; aber alle sind sie nothwendig und keiner von ihnen ist überflüssig. Nur der ist ein weiser und ein guter Mensch, der keinen Stand, oder die Leute, welche in ihm leben, verachtet. Prinz, ich muß Ihnen sagen, daß auf dieser Seite von vielen Menschen noch oft gefehlt werde. So, wie sie kleine und geringe Würmer verachten, darum, weil diese klein und gering sind: so verachten sie auch niedrige und geringe Menschen, blos darum, weil

sie in niedrigen und geringen Ständen leben. Aber das thun Sie ja niemals. Jeder Mensch hat seinen Werth und seinen Nutzen; und er mag leben in welchem Stande er will, sobald er seinen Stand ausfüllt, und das ist, versteht und thut, was er in selbigem seyn, verstehen und thun soll, so müssen wir ihn wahrhaftig schätzen. Die vornehmern Leute sind recht undankbar, wenn sie die geringern verachten. Was fingen sie denn wohl in der Welt an, wenn sie diese nicht hätten? Wenn die Reichen, die so gern in Kutschen fahren, keine Rademacher, Stellmacher und Schmiede hätten: müßten sie sich nicht das Kutschenfahren vergehen lassen? Oder, wenn sie diese zwar hätten, aber es fehlte ihnen am Ende an dem Kutscher; müßten sie die Pferde nicht selbst füttern und striegeln, den Wagen nicht selbst schmieren, und, wenn sie fahren wollten, sich auf den Bock setzen? Wenn die Kaufleute, die mit Tuch, mit Leinwand, mit Spitzen u. s. w. handeln und dadurch wohlhabend werden, keine Tuchmacher hätten, keine Armen, die das Garn spönnen und bleichten, keine Leinweber, die Leinwand daraus machten, keine Mädchen, die die Spitzen verfertigten, müßten sie nicht aufhören zu handeln? Wenn der Tuchmacher keine Wollspinner hätte, könnte

er

er Tuch machen? Wenn der Wollspinner keine Hirten hätte, die Schafe hielten und hüteten, könnte er Wolle spinnen? Wenn wir keine Maurer und Zimmerleute hätten, müßten wir nicht unter freiem Himmel wohnen? Wenn wir keine Handlanger und Taglöhner hätten, müßten wir nicht unsere eigene Taglöhner seyn? Z. E. wir hätten keine Holzhacker; so müßten wir entweder im Winter frieren, oder uns das Holz selbst klein machen. Oder wir hätten keine Mägde; so müßten wir uns alles selbst kochen und nach Tische die Teller selbst wieder abspülen. Oder wir hätten keine Waschweiber; so müßten wir selbst ans Waschfaß treten und uns die Hemden reinigen. Nehmen Sie noch die wichtige Sache — Brod. Brod brauchen wir alle, wir mögen seyn, wer wir wollen. Der letzte Mensch, durch dessen Hände es gehen muß, ehe wir es genieſſen können, ist der Becker. Der Becker könnte kein Brod backen, wenn kein Müller wäre. Der Müller könnte nicht mahlen, wenn der Bauer kein Getraide baute. Lieber Prinz, aus dieser Betrachtung lernen Sie, daß, je geringer und niedriger die Stände sind, und die Menschen, die in selbigen leben, desto nützlicher, nöthiger und unentbehrlicher sie sind. Ohne geringere Stände

gäbe es keine mittlere, ohne mittlere keine höhere. Die allerunterſten Stände und Menſchen ſind alſo der Grund der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. Sie ſind die eigentliche Kraft der übrigen, der Kern der Völker. Wenn ſie nun aber dis ſind: ſo muß man es ihnen auch nicht ableugnen, daß ſie es ſind, ſondern man muß es ihnen vielmehr dankbar zu erkennen geben, daß man ſie dafür halte. Das heißt: je mehr, je vornehmer man iſt, oder ſich zu ſeyn dünkt, als ſie: deſto gutmüthiger, beſcheidener, höflicher und liebreicher muß man auch gegen ſie ſeyn; denn je mehr man iſt, als ſie, deſto mehr Nutzen hat man auch von ihnen. Dieſe armen, geringen und niedrigen Menſchen haben ſo nicht viel Freude in der Welt. Wenn ſie ſich nun übendrein noch für alle ihre Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit und Treue ſollen geringgeſchäzt oder verachtet ſehen: ſo iſts ein Wunder, daß ſie nicht viele von den Vornehmen lange ſchon beim Schopf gefaßt, aus dem Lande hinausgejagt und dazu geſchrieen haben — — Müſſiggänger, Taugenichtſe, Tagediebe, was bildet ihr euch ein? Iſts nicht genug, daß wir den Honig einſammlen müſſen und ihr ihn ausheeret? Wollt ihr uns obendrein noch mishandeln? Sehet, wie es die Arbeitbienen

mit

mit den Raubbienen machen: so machen wir es mit euch. Fort mit euch aus dem Korbe! Wollt ihr nun je wieder den Honig lecken: so lernt erst, wie beschwerlich es sey, ihn aus den Blüten zu saugen und meilenweither einzutragen. Wollt ihr Genus haben, so vergiesset erst Arbeitsschweiß, wie wir .... Prinz, was man thun kann, den Leuten in den niedrigen Ständen behülflich, dienstfertig und wohlthätig zu seyn, das muß man thun. Gewohnt, mit wenig zufrieden zu seyn, verlangen sie auch nicht einmal von uns viel, und haben oft daran schon genug, wenn sie sehen, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir ihnen unsern Beifall, unser Zutrauen schenken, und mit ihnen so reden, als wären sie unsers gleichen. Wenn wir z. E. einen Arbeitsmann gebraucht haben, und wir loben ihn hernach ausser dem Lohne noch, den wir ihm reichen, für seinen Fleis: so fühlt er sich so glücklich, als wenn er noch so vornehm wäre. Oder wenn jemand sehr beschwerliche Handdienste für uns verrichtet hat, und wir geben ihm ausser seinem bedungenen Verdienst noch ein kleines Trinkgeld: so springt und tanzt er wohl für Freude. Wahrlich, es kostet uns oft nur eine Kleinigkeit, um in die Herzen unserer arbeitsamsten Mitbürger Freude und Frohlocken auszugiessen. Wären

wir

wir nicht Unmenschen, wenn wir für sie, die so gut Menschen, wie wir, sind, nicht einen geringen Aufwand machen wollten? Besonders verdient der Bauernstand, daß wir ihn schätzen. Und wer ihm nun gar noch Erleichterung und Lebenstrost verschaffen kann: der muß nicht eher ruhen, bis er es gethan hat. Prinz, zehnmal habe ich schon hierüber mit Ihnen geredet, und hundertmal werde ich noch mit Ihnen davon reden. Dieser Stand ist zwar in der menschlichen Gesellschaft einer der untersten, aber gerade auch der, der den allen übrigen das Leben gibt. Wir sehen dis, wenn wir es auch nicht durch Nachdenken begreifen wollten, durch die Erfahrung. Sobald es eine wahre Miserndte gibt, wird auf der Stelle über schlechte Zeiten geklagt. Der Bauer gewinnt alsdann kaum so viel Getraide, als er für seine Haushaltung und zur Saat nöthig hat, und darf an kein Verkaufen denken. Da er nun nichts verkaufen kann, fehlts ihm am baaren Gelde. Folglich richtet er sich sehr genau ein, und kauft nicht nur den Handwerkern in selbigem Jahre wenig oder nichts ab, sondern ist auch nicht im Stande, die alten Rechnungen an sie zu bezahlen. Wenn aber der Handwerker nichts zu verarbeiten hat, so behalten die Kaufleute auch ihre Waare. Auch

kau-

kaufen diesen weder Bauern noch Bürger selbst etwas ab, weil jene kein baar Geld und diese keinen Verdienst haben. Alles Gewerbe, aller Handel und Wandel stockt. Nun verliert der Fürst nicht nur die Accise, sondern Bauern und Bürger bleiben auch einen Theil ihrer übrigen Abgaben schuldig. So ists immer der Bauer, und auf allen Seiten der Bauer, der gute und schlechte Zeiten macht. Fragen Sie einmal gelegentlich Ihren Vater, welchen unter seinen Unterthanen er am meisten zu danken habe; so wird er antworten — dem Landmanne, den Bauern! Wenn diese ihre Abgaben nicht an ihn entrichten könnten: so würde es schlecht um seinen Beutel stehen. Wenn er auch allenfalls leben könnte: so würde er doch seine Diener nicht bezahlen können. Dann müßten diese borgen, Schulden machen, Kaufleute und Bürger betrügen. Er selbst würde die Rechnungen nicht bezahlen können, welche die Handwerker, die für seinen Hof arbeiten, vierteljährig einreichen. Und, wenn diese kein Geld von ihm bekämen: so könnten sie wieder ihre Schulden nicht bezahlen und keine neue Waare anschaffen. An Baue dürfte Ihr Vater gar nicht denken; und so hätten auch einige hundert Maurer und Zimmerleute, und noch einmal so viel Handlanger und Taglöhner

nichts

nichts zu verdienen. Und wenn diese nichts zu verdienen hätten, so müßten sie betteln gehn. Wer sollte ihnen aber etwas geben? Die Bauren hätten nichts; die Bürger hätten nichts; die Hofbedienten hätten nichts; — Ihr Vater selbst hätte nichts. — Lieber Prinz, so kommt also alles darauf an, daß wir Bauern haben, und daß die Bauern wohlhabend sind. Sind diese arm, so sind wir alle arm. Und hätten wir vollends gar keine, so müßten wir heute noch Bauern werden. Diese guten Leute aber sind da, in grösserer Menge da, als irgend ein anderer Stand, arbeiten tagein tagaus, jahraus jahrein; und das von Jugend auf bis in das spätste Alter. Und wenn sie nun das ganze Jahr hindurch gearbeitet haben: so haben sie ausser dem, daß sie sich satt gegessen und getrunken, und ihre Gaben entrichtet haben, etwa so viel davon übrig, daß sie Haus, Scheuren, Ställe, Wände und Zäune im Stande halten können. Wer von ihnen sich höchstens alle drei Jahre einen neuen Rock von dem gröbsten Tuch machen lassen kann, der weiß sich schon viel. Und dabei sind diese gutherzigen, sich todtarbeitenden Menschen so genügsam und zufrieden, daß sie, wenn sie Speck und Klump, oder gar nur Käse und Brod gegessen haben, pfeifen und sin-

gen können; statt daß die vornehmen Leute oft, wenn sie Gesottenes und Gebratenes, Pastete und Torte hintergeschlungen haben, über Magendrücken und Bauchgrimmen klagen, und so ein Gesicht nach Tische machen, als wenn sie nicht satt zu essen gehabt hätten. Tage, die recht ausdrücklich zum Vergnügen bestimmt sind, haben sie nur selten. Daher kommts denn auch, daß sie, wenn sie einmal so einen haben, ihn von ganzem Herzen geniessen. Da ist denn alles an ihnen in Bewegung. Sie stampfen mit den Füssen, klatschen mit den Händen, schreien aus vollem Halse und wissen nicht, wodurch sie ihre Freude genug an den Tag legen sollen. So oft man dis sieht und hört, muß man so denken: — **an diese armen Leute kommt die Freude** gewiß nicht oft; darum freuen sie sich so **mit Leib und Seele, mit Händen und Füs**sen. — Das ist ein glücklicher Mensch, der den Bauern dann und wann so einen vergnügten Tag mehr verschaffen kann. Ich wollte, daß ich recht viel Geld hätte; so sollten sie wenigstens in jedem Vierteljahre so einen Tag haben.

Theodor. Das wollte ich auch; und dann sollten sie alle sechs Wochen einen haben.

Rothe. Und wäre ich vollends ein Fürst: so müßten diese guten Leute alle vierzehn Tage so einen Tag sich selbst machen können.

Theodor. Ja, so thäte ich auch.

Rothe. Bleiben Sie bey diesem Vorsatz, mein lieber Prinz.

Zwei Jahre waren solchergestalt verstrichen, und Theodor hatte nach Verlauf derselben nicht nur die Moral für alle Menschen im Kopf und im Herzen, sondern kannte auch schon viel Gegenstände um sich her. Lesen und schreiben aber konnte er noch nicht. Adolf hatte besonders über diesen noch immer fortdaurenden Mangel unterdessen manche bald ernsthafte, bald lustige Unterhaltung mit dem alten Zensdorf gepflogen. Zensdorf rückte ihm unaufhörlich vor, daß seine höchstselige Frau Mutter in Abwesenheit ihres Herrn Gemahls mütterlich darauf bedacht gewesen, daß er im dritten Jahre schon beten, im vierten fertig lesen, und im sechsten gar zierlich schreiben gekonnt hätte. Die Summe alles dessen, was Adolf ihm in größter Langmuth und Geduld wenigstens zu zehn verschiedenen malen darauf antwortete, war immer

dis

dis — — „Beten habe ich im dritten Jahre noch nicht gekonnt; das ist nicht wahr; gepa. pelt habe ich nur. Gelesen habe ich im vier= ten Jahre, das ist wahr; aber von da an bis ins neunte Jahr fast nichts, als dummes Zeug, und ohne einmal zu verstehen, was ich las. Geschrieben habe ich im sechsten Jahre, das ist auch wahr; aber nur nicht zier= lich — dazu war meine Hand noch nicht fest ge= nug; gekritzelt habe ich; und ob ich das im sechsten Jahre gethan hätte oder nicht; dadurch bin ich damals um nichts klüger und um nichts glücklicher geworden.“ Wenn Zensdorf dis dreimal gehört hatte, so fing er dreimal wieder davon an, und je länger es ward, daß ihn Adolf zur Geduld verwies, desto höher stieg seine Er= wartung der Dinge, die da kommen sollten.

Als nun Rothe Theodors Wis= und Lern= begierde immer grösser werden sah, nahm er das Lesen mit ihm vor. Er schlug dazu seinen ei= genen Weg ein, der für den Prinz weit leichter und angenehmer war, als der gewöhnliche. Er lehrte es ihn eher durch das Ohr, als durch das Auge. Während des Spatzierengehens sprach er ihm erst ganz kurze Sätze vor, die der Prinz richtig nachsprechen mußte, und so, daß jedes

einzelne Wort von dem andern getrennt erklang. Als dis eine Zeitlang geschehen war, sprach er ihm einzelne Wörter buchstabirend vor, die Theodor eben so buchstabirend nachsprechen mußte, so daß jede Silbe von der andern gehörig unterschieden ward. Oft redete er den ganzen Weg über mit ihm nicht anders, als buchstabirend. Nach sechs Wochen konnte der Prinz vollkommen buchstabiren und lesen, ohne noch die Figur eines Buchstaben zu kennen. Er zeigte sich dabei ganz unzuermüdend, und wenn diese Art von Leseschule auch noch so lange dauerte: so vergieng ihm die Lust doch nicht, weil er dabei nicht sitzen durfte, keinen Schulzwang empfand, in der freien Luft war, und die Gegenstände mehrentheils allemal vor seinen Augen sah, worüber ihm Rothe vorsprach und vorbuchstabirte. Nun lehrte ihn Rothe die Figuren der Buchstaben kennen; damit er eben so durch das Auge lesen mögte, wie er seither es durch das Ohr gelernt hatte. Binnen drei Tagen kannte er alle Buchstabenfiguren, und hatte nun weiter nichts zu thun, als daß er das, was er ohne diese Zeichen schon konnte, auf diese Zeichen anwendete. Rothens Stelle vertrat nun ein Buch. Der Prinz buchstabirte nun den im Buch erblickten Buchstabenfiguren, deren Töne er wußte, eben so

nach,

nach, wie er vorher den ihm von Rothen vorgesprochenen Buchstabentönen nachbuchstabirt hatte, ohne ihre Figuren zu wissen. Noch ehe ein Vierteljahr verging, konnte er nicht nur fertig im Buche lesen, sondern übertraf auch im wahren und guten Lesen die meisten Erwachsenen. Er sang nicht, wenn er las, stolperte und polterte nicht, sondern las sprechend, drückte den jedesmaligen Affekt durch den Ton seiner Stimme gehörig aus und setzte den Accent allemal richtig auf die Wörter, die ihn hatten. Jedes Buch aber, worin er lesen sollte, wählte ihm Rothe selbst. Er hatte Mühe dergleichen zu finden, die durch und durch Lektüre für seinen Zögling werden könnten; doch half er sich damit, daß er alles das herausschnitt, was ihm nicht anstand. Hieher gehörten vorzüglich alle religiöse Betrachtungen und Gebete, womit die Schriftsteller für Kinder in der damaligen Zeit ihre Bücher auszuschmücken noch für Gewissenspflicht hielten. Vom Lesen brachte Rothe Theodorn zum Schreiben; vom Schreiben zum Rechnen. Der Prinz entsprach ganz der Erwartung, welche er von ihm gehabt hatte. Alles ward ihm leicht, und um so leichter, je weniger man geeilt hatte, ihn dazu anzuleiten. Er begrif sehr schnell, bezeigte immer mehr Begierde zu lernen, je mehr

er lernte, war nie heiterer und lustiger, als wenn er recht viel gelernt hatte, und rechnete oft Abends noch im Bette laut vor sich nach, was alles neues den Tag über wieder in seinen Kopf gekommen sei.

Fürst Adolf freute sich väterlich über die so gut gelingende Bildung seines Sohnes, wozu er selbst den Plan entworfen hatte, und sah mit Entzücken den Tagen entgegen, in welchen sie einst ganz vollendet seyn würde. Sein Publikum, welches anfangs gegen die neue Erziehungsmethode so viel geredet, geeifert und geschrieben hatte, gab ihm nun dafür die höchste Genugthuung, und es geschah ganz das, was er sich vorher versprochen hatte. In allen Familien von Stande führte man nun die neue Edukation ein. Jeder Hofbediente, jeder Kaufmann wollte seine Kinder schlechterdings so erzogen haben, wie der Erbprinz erzogen würde. Man sah nun keine hochfrisirte, keine bepelzte, eingepackte und vermummte, keine mit Tressen besetzte kleine Stutzer mehr. Die Knaben gingen alle natürlich, simpelgekleidet, mit Haaren ohne Locke und Puder, und mit blossem Halse. Auch lesen mußten sie nun alle so lernen, wie Theodor es gelernt hatte. Die Nachahmung ward sogar nicht selten übertrieben. Die Spatziergänge wim-

wimmelten von Kindern, und ihre Hofmeister, Erzieher und Lehrer buchstabirten sie so laut zum Thore heraus und herein, daß die Bürger oft darüber an die Fenster gelaufen kamen und den Ausrufer zu hören glaubten. Adolf unterhielt sich eines Abends lächelnd mit Rothen darüber, und sprach, als eben jemand anklopfte — so bin ich besser gerechtfertigt, als wenn ich damals die Scharteken und Pasquille durch Henkershand hätte verbrennen lassen . . .

Zensdorf — (indem Rothe, der ihn kommen sieht, durch eine Seitenthüre davon schleicht.) Unterthänigen guten Abend, Ihro Hochfürstl. Durchlaucht.

Adolf. Guten Abend, mein lieber Geheimerrath; was bringen Sie denn noch so spät? Nun sollten Sie schon fein schlafen.

Zensdorf. (ängstlich.) Das kann ich nicht. Wer könnte da wohl schlafen? Ich alter Mann gehe auf der Grube, und muß jede Nacht für meine letzte halten. So darf ich, wenn ich so etwas auf meinem Herzen habe, mich nicht damit erst noch zu Bette legen, weil ich es morgen vielleicht nicht mehr ausschütten könnte.

Adolf. Nun, und was denn? Alles — nur kein Unglück!

Zensdorf. (in wahrer Gemüthsbewegung.) Ach mehr denn zu gros Unglück, was ich alles heute wieder erfahren habe!

Adolf. O ich bitte Sie, sagen Sie doch nur heraus . . .

Zensdorf. Ach! ach! was fängt der Hofrath Rothe alles mit unserm Erbprinz an!

Adolf. (die Unterlippe ganz gelassen nach der Oberlippe heraufschiebend.) Das ists also wieder? Nun, nun! Alles, was er mit ihm anfängt, das fängt er auf mein Geheis so mit ihm an.

Zensdorf. (religibs.) Ihro Durchlaucht können unmöglich alles wissen; sonst würden Sie es nicht zugeben. Nun wird es himmelschreiend. Wohl mir, daß ich bald zu meinen Vätern gehe! Aber die armen Nachkommen! die armen Nachkommen! Wie werden Gottes Gerichte das arme unschuldige Land treffen!

Adolf. (der ihm die Schultern klopft.) Wie denn so, lieber Greis?

Zensdorf. (dem die Thränen in die Augen stehen.) O Gott! der Prinz wird ja ein Freigeist, ein Religionsspötter, ein Atheist . . . .

Adolf. (ernsthaft.) Nicht doch, guter Alter!

Zensdorf. (affektvoll.) Ja doch, Ihro Durchlaucht. Er lernt ja buchstabiren und lesen ohne Buch und —

Adolf. (der plötzlich umgestimmt wird, daß er fast lachen mögte.) Und darinn besteht die Freigeisterei!

Zensdorf. Darin nun wohl nicht; — ich werde hernach noch weit mehr sagen. Indessen ist es doch ganz erschrecklich, daß das Alte alles soll abgeschaft werden. Auch sogar beim Buchstabiren = und Lesenlernen soll neue Mode seyn. So viel hundert Jahre lang hat man in Büchern dis gelernt, und nun — ohne Buch. Blos, damit auch hierin etwas besonderes seyn soll. Wir habens auch im Buch gelernt, und können doch auch lesen.

Adolf. Lassen Sie das doch gut seyn. Genug, Theodor kann nun lesen. Ob er es auf diese oder jene Weise gelernt habe, gilt ja gleich. Wenn es denn nun aber auch nur Buchstabiren und Lesen betrift, und die neue Mode dis zu lernen ist für die Kinder leichter und besser, als die alte: ists denn nicht auch der Mühe werth, die neue Mode darin zu ergreifen? Ja, sollte man nicht besonders darauf zu denken haben, Kindern die erste Lernarbeit zu

erleichtern, damit sie nicht gleich anfangs vor allem Lernen einen Ekel bekämen? Theodor hat leichter und besser lesen gelernt. Leichter — er hat kein Vierteljahr damit zugebracht, hat nicht dabei sitzen dürfen, hat gar keinen Schul- und Stundenzwang dabei erlitten, ist nicht heruntergehunzt worden u. s. w. Besser — denn er hat den meschanten Singeton nicht, wenn er lieset, er sezt den Accent immer richtig dahin, wohin ihn die Natur gelegt hat. Auf die gewöhnliche Weise wäre er vielleicht noch im Buchstabiren, und könnte übers Jahr kaum lesen, und läse dann doch nur schlecht.

Zensdorf. Die Hauptsache ist nur dis dabei, Ihro Durchlaucht, — **Himmelsweg, Katechismus und Evangelienbuch werden über die Seite geworfen** . . . Sie werden sich wohl erinnern, daß Sie im Himmelsweg und Katechismus buchstabiren und im Evangelienbuch lesen gelernt haben. Ach und dis ist nur gar zu herrlich! Dadurch werden die Kinder von Jugend auf zur Religion geführt, und werden, wenn sie kaum die Mutterbrust verlohren haben, schon wieder mit der lautern Milch des Evangelii getränkt.

Adolf. Lieber Geheimerrath; Sie meinen es gewiß gut, das weiß ich; darum will ich auch ernst-

ernsthaft mit Ihnen über diesen Gegenstand sprechen. An Himmelsweg und Katechismus verliert mein Sohn überall nichts. Ich lasse ihn zum guten Menschen bilden; so — denk' ich — soll er den Weg zum Himmel wohl allein finden. Was den Katechismus betrift, so ist der hiesige noch ein erzdummer Katechismus. Ich habe oft genug befohlen, daß meine Geistlichen einen andern machen sollen; aber thun sie es denn? Wenn der Generalsuperintendent nicht bald Anstalt dazu macht, so will ich selbst einen verfertigen; das sagen Sie ihm. Und was das heilige Evangelienbuch anlangt: so halte ich dis zu hoch in Ehren, als daß Theodor darin hätte buchstabiren und lesen lernen sollen. Würde ich denn nicht meine Landesordnung für herabgewürdiget erklären, wenn die Schulmeister auf den Einfall kämen, die Jungen blos das Silbenaussprechen durch selbige zu lehren? Und das Buch, worin die Lebensordnung der Christen in allen Landen und das eigene vollkommene Leben Jesu beschrieben wird, soll zum Buche dienen, worin der Knabe lesen lernt? — Sehen Sie einmal, das haben unsere guten Alten doch wirklich nicht bedacht.

Zensdorf. Gewiß hatten sie dis bedacht, und eben darum dis Buch zum Lesenlernen gewählt, damit die Kinder das Lesen darin von früher Jugend an lieb gewinnen mögten.

Adolf. Aber lieber Mann, sind Sie schon in den Schulen gewesen? Haben Sie gesehen, wie es zugeht, wenn die Kinder lesen lernen? Zum äussersten Ueberdruß, zur Langenweile, wird ihnen das ganze Lesewesen gemacht; und weil sie nun im Evangelienbuch lesen lernen: so wird ihnen auch das Evangelienbuch zugleich überdrüssig und langweilig. Die vielen Verweise und Mishandlungen, welche sie vom Schulmeister der Fehler wegen im Lesen bekommen, bringen sie nicht nur gegen das Lesen und gegen den Schulmeister, sondern auch gegen das Evangelienbuch auf, und ich wette darauf, daß sie, wenn sie aus der Schule nach Hause kommen, das Evangelienbuch so weit wegwerfen, als es fliegen will; denn sie rechnen alle die Schuld des Verdrusses, den Sie in der Schule gehabt haben, auf die schweren Wörter, welche darin stehen. Sie denken, lieber Mann, es sei der beste Weg, die Leute zu fleissigen und eifrigen Bibellesern zu machen, daß sie gleich in der Bibel die Silben zusammensetzen lernen; ich aber bin fest überzeugt, daß dis der Weg

sei, auf dem man ihnen zeitlebens das Bibellesen verleidet.

Zensdorf. Aber erlauben Ihro Durchlaucht, dis hätten Sie doch nicht zu befürchten gehabt, da Sie den Erbprinz nicht in die öffentliche Schule schicken, sondern ihm einen besondern Hofmeister halten.

Adolf. Auch hierauf will ich Ihnen dienen, lieber Geheimerrath. So würde wenigstens, wenn ich meinen Theodor im Evangelienbuch oder in der Bibel hätte lesen lernen lassen, das Bibellesen ihm Schlendrian geworden seyn. Etwas altes würde ihm die Bibel geworden seyn, das er in der Jugend nicht verstanden hätte, und auch im Alter nicht verstehen gelernt hätte, weil ihn alsdann nichts angetrieben haben würde, das zu lesen, was er schon tausendmal gelesen und woran er sich nicht erbaut hätte. Das soll ihm aber die Bibel nicht werden. Er soll vielmehr einst, wenn er ganz zu Verstande gekommen ist, sie mit Aufmerksamkeit lesen, und alles das in ihr herrlich und schön finden, was wirklich herrlich und schön in ihr ist.

Zensdorf. (verlegen.) Glauben denn Ihro Durchlaucht nicht, daß in der Bibel alles herrlich und schön sei?

Adolf.

Adolf. (fest.) Nein; es stehen auch schlechte und sogar schmutzige Geschichten in ihr. Die muß ein Mensch wenigstens nicht eher lesen, bis er in seiner Tugend fest ist. Darum kann ich es mit der gesunden Vernunft gar nicht zusammen reimen, wie die Alten auf der einen Seite die Kinder die ganze Bibel Kapitel für Kapitel ohne Ausnahme habe lesen lassen, und auf der andern Seite es für Verwegenheit hielten, mit ihnen von Hurerei, Onanie und dergl. oder auch wohl nur vom Unterschied beiderlei Geschlechter, von Liebe und Zeugung zu reden, da doch in der Bibel alles voll hievon ist und die Kinder dis alles in ihr lesen. — Und was wirklich herrlich und schön in der Bibel ist, wie besonders das Leben Jesu oder das Evangelien-Buch, das muß ein Mensch nicht eher lesen, bis er vollen Verstand dazu hat. Wenn er es dann zum erstenmal lieset, so macht es auch vollkommenen Eindruk auf ihn. Werfet die Perlen nicht vor die Säue — haben Sie das wohl gelesen, lieber Greis?

Zensdorf. Höchstdieselben werden doch die Kinder nicht unter die Säue rechnen?

Adolf. (der über den alten Thoren schier böse wird.) Stossen Sie sich doch nicht an das

Wort

Wort — Säue bedeutet hier alle diejenigen, welche den Perlenwerth nicht zu schätzen wissen.

Zensdorf. Ich habe von Höchstdenenselben Selbst doch aber auch oft das Sprichwort anführen hören — **junggewohnt, altgethan.** Wenn die Leute also in höhern Jahren einmal gern und fleissig in der Bibel lesen sollen, so müssen sie auch von Jugend auf dazu angehalten werden.

Adolf. Das Sprichwort ist richtig. Man kann ja aber einen Menschen nicht eher an etwas gewöhnen, bis er die Kräfte dazu hat. Zum Bibellesen wird viel Verstand erfordert. Auch müssen schon viel vorbereitende Ideen in die Seele des Lesers gebracht seyn, welche richtig und deutlich zu fassen abermals viel Verstand erfordert wird. Sobald ich an Theodorn so viel Verstand bemerke, soll er auch gleich in der Bibel lesen. Alsdann soll der Grundsatz auch hierbei gelten — junggewohnt, altgethan.

Zensdorf. Ach und ich habe mir sagen lassen, daß der Hofrath Rothe sogar aus jedem Buche, worin der Erbprinz lieset, jedes Blatt ausschneide, worauf ein Gebet oder auch sonst nur etwas aus der Religion steht.

Adolf.

Adolf. Daran thut er recht.

Zensdorf. (mit vieler Ehrwürdigkeit.) Aber um Gottes willen, Ihro Durchlaucht, soll denn der junge Herr nicht beten lernen? Ein Fürst und — kein Beter.

Adolf. (tröstend.) O er soll ein wackerer Beter werden! Er soll einst als Fürst einer der eifrigsten Beter im Lande seyn. Er soll sich als Regent nicht schämen, an feierlichen Tagen mitten unter seinem Volk im Tempel zu knieen.

Zensdorf. Wenn soll er denn aber anfangen, dis zu thun?

Adolf. (gesetzt.) Sobald er kann.

Zensdorf. Wenn ist denn das?

Adolf. (noch gesetzter.) Das weis ich nicht. Das wird sich zeigen. Vielleicht bald, vielleicht auch nicht bald; je nachdem wir sehen werden, daß die Entwickelungen seiner höhern Seelenkräfte schneller oder langsamer von statten gehen.

Zensdorf. (die Augen gen Himmel.) O wie so ganz anders dachten unsere gottseligen Vorfahren, die uns Gott darbrachten, sobald wir lallen konnten, damit wir ihm die Erstlinge unserer Lippen opfern mögten!

Adolf. Ja, die dachten freilich anders darüber, als ich. Indessen folgt daraus noch nicht, daß sie recht gedacht haben und ich unrecht denke.

Zensdorf. (seufzend.) Ach, da waren auch noch gute Zeiten.

Adolf. Nun, nun, Herr Geheimerrath, was die guten Zeiten betrift, die waren denn eben nicht sonderlich. Ich glaube nicht, daß meine Unterthanen sich die Tage zurückwünschten, welche sie unter den Fürsten Karl, George und Hans gehabt haben. Das waren ja wohl die gottseligen Vorfahren ... Die mogten auch wohl recht früh in der Bibel gelesen und gebetet haben, und — zogen doch alles Geld hernach zum Lande hinaus. Jetzt sind die Zeiten offenbar besser; denn es zirkulirt wieder Geld im Lande; und unter Theodor sollen sie erst recht gut werden.

Zensdorf. (die Achseln zuckend.) Das gebe Gott!

Adolf. Zweifeln Sie nicht hieran, guter Greis. Mein Sohn wird einst an seinem Lande hangen. Und wenn dis die Fürsten thun, alsdann ist gewis im Lande gute Zeit. Dis ist das Gebet, das sie am frühsten ler-

nen müssen — — Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen und — am Lande hangen!

Zensdorf. Ach ein betendes Kind ist doch so ein schöner, frommer Anblick.

Adolf. Für mich nicht; denn ich sehe noch keine Handlung der Seele dabei. Ich glaube, so ein Kind habe viel Aehnlichkeit mit einer Singeuhr. So, an nichts, als an Aeusserlichkeit, gewöhnt, — denn weiter ist doch das ganze frühe Beten nichts — bleiben die Kinder hernach, wenn sie erwachsen sind, auch blos bei dem Aeusserlichen stehen, und aller Segen des Gebets ist für sie lebenslang verlohren. — Ueberhaupt, lieber Geheimerrath, lassen Sie uns von etwas anderm sprechen; in diesen meinen Grundsätzen bin ich nun einmal unbeweglich, weil ich gewiß weiß, daß sie richtig sind. Ich wollte Sie letzthin schon wegen der Brücke fragen, die von unsern Nachbarn bei L.. neugebaut werden soll, ob sichs nach den alten Verträgen wirklich so verhalte, daß meine Kammer ausser den hundert Bäumen dazu auch noch täglich fünfzig Arbeiter geben müsse, wie der dortige Hof es jezt begehrt?

Zens-

Zensdorf. (ziemlich gleichgültig.) Hundert Bäume, — ja, Ihro Durchlaucht, aber nur fünf und zwanzig Arbeiter täglich. So stehts in dem Vertrage von 1700. Es gilt aber nur von einem ganz neuen Brückenbau, und dafür sind die hiesigen Unterthanen frei von allem Brückgelde. Anno 1730 ist diesem Vertrage gemäs von unserer Seite zum zweitenmal gehandelt worden; Anno 1741 zum drittenmal. Jetzt ists das viertemal. Die Herren Nachbarn nähmen wohl gern statt fünfundzwanzig fünfundsiebenzig Arbeiter; aber das wäre auch eine neue Mode . . . Die muß nicht statuirt werden (fällt wieder in den vorigen Ton über.) Auch hör' ich mit Entsetzen, daß der Prinz noch gar keinen Unterricht in der Religion empfange.

Adolf. Wie ist es mit den Arbeitern, die wir stellen müssen? Bekommen Sie ihren Lohn ganz von uns, oder ist ein gewisses ausgeworfen, das uns die Kammer in L . . dafür gutthut?

Zensdorf. Sie kriegen gar nichts, sondern die fünf nächsten Dörfer müssen täglich jedes fünf Mann zum Zwangdienst stellen, so lange der Bau währt. — Ein Prinz von acht Jahren und noch ohne Religion — das ist in der Geschichte dieses Landes unerhört.

Adolf. Das ist unrecht; das soll nicht länger so seyn. Wenn die fünfundzwanzig Arbeiter einmal gestellt werden müssen: so soll sie meine Kammer auch, wie Taglöhner gewöhnlich, bezahlen. Alsdann gilt es gleich, ob sie aus diesen fünf Dörfern oder aus andern fünf Dörfern gebürtig sind.

Zensdorf. Die Leute wissen es einmal nicht besser. Warum wollen Ihro Durchlaucht Ihrer Kammer eine neue Ausgabe machen? Der Hofrath Rothe kann es bei Gott und bei dem ganzen Lande nicht verantworten, daß er — —

Adolf. Kurz, meine Kammer bezahlt, und das verantwort' ich; und was der Hofrath Rothe thut, verantwort' ich auch. Was verstehen Sie denn unter Religion.

Zensdorf. Ich verstehe darunter den christlichen Glauben, wie er in unsrer Kirche gelehret wird.

Adolf. Davon weiß Theodor allerdings noch kein Wort und hat auch noch nichts davon wissen sollen. Nicht einmal von Gott hat bis jetzt mit ihm geredet werden dürfen.

Zensdorf. (ganz ausser sich.) Nun, da haben wir es! Ich habe es nicht glauben wollen. Ach, gnädigster Herr, nehmen Sie mir altem

Man-

Manne es nicht ungnädig — Was soll aus unserm jungen Herrn werden? Das wird ein Freigeist, das sehe ich nun schon. Wenn er nun erwachsen seyn wird und kommt an auswärtige Höfe: so wissen Sie es ja, wie es da von Religionsspöttern wimmle. Ist er dann nicht durch frühe Gottesfurcht davor gesichert worden, so haben wir den Atheisten. Und wie der Fürst dann, so die Unterthanen, was wird das für ein Zustand werden! Wie werden die schrecklichsten Strafgerichte Gottes über das Land ergehen; denn, wenn ein Volk Gott verläßet, so wird es von Gott wieder verlassen.

Adolf. (in Unmuth vor sich.) O du alter Kanonengiesser! (sich besinnend.) Hören Sie doch nur. Theodor soll einer der vernünftigsten, unerschütterlichsten Gottesverehrer werden; aber — er soll nicht mit der Nase auf Gott gestossen werden — das heißt — man soll ihm nicht die Seite im gedruckten Katechismus, wo der erste Artikel steht, so lange vorhalten, bis er die Worte auswendig gelernt hat und nachpapelt: Ich glaube an Gott den Vater u. s. w. sondern — er soll den ersten Artikel sich selbst machen und die Worte aus seiner Seele heraus lesen, ich glaube an GOtt den Vater, . . .

Jezt habe ich ihn beständig noch mit dem Anblik der Natur und mit Betrachtungen über die Natur unterhalten lassen, und so seh' ich schon dem Tage entgegen, an dem Rothe kommen und mir sagen wird, daß Theodor Gott selbst gefunden habe. Ist denn das nicht weit vernünftiger, als wenn wir immer ständen und ihm vorpredigten — es ist ein Gott — glaube an Gott? Wenn er Gott selbst gefunden haben wird, wird ihm Gott desto lieber seyn. Sein Gott, den er selbst findet, wird dann auch gewiß der wahre Gott und nicht der Halbemenschhalbgott oder der dreifache Gott seyn, wie er im Katechismus steht.

Zensdorf. (ängstlich) Also soll er nicht den Gott seiner Väter einst anbeten?

Adolf. O ja doch; und nicht nur den Gott seiner Väter, sondern auch den Gott seiner Grosgrosgrosväter und den Gott aller Menschen.

Zensdorf. Aber doch den Glauben seiner Väter soll er nicht haben?

Adolf. Er soll ihn schätzen, wie den Glauben aller Menschen. Ueberhaupt soll er allen Glauben dulden; denn — wenn Gott in seinem grossen Reiche ihn dulden kann: so

muß es Theodor einst in seinem kleinen Lande noch weit mehr können. Er selbst aber soll dem Glauben der Weisen aller Völker zugethan seyn.

Zensdorf. (mistrauisch.) Was ist denn das für ein neumodischer Glaube?

Adolf. (etwas nachdrüklich.) Das ist der erste, urälteste Glaube, der auch aus drei Artikeln besteht; erstlich daß ein unsichtbarer Weltschöpfer sei, der weise, gut und gnädig ist — zweitens, daß jeder Mensch an Weisheit, Unsträflichkeit und Liebe ihm ähnlich werden solle, und — drittens, daß Fürsten hierin ihm die allerähnlichsten seyn müssen.

Zensdorf. Ach du lieber Herr Jesus, das soll also der ganze Glaube des künftigen Regenten dieses Landes seyn, und von dir soll er nichts wissen!

Adolf. O ja, er soll auch einst von diesem genug wissen, und soll ihn mehr ehren, als andere; aber freilich wird er andere Begriffe von ihm haben.

Zensdorf. O ihr in Gott ruhenden christfürstlichen Vorfahren — wie war euch euer Jesus so alles in allem! wie lebtet und starbet ihr allein auf sein Verdienst!

Adolf. Meine Vorfahren in Ehren — ihre Testamenter liegen noch da. In diesen bezeugen sie allerdings feierlich, daß sie einzig und allein auf Jesu Verdienst gestorben sind. Dazu sah es denn nun aber auch so in ihrem Lande aus . . . Theodor soll auf sein eigenes Verdienst nur selig zu sterben hoffen; und — so wird er seines Volks Vater seyn und seine Pflichten erfüllen. Herr Geheimerrath, uns Fürsten sollte es am allerwenigsten gesagt werden, daß man auf fremdes Verdienst selig sterben könne. Auf Erden wird uns ja so alle Freude so wohlfeil geboten; wenn wir nun auch den Himmel so umsonst und um nichts zu erhalten hoffen dürfen — ich bitte Sie, wo will das hinaus? Daß dem gemeinen Manne der Himmel umsonst geboten werde, dawider habe ich nichts; dieser hat hier schon für allen seinen Plag nicht viel; aber — wir Fürsten müssen ihn verdienen . . .

Zensdorf. Gnädigster Herr, ich alter Mann fühle das am besten — — alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid.

Adolf. Sagen Sie mir einmal, käme mein Rentmeister wohl damit durch, wenn er,

falls

falls seine Rechnungen falsch befunden würden, spräche — alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid? Oder käme Ihr Lakei damit durch, wenn Sie von Ihrem Tockeier eine Bouteille forderten, den er Ihnen aus dem Keller kommen lassen, daß er, statt Tockeier zu bringen, Ihnen Franzwein brächte, und dazu sagte — alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid? Laßt uns unsere Schuldigkeit rechtschaffen thun — sprech' ich — und das können wir auch, wenn wir nur wollen; so ist unsere Gerechtigkeit ein reines, sauberes Kleid, ein Kleid des Heils. Gott will ja nur haben, daß wir gut seyn sollen; nicht aber, daß wir uns schlechter machen sollen, als wir sind. Wer zu ängstlich nach fremdem Verdienst greift, der ist sich selbst des Guten nicht bewußt. Sie aber sind ja so ein alter, verdienter Mann.

Jensdorf. (nach dreimaligem Husten, freundlicher.) Ich fürchte nur, der Erbprinz werde Gott von selbst nicht finden; denn das menschliche Herz ist verderbt und fragt nicht nach Gott. Am allerwenigsten wird er von selbst die Begriffe von Gottes Weisheit, Heiligkeit und Liebe finden.

Adolf. I nun, was er nicht von selbst findet, darauf wollen wir ihm helfen; jedoch zu rechter Zeit erst. Aber sagen Sie mir doch, woher sind denn die ersten Begriffe von Gottes Weisheit, Heiligkeit, Güte und Liebe gekommen? Oder wer hat gar den ersten Menschen gesagt, daß ein Gott sei?

Zensdorf. Ei, das hat Gott ihnen alles selbst gesagt.

Adolf. Nun, das mein' ich auch. Und so sagts Gott auch noch alles selbst — nemlich — durch den Anblik seiner Werke.

Zensdorf. Ich bitte unterthänig um Vergebung, Ihro Durchlaucht; ich wollte damit so viel sagen, Gott habe selbst — so, wie wir beide hier mit einander sprechen — es dem Menschen zuerst gesagt, daß er da sei, daß er weise, heilig und gütig sei.

Adolf. Können Sie das im Ernst glauben? — Lieber Greis, wir sind beide keine Theologen und sollten also lieber gar nicht von solchen Dingen reden. — Aber wir können daraus sehen, wie weit man im gesunden Menschenverstande zurückbleibe, wenn man als Jurist weiter nichts thut, als daß man sein Jus studirt . . .

Hier

Hier brummte der alte Zensdorf sehr in den Bart.

Adolf. Sie müssen das nicht übel nehmen. Sie wissen, daß ich Sie schätze. Aber was würden Sie z. B. von einem Uhrmacher sagen, der eine Uhr gemacht hätte, die sehr richtig ginge, und der den Leuten, die sie alle Tage sehr accurat schlagen hörten, nun noch erst laut dazu sagen wollte, daß er ein geschickter und ganzer Uhrmacher sei? Würden Sie nicht sagen, daß er sich wegwerfe, weil die Uhr das schon sage; oder daß er ein sehr eigenliebiger Mann sei, und sich gern selbst lobe? Und was vollends das Daseyn des Uhrmachers betrift, so wäre es ja doch zum Lachen, wenn der Uhrmacher, um dasselbe zu beweisen und zu lehren, erst neben die Uhr sich stellen, den rechten Zeigefinger auf die Uhr, den linken auf sich legen und dazu sagen müßte — Hier seht ihr, daß es einen Uhrmacher giebt! Dies kann man ja nicht an ihm sehen, sondern man sieht es an der Uhr. Wären die Leute so dumm, daß sie die Uhr nicht für eine Uhr hielten: so würden sie ihn noch weit weniger für einen Uhrmacher halten. — — Ich glaube zwar, daß diejenigen es recht gut gemeint haben mögen, welche unmittelbare göttliche Offenbah-

bahrungen sowohl über das Daseyn, als über die Eigenschaften Gottes annahmen; aber — sie haben den lieben Gott sehr tief dadurch fallen lassen, seine Werke herabgesetzt und offenbar wider den gesunden Menschenverstand philoso-phirt. Das müßte ein Erzpinsel von Menschen seyn, der es Gott eher auf sein Wort, als auf seine Werke glaubte, daß er da sei, und daß er weise, heilig und gütig sei. Und das müßten auch erzelende Werke seyn, neben die Gott erst hintreten und sprechen müßte: Diese sollen euch beweisen, daß ich bin und was ich bin.

Zensdorf. Ihro Durchlaucht haben gewis den gottlosen Voltaire gelesen?

Adolf. Haben Sie ihn gelesen?

Zensdorf. Dafür hätte mich Gott bewah-ren sollen!

Adolf. Nun, wie können Sie ihn denn gottlos nennen, wenn Sie ihn nicht einmal gelesen haben? Ich habe viel gelesen — am meisten aber in der Natur. Wir brauchen nichts, als diese. Diese sagt uns alles. Die Naturreligion war die erste, und ist auch die einzige. Alle übrigen Religionslehrer, Religionsstifter und Religionsschmide ha-ben sie zu Grunde gelegt, und dann noch eigene Gedanken hinzugethan, die manchmal sehr gut

waren, weil sie zum heiliggewordenen Vorurtheil, zum Klima, zum Jahrhundert, zu den Sitten, zur menschlichen Sinnlichkeit u. s. w. paßten. Und in der Religion, wo die Naturreligion nicht Grundlage ist, ist auch nie viel gesunder Menschenverstand.

Zensdorf. Ach Gott, ach Gott, wär' ich doch zu Hause geblieben!

Adolf. Ja, lieber Geheimerrath, Sie hätten wohl gethan. Ein alter Mann, wie sie, müßte nun schon ein paar Stunden geschlafen haben. Thun Sie das nie wieder.

Zensdorf. Schade um meinen Schlaf in dieser Nacht! Ich werde nun doch bald Ruhe genug haben. Aber — so hätte ich doch nicht auf meine letzten Stunden die schrekliche Erfahrung gemacht, daß mein Fürst ein Freigeist sei. (fällt nieder.) Nun ists heraus gesagt — nun machen Sie mit mir, was Sie wollen — zum Tode bin ich reif.

Adolf. (erschrocken und ihn aufhebend.) Lieber Greis, machen Sie doch nicht solche Dinge Ich ehre und liebe Sie. Und alles das, was wir hier zusammen abgehandelt haben, soll mich weder in meiner Achtung noch in meiner Liebe gegen sie stören. Lieb' ich denn nicht mein

Volk?

Volk? bin ich denn nicht ganz Vater deſſelben.

Zensdorf. (ſchluchzend.) Ja, ach ja — das ſind Sie — das thun Sie — aber —

Adolf. Nun ſo laſſen Sie mir auch Gerechtigkeit wiederfahren, und ſeufzen am Grabe nicht über mich. Theodor bekommt wirklich jetzt ſchon viel Religionsunterricht — das heißt — man lehret ihn ſeine Pflichten kennen und gern ausüben. Der Glaube an Gott ſoll ihm hernach der ſtärkſte Beweggrund dazu werden; aber er ſollte auch einmal ein wackerer Fürſt ſeyn, wenn gleich kein Gott im Himmel wäre. Sind Sie hiermit nicht zufrieden?

Der alte Zensdorf blieb die Antwort ſchuldig und fieng an zu taumeln. Adolf ließ ihn ſich erſt etwas wieder erholen und brachte ihn hernach ſelbſt in ſeinem Wagen nach Hauſe.

Von da an wurden die Diſputationen zwiſchen dem Fürſten und ſeinem alten Rath über den ſtreitigen Gegenſtand zwar ſeltener; aber Zensdorf ſezte ſich einen gewiſſen Termin, bis an welchen er dem unchriſtlichen Greuel bei Erziehung des Prinzen noch zuſehen wollte. Als derſelbe da war und er noch von keinem Reli-

gi-

gionsunterricht hörte, hielt er bei dem Fürsten um die Entlassung aus dem Dienst an. Auf der einen Seite sah ihn Adolf diesen Schritt höchst ungern thun, auf der andern desto lieber. Wie müßte ich thun, wenn ihm der Tod die Dimission gäbe — sprach er endlich, und gab sie ihm nebst einer beträchtlichen Pension unter der Bedingung, daß er, so lange es seine Kräfte verstatteten, sich bereitwillig finden lassen sollte, Auskünfte über Landesangelegenheiten zu reichen, die etwa in Streit kämen, und von denen niemand vollkommnere Kenntnisse habe, als er. Zensdorf versprach dis und zog auf sein Gut.

Gerade um dieselbe Zeit kam eine alte apanagirte Prinzessin, Theodors Grostante, auf den Einfall, ihre Apanage in der Residenz zu verzehren. Im Testament, welches Fürst George gemacht hatte, war ihr nicht nur jährlich eine sehr ansehnliche Summe von den Revenüen des Landes zugestanden, sondern ihr auch ausdrücklich freigelassen worden, selbige zu verzehren, wo sie wollte. Adolf hatte jederzeit auch in dieser ihr gegebenen unnatürlichen Erlaubniß einen starken Beweis von dem Nonpatriotismus seines Grosvaters gefunden, und sich allemal darüber geärgert, wenn er eine neue an sie abgegangene Remise in den Kammerrechnungen erblick

blickte. Kurz nach dem Antritt seiner Regierung hatte er sie ersucht, sich patriotisch der ihr zugestandenen Freiheit selbst zu begeben und ihre Apanage im Vaterlande zu verzehren; sie hatte es ihm aber abgeschlagen. Um so willkommener war sie ihm nun, da sie aus freiem Antrieb ins Vaterland zurückkam. Wenn sie auch gleich von den fünfzigtausend Gulden, welche sie jährlich erhielt, nur die Hälfte aufgehen ließ: so gaben doch fünfundzwanzigtausend Gulden, jährlich mehr im Umlauf, der Residenz noch mehr Leben. Die übrigen Gelder hatte sie gesammelt und dadurch ein starkes Kapital zusammengebracht. Kaum sah sie den liebenswürdigen Prinz Theodor, so bestimmte sie ihn in einer Unterredung mit Adolf zu ihrem künftigen Universalerben.

Dis war nun zwar alles herrlich und gut; aber — Prinzessin Anne war eine Erzpietistin. Von Jugend auf war sie dis nicht gewesen; vielmehr war ihre brausende Lebhaftigkeit in frühern Jahren noch landkundig. Auch trug man sich mit allerlei Ritter- und Mordgeschichten von ihr, durch die sie es ausdrücklich geworden seyn sollte. Wahr oder nicht wahr — genug, dis war wahr, daß sie jetzt garde- und wehmüthig den Kopf hängen ließ. Essen und Trin-

ken schmekte und bekam ihr in ihrem siebenzigsten Jahre noch treflich; dergestalt, daß sie täglich drei gute Mahlzeiten hielt und das Frühstück mit einem Mittagsbrod viel Aehnlichkeit hatte. Die übrige Zeit des Tages füllte sie andächtig mit Singen, Beten und Lesen ascetischer Bücher aus. Vormittags hielt sie eine solenne Betstunde, und Nachmittags eine dito. Bey derselben mußte ihr ganzer kleiner Hofstaat von der Hofdame an bis auf den Reitknecht gegenwärtig seyn; und zwar schwarz. Sie hielt sich seit zehn Jahren einen eignen Kaplan, dem es vielleicht nirgends in der Welt so geglückt haben würde, als bei ihr; weil er nirgends in der Welt seine theologischen Unwissenheit so sichtbarer Weise mit dem Mantel der Schwärmerei hätte bedecken können, als bei ihr. Ein kleines Zimmer war allemal, wo sie sich aufhielt, zur Kapelle eingerichtet. Bald hielt sie selbst, bald der Kaplan die Betstunde. Jeder von ihren Leuten hatte sein eigenes mit schwarzem Tuch beschlagenes Betbänkchen, worauf er während der Erbauungsstunde knieen mußte, und sein eigenes Krucifix, das vor ihm stand. Sie selbst sas, wenn sie vorlas, vor einem Tisch, worauf auch ein grosses silbernes Krucifix stand und ein Todtenkopf lag, den sie während des Lesens in der

lin-

linken Hand hielt. Mit der rechten Hand besorgte sie das Umblättern im Buche und das Hin- und Herschieben der Brille, dabey war sie gleichfalls schwarz angezogen; und sobald das Beten anging, knieete sie gleichfalls auf ein schwarzes Bänkchen nieder, das sich von den übrigen dadurch auszeichnete, daß es statt mit Tuch mit Sammet beschlagen, sehr weich gepolstert und mit breiten goldenen Tressen besezt war. Ein ähnliches Bänkchen stand in jedem ihrer übrigen Zimmer, weil es ihr, sie mogte seyn, wo sie wollte, oft einfiel zu beten. Von diesen Bänkchen war das eine grün, das andere roth, das dritte blau beschlagen, je nachdem die Tapeten und Stuhlkappen des Zimmers waren, wo es stand. Gleicherweise befand sich auch in jedem ihrer Zimmer ein Krucifix unter dem Spiegel, ein Christuskopf inwendig am Bette, und ein Christusgemählde über der Thür; damit sie allenthalben, wo sie ginge, stände und läge, ausser Staud gesezt würde, des Heilandes zu vergessen. Ihr gesammter Hofstaat schien wenigstens auf demselben Ton gestimmt zu seyn. Die Bejahrtern unter selbigem mogten es auch wohl wirklich seyn; die Jungen stellten sich so. Diese, da sie von ihr gute Legate, wie die übrigen, versprochen bekommen hatten, suchten al-

les hervor, um sich bis an ihren Tod in ihrer Gunst zu erhalten. Jeder betete, seufzte und sang, wo er ging und stand. Jeder schlug, wenn er beobachtet zu werden glaubte, die Augen mehr nieder, als daß er sie erhub, schien immer wie in sich gekehrt und gesenkt, und breitete oft, wenn besonders Prinzessin Anne in der Nähe war, beide Arme schnell aus, als wenn er etwas haschen wollte. Hatte sie dann dis gesehen, fragte sie — ei, wornach greifst du denn schon wieder, mein Sohn oder meine Tochter? — so war die Antwort — ach, nach dem lieben Heilande, der mir erschien! Da sie eine besondere Heiligkeit darin sezte, so viel, als möglich, in biblischen Formeln zu reden und bei jeder Gelegenheit biblische Sprüche zu citiren, sie mogten übrigens passen oder nicht, und es mogte Gottesverehrung daraus entstehen, oder Gotteslästerung: so ahmten ihr auch hierinnen alle ihre Leute nach. Die Schüsselwäscherin, wenn sie in der Küche am Spülfaß stand, betete — Wasche mich rein von meiner Ungerechtigkeit, daß ich rein werde, wasche mich daß ich schneeweis werde. Der Koch, wenn er zwei oder drei Töpfe ans Feuer gesezt hatte, sprach dazu — Wo zwei oder drei in meinem Namen versammlet sind, da bin ich mitten unter ihnen. Die

Kutscher in den Ställen, wenn sie die Pferde aufzäumten, schrieen dazu — Seid nicht wie Roß und Mäuler, denen man Zaum und Gebiß anlegt, wenn sie nicht zu mir wollen. Die Kehrmädchen, wenn sie die Zimmer auskehrten, sangen dazu. — Bekehre du mich Herr, so werd' ich wohl bekehret.

Fürst Adolf, als er ihr mit Theodorn zum erstenmale die Visite machte, empfand viel Achtung für sie. Ihr hohes Alter, ihr frommes Wesen flößten ihm dieselbe ein. Sie gewann den Prinz auf der Stelle unaussprechlich lieb, und machte Adolfen sofort ihre gute Absicht für selbigen bekannt. Die erste Unterredung mit ihr fiel nur kurz aus; weshalb ihr nur einige Seufzer und ein paar Akkommodationen biblischer Stellen entfuhren, und Adolf Ulriken eine ziemlich vortheilhafte Beschreibung von ihr machte. Bei der zweiten, die etwas länger ausfiel, ward seine gute Meinung von ihr schon ziemlich umgestimmt. Im Vorzimmer, wo er, ehe er eintrat, eine der alten Hofdamen, die ihn kommen gesehen hatte, das Lied anfangen hörte — Komm, komm, o Himmelstaube — verwunderte er sich schon heftig und war eben im Begrif, seine Tante zu fragen, ob eine ihrer Hofdamen zuweilen Anfälle von Manie habe, weil

weil sie ihn für eine Taube angesehen; als er bey Oefnung des Zimmers die Prinzessin Anne auf ihren Betbänkchen knieend vor dem Spiegel fand, die sich auch durch ihn nicht stören ließ, sondern erst vollends ausbetete. Als sie mit dem Beten fertig war, unterhielt sie sich mit ihm eine halbe Stunde lang vom tausendjährigen Reich. Adolf ging kopfschüttelnd von dannen. Als er ihr die dritte Visite machte, waren eben ihre Meublen angekommen, und er fand alle die Christuskreuze, Christusköpfe und Christusgemählde. Das ganze Gespräch, welches sie mit ihm hielt, war nonsensikalische Salbaderei, und so oft sie im Auf- und Niedergehen das Krucifix oder das Christusgemählde ansah, faltete sie brautmässig nahmens der ganzen christlichen Kirche ihre Hände. Da hatte der weise Adolf genug und befahl Rothen, den Prinz, so oft sie ihn rufen lassen würde, so viel als möglich ganz von ihr zurükzuhalten, oder wenn dies nicht angehe, ihn doch jederzeit selbst zu ihr zu begleiten. Den alten Zensdorf sind wir los, sezte er hinzu, und Prinzessin Anne haben wir dafür wieder.

Adolf hatte richtig geahndet. Theodor ward fast an jedem Morgen zur Grostante gerufen. Rothe hielt ab, so lang er konnte, und suchte

alle mögliche Entschuldigungen hervor. Endlich bekam der Fürst von ihr ein Billet, worin sie sich des Ausdruks bediente, daß sie gar nicht wisse, was das heisse, daß man den jungen Herrn gar nicht zu ihr kommen lassen wolle. Nun, gehn Sie einmal hin mit ihm, sprach der Fürst zu Rothen, aber weichen und wanken Sie ihm nicht von der Seite. Uebrigens werden Sie sich mit der alten Betschwester wohl ohne meine Vorschrift zu benehmen wissen. Im Fall, daß etwas vorfiele — sie spricht gut Italiänisch.

Als Prinzessin Anne den Prinz also wieder rufen ließ, gab Rothe dem Kammerdiener die Antwort zurük, daß er der gnädigsten Erlaubnis gemäs den Prinz bringen werde. Als sie dies hörte, daß der Hofmeister mitkommen werde, fuhr sie heftig auf. „Den will ich nicht. Was will der Bürgerliche bei mir? — Doch — er kann ihn bringen; aber draussen soll er bleiben, wenn der Prinz hereingeht, draussen sind die Hunde. Er stehe vor der Thür und klopfe an, und niemand höre seine Stimme. Daß ihr es wißt! Hört ihrs? Selig seyd ihr, so ihr solches thut.“

Als Rothe ins Palais kam, sprach der Kammerdiener, der eben unten war, überlaut —

Ein Kind ist uns gebohren, ein Sohn ist uns gegeben. Auf der Treppe stand ein Kehrmädchen, und hub an zu singen — Ein Kindelein so löbelich ist uns gebohren heut. In der Antichambre fuhr eine alte Hofdame auf Theodorn mit den Worten zu — Und du Kindlein wirst ein Prophet des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird dir den Stuhl deines Vaters Adolf geben. Rothe unterbrach diese und bat sie, dem Prinz nur Entree zu verschaffen. In dem Augenblik öfnete Prinzessin Anne schon das Zimmer und sprach zu Theodorn — Komm herein, du Gesegneter des Herrn; warum bleibst du drauffen stehen? Und als Rothe dem Gesegneten des Herrn folgen wollte, klemmte sie seine Nase schier zwischen der Thüre. Rothe aber ging bald darauf geradesweges doch hinein und deklarirte, daß er Befehl von seinem Herrn habe, dem Prinz, er mögte seyn, wo er wollte, nie von der Seite zu wanken. Prinzessin Anna verzog den Mund noch um einige Runzeln mehr, als er hatte, nöthigte den Prinz neben sich aufs Sofa und ließ den Hofrath an der Thüre stehen. Mitten im Zimmer vor dem Spiegel stand eben ein rothbeschlagenes Betbänkchen.

Theodor. (nach verschiedenen Antworten, ganz im naiven Ton.) Was ist denn das für ein rothes Bänkchen, gnädigste Grostante?

Anne. Darauf pfleg' ich meine Andacht zu verrichten. Nahet euch zu mir, so nahe ich mich zu euch.

Theodor. (der hiervon kein Wort versteht und das Krucifix unter dem Spiegel erblikt.) Und was ist denn das da?

Anne. (sehr devot.) Das ist unser lieber Herr Jesus Christus. Er hat sich selbst gegeben für uns alle zur Erlösung.

Theodor. (der auch dies nicht versteht und die Porträts an den Wänden betrachtet.) Und was sind denn das da für Leute?

Anne. Das sind lauter Heilige, die in der Welt weiter nichts gethan, als gebetet haben. Und dadurch ward das Himmelreich ihr. Betet ohne Unterlas.

Theodor. (darauf.) Haben sie denn nicht auch gearbeitet?

Anne. Ach das war viel zu eitel und zu weltlich für diese heiligen Leute. Sie gingen aus der Welt und rührten kein Unreines an. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!

Theodor. Aber da habe ich den Bauer Rasch auch so abgemalt, der immerfort arbeitet, und der sieht weit hübscher aus.

Rothe hatte sich bis jetzt noch immer ruhig verhalten, weil er bemerkte, daß der Prinz auf die Antworten der alten Grostante eben nicht achte.

Anne. Ei fi doch, Kind! — Beten Sie denn nicht fleissig, lieber Prinz?

Bei diesen Worten trat Rothe um einige Schritte näher.

Theodor. (ganz unbefangen.) Was meinen Sie?

Rothe. (auf Italiänisch.) Ihro Durchlaucht verzeihen — der Prinz — —

Anne. (hitzig dazwischenfahrend, auf Deutsch.) So! wenn ich seine Antwort haben will, werde ich ihn wohl fragen. (zu Theodorn.) Liebes Kind, ich meine, ob Sie auch fleissig beten?

Theodor. Das weiß ich gar nicht, wie ich das machen sollte. (zu Rothen.) Wie macht man denn das, lieber Hofrath?

Anne. (schnell.) Bring' er einmal das Bänkchen her, ich wills dem Prinz zeigen.

Rothe. (auf Italiänisch.) Ihro Durchlaucht scheinen nicht zu wissen, wer ich bin; sonst — —

Anne. (Deutsch.) St! St! ich weiß das recht gut. Gott zu Ehren kann man wohl ein Bänkchen holen. (macht sich auf, das Bänkchen selbst zu holen.) Je höher du bist, je mehr dich demüthige!

Rothe. (auf Italiänisch.) Ich verbitte von nun an alle Antworten auf Deutsch. Der Fürst, mein Herr, würde es äusserst ungnädig nehmen, wenn Sie mit dem Prinz hier Betstunde hielten. Der Prinz soll so etwas nicht. Ich habe die gemessensten Vorschriften und müßte ihn auf der Stelle von hier wegführen, wenn dergleichen geschähe.

Anne. (die plözlich röther wird, als sie in zwanzig Jahren geworden seyn mochte.) So! Hum! (auf Italiänisch.) Mein Gott, kann denn der Prinz noch nicht beten? (zum Prinz.) Wie alt sind Sie denn, lieber Prinz?

Theodor. Ich werde heute über acht Tage zehn Jahre.

Anne. Zehn Jahr erst? Welch ein Wuchs schon! Das wird einmal ein schöner Mann werden. (zu Rothen, auf Italiänisch.) Das ist ja aber schrecklich; zehn Jahr und — noch nicht beten können? (blickt gen Himmel.) Die jungen Raben, die den Herrn anrufen — — (auffahrend) Was ist denn das für eine Zucht?

Rothe. (Italiänisch.) Die vorgeschriebene Zucht meines Fürsten und Herrn. Der Prinz hat erst sollen Verstand kriegen, ehe er beten lernt, damit er recht andächtig beten lerne.

Anne. (Deutsch.) Ach das ist auch die Hauptsache, daß man recht andächtig bete. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. (faltet die Hände und verdreht die Augen.)

Rothe. (der dem Prinz ein Zeichen gibt, sich zu beurlauben.) Ich meine die Andacht, daß man verstehe und an das denke, was man betet.

Anne. (als Theodor ihr die Hand küßt). Ich werde Ihnen etwas nachschicken, Prinz; — etwas recht schönes, noch von deinem höchstseligen Grosgrosvater her. Der Herr segne dich und der Herr behüte dich! Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit!

Rothe empfahl sich durch eine stumme Verbeugung.

Als sie in die Antichambre zurücktraten, sang die alte Hofdame — „Wie schön leucht't uns der Morgenstern voll Gnad und Wahrheit vor dem Herrn, die süsse Wurzel Jesse!“ Auf dem Saal fiel eine Kammerjungfer ein — Ei meine Perle, du wehrte Kron, mein Herz heißt

dich ein Lilium. Unten im Hause fuhr ein Garderobemädchen fort — Nach dir ist mir gratiosa coeli rosa krank, und glimmet mein Herz durch Liebe verwundet. An der Thüre schloß eine andere alte Hofdame — Amen, amen, komm bald wieder, du schöne Freudenkrone; bleib nicht lange. Deiner wart ich mit Verlangen.

Rothe hörte alles geduldig an und dachte beim lezten Singsang, du sollst lange warten, ehe die schöne Freudenkrone wiederkommt! Kaum war er mit Theodorn wieder zu Hause, so schickte Prinzessin Anne zwei ziemlich grosse schwere Kisten. In der einen waren Gebets- und Erbauungsbücher, und in der andern eine Kompagnie bleierner Soldaten, von einer halben Elle hoch, mit denen Fürst George, ihr Vater, in seiner Jugend gespielt hatte. In einer Kiste lag ein Zettel mit den Worten — zum geistlichen Vergnügen; in dieser ein Zettel mit der Aufschrift — zum leiblichen Vergnügen. Rothe guckte in beide Kisten hinein und ließ sie von Schmidt einstweilig auf die Seite setzen. Das Endurtheil, welches Adolf bei der ersten Unterredung mit ihm über die Kisten fällte, war dis, daß die mit den Büchern ins Feuer geworfen, und die mit den bleiernen Männerchen zum Andenken Fürsts George und der Prinzessin

Anne

Anne in den Antikensaal zur Verwahrung gebracht würde.

„Ich halte der alten Thörin das alles zu gute, fügte er hinzu, aber ich wollte in diesen Augenblicken, daß sie geblieben wäre, wo sie war. Von nun an soll Theodor ohne meine ausserordentliche Erlaubnis nicht wieder zu ihr. Geben Sie ein- für allemal an Schmidt den Bescheid, daß er, wenn nach dem Prinz gefragt wird, gleich aus sich zur Antwort reiche, der Prinz sei nicht zu Hause. Die Alte soll mir meine Erziehung nicht verderben. Der Einfall ist gut von ihr, meinen Sohn im zehnten Jahr mit den Büchern schon zu versorgen, welche sie wohl im funfzigsten erst zur Hand genommen haben mag. Sie hat ihn vielleicht vor mancherlei Dingen verwahren wollen, die ihr jezt aus der Zeit her, ehe sie die Bücher zu lesen anfing, noch schwer auf dem Herzen liegen. Wir wollen wohl bessere Verwahrungsmittel davor für ihn finden. Aber der Einfall ist lustig, daß sie ihm nebst der Kompagnie Gebetbücher auch eine Kompagnie bleierner Soldaten schickt. Es ist doch sonderbar, daß auch die alten Damen es noch an jungen Männern gern sehen, wenn sie martialisch sind. Ich weiß es recht gut, daß Fürst George in seiner Kindheit mit bleiernen Soldaten gespielt ha-

habe; aber ich wollte, daß er nun und nimmermehr damit gespielt hätte. Jeder bleierne Soldat in jener Kiste hat gewis das Land hundert rüstige Bauerssöhne gekostet, die er mit Gewalt genommen, und zur Armee, die ihn gar nichts anging, geschleppt hat. Schlechterdings soll Theodor weder jezt mit bleiernen Soldaten, noch wenn er gröſſer wird, mit Knaben aus der Stadt Soldat spielen. Ich weiß es, wie dis leztere Spiel auch hie und da für die Prinzen Mode ist. Ich erinnere mich, auf meinen Reisen an einem Hofe gewesen zu seyn, wo der Erbprinz eine Kompagnie von hundert und fünfzig Mann der Art hatte, die alle aus zehn- und zwölfjährigen Knaben aus den besten Familien der Residenz bestanden, Uniform trugen, Ober- und Untergewehre hatten. Die Söhne der Hofbedienten, der Kaufleute, der Räthe, ja sogar der Geistlichen waren darunter. Des Superintendentens Sohn war Flügelmann. Alle diese Buben wurden auf Possen und Fratzen dadurch verleitet, versäumten die Schule, verlohren die Lust etwas rechtschaffenes zu lernen, und sind gewis hernach über die Hälfte wirkliche Musketenträger geworden. Ich will durchaus nicht, daß mein Sohn eine Neigung zum Militär bekom-

me;

me; durch solch Spielen aber müßte er sie bekommen. Er wird nicht der Beherrscher eines grossen Reichs, sondern nur einer Provinz. Als solcher kann er einst selbst keine Armee halten. Was würde also anders daraus entstehen, wenn seines Grosgrosvaters Geist in ihn führe, als das, was dieser that? Das soll er aber nicht. Er wird einst kein apanagirter Prinz, der aus Mangel an bestimmten Geschäften diesen Schritt thun müßte, oder der, weil er etwa am vaterländischen Hofe nicht wohl gelitten wäre, und sich von Hofmarschällen und Kammerjunkern Gesichter schneiden lassen müßte, die Fremde zu suchen nöthig hätte, in der er mehr geschäzt würde. Er wird ein regierender Fürst, und als solcher ist er alsdann zu Hause, was jeder König und Kaiser in seinem Lande ist, und braucht sich nicht den Gesetzen der Subordination zu unterwerfen, wie jeder Lieutenant Dorfjunker, der, um nicht zu verhungern, dienen muß. Doch, dis mögte noch seyn; aber wer stände dafür, daß Theodor alsdann nicht georgisirte? Und da stehen mir denn nun gleich die Haare zu Berge, wenn ich auch nur denke, daß dis möglich seyn könnte; denn Fürst George hat es arg gemacht. Der gröste Theil der Schulden, den ich bei dem Antritt meiner Regierung in so unge-

heu-

heurer Menge fand, rührte von seinem auswärtigen Dienst her. Nicht nur das Geld, auch die Menschen zog er aus dem Lande; und zwar den schönsten, besten, kraftvollsten Theil der Nation. Das Regiment sollte nicht nur immer vollzählig seyn, sondern es sollte auch aus lauter auserlesener Mannschaft bestehen. Von Zeit zu Zeit wurden da die Söhne des Vaterlandes ausgehoben, welche auf dem besten Wuchs standen; und, weil die Ermangelung des Luxus im Bauernstande gerade auch noch die robüsten Jünglinge zeugt, so traf ihn, dessen man am meisten schonen sollte, die Rekrutenhebung am meisten. Wenn denn der Landmann seine Söhne so weit heran hatte, daß er sich von ihnen Erleichterung in seinen Arbeiten versprach: so mußte er sehen, wie sie ihm aus den Armen gerissen und in ein fremdes Land geschleppt wurden, das nicht den geringsten Anspruch auf sie zu machen hatte. An die Stelle derselben kamen von Zeit zu Zeit Invaliden, Krüppel und Taugenichtse zurück, die entweder nicht mehr arbeiten konnten, oder nicht mehr arbeiten wollten. Mit ihnen kamen wilde Sitten, Schwelgerei, Spiel- und Raubsucht ins Land. Zuweilen fiel es Fürst Georgen auch wohl ein, dem Monarchen, welchem er diente, zu seinem Leibregiment

zwei

zwei oder drei Dutzend der auserlesensten jungen Männer zu stellen. Es ward zugegriffen, und man nahm der Nation die schönsten Jünglinge, auf die sie stolz seyn konnte. Einst kam sein Regiment im Kriege zur Aktion, und dieser eine Tag kostete dem Vaterlande sechshundert seiner rüstigsten Kinder, deren Stellen in gröster Geschwindigkeit wieder ersezt werden mußten. Da geschah eine der gewaltsamsten Werbungen, und dreimal so viel, als gegriffen werden mußten, entwichen noch aus dem Lande, ohne sich jemals wieder herein wagen zu dürfen. Man hat eine für dies Land fast unglaubliche Summe von jungen Männern berechnet, welche Fürst George während seines Dienstes fortgeschleppt und fortgescheucht haben soll. Der Mangel an selbigen ward damals endlich auch so gros, daß man die Weiber antraf, wie sie auf dem Felde pflügten und die Wagen zur Stadt fuhren. — Sehen Sie, lieber Rothe, darum bin ich so ganz und gar dawider, daß Theodor Neigung zum Militärleben bekomme, weil die Geschichte dieses Landes ein gar zu trauriges Beispiel davon aufzuweisen hat. Und das ist bei weitem noch nicht alles, was man von Fürst Georgen deshalb zu sagen hätte. Haben Sie schon einen Kommandeur von seinem Regiment gese-

hen?

hen? Wahrlich, da kann man lernen, was Despotismus heisse, und wer in dem Augenblick die Philosophie von menschlicher Freiheit reden hörte, der müßte glauben, die Philosophen wären alle betrunken. Nun kam zwar Fürst George jährlich nur einmal ins Land; aber — wenn er kam, dann zitterte und bebte auch alles: so despotisch erschien er. Er sah sein Land für ein abgestochenes Lager, die Einwohner für sein Korps, und die an den Grenzen wohnenden für die äussersten Feldposten an. Seine Befehle waren die Parole, welche er ertheilte. Parition und Subordination waren die zwei Wörter, welche täglich tausendmal aus seinem Munde erklangen. Alles traktirte er auf militärischem Fuß. Hinter jeder Anstalt stand der Profos. Die Unterthanen wurden wie die Musketiere behandelt; die Räthe wie die Feldwebel. Gegenvorstellungen der leztern wurden für Verletzung des Dienstes, vereinigte Klagen der erstern für Komplot erklärt. Dieser militärische Geist ist nun recht der Antigeist von dem, der einen Fürsten beleben soll. Nicht den Feldmarschall, nicht den General en Chef soll der Fürst für sein Volk machen, sondern den Vater, den Freund, den Erbarmer. Nicht als Corporale, Sergeanten, Feldwebel

und

und Wachtmeister soll er seine Räthe betrachten, sondern als Rathgeber, Theilnehmer und Helfer. O wie wird mir, wenn ich auch nur daran denke, daß Theodor auch so handeln könnte! Und wenn ich vollends das letzte noch erwäge, was mein Grosvater that, so beben alle meine Glieder, und ich zittere vor der Vorstellung, daß sein Kindeskindeskind, wenn es seinen Geist bekäme, ihm auch so nachthun könnte. Er verhandelte nehmlich noch acht Wochen vor seinem Tode einen Theil seiner Bauersöhne an eine meistbietende auswärtige Macht. Ja, Rothe, ja, das hat er gethan — — — (hier sank der Fürst in einen Lehnstuhl.) — — Ja, das hat mein Grosvater gethan — aber — so soll mein Theodor, sein Urenkel, einst nicht thun! Himmel! wie wird mir! Ist es auch möglich, daß ein Fürst glauben könne, über das Leben und Daseyn seiner Unterthanen ein Eigenthumsrecht zu besitzen? Haben die Völker sich nicht darum Regenten gewählt und sich ihnen unterworfen, um diese ihre ersten Güter in Sicherheit zu stellen? Wie entsezlich werden ihre Erwartungen getäuscht, wenn der Fürst der Mann unter ihnen wird, vor dem selbige am unsichersten sind! Es ist eine sehr kahle Entschuldigung für den Unterthanenhandel und

Landeskinderdebit, daß die daraus gelösten Summen angewendet würden, das Land damit auffer Schulden zu setzen. Und wenn selbst Fürst George mir dis zu seiner Entschuldigung gesagt hätte, so würd' ich ihm geantwortet haben: „Lieber Grosvater, wer hat denn die Schulden gemacht? Deine Unterthanen doch wohl nicht . . . Und dennoch sollen diese sie mit ihrer Freiheit und mit ihren Personen bezahlen? Rühren die Schulden aus Kriegszeiten und von allgemeinem Unglück her: so machst du eine heillose Repartition, wenn, um sie zu bezahlen, ein Theil des Volks Alles und sich selbst hergeben soll, damit die übrigen gar nichts geben dürfen. Hast du aber oder haben deine Väter die Schulden gemacht: so denke auf gerechtere Mittel, sie zu bezahlen. Verkaufe deine Domainen. Diese sind dein; das Leben aber und die Existenz ist nicht dein. Nur, wenn der Unterthan diese verwirkt hat, oder wenn die Nothwehr für das Vaterland es erheischt, darfst du ihn zur Hingabe derselben auffordern. Oder willst du deine Domainen nicht verkaufen: so schlag deine Waldungen nieder. Dein Holz kannst du fällen; deine Hirsche kannst du erlegen lassen; aber deine Menschen, Grosvater, darfst du nicht wie

Bäu-

Bäume fällen, und deine Unterthanen nicht wie jagdbares Wildpret erlegen lassen wollen. Und sind dir auch deine Waldungen zu lieb: so halte nur weislich und rathsam Haus. Dis ist das zweckmässigste Mittel, dein verschuldetes Land ausser Schulden zu setzen, und die Anwendung davon wird deinem Herzen Ehre machen.“ — Gott! unter welchen Verwünschungen mögen verkaufte Menschen aus ihrem Vaterlande gehen, die man wie Schlachtvieh aus selbigem wegtreibt! Wie mögen sie in fernen Gegenden über den unnatürlichen Vater noch gen Himmel schreien, der seine Kinder versilberte! — — O Rothe — Rothe — Rothe — weil es also mein Grosvater so gar arg gemacht hat: so sag' ich Ihnen — wehe Ihnen und dreimal wehe Ihnen, wenn Sie zugeben, daß Theodor sich der Neigung desselben ergebe!

Prinzessin Anne war so gnädig, Tags darauf dem Prinz auch noch ein Dutzend kleiner messingerner Kanonen zu schicken, aus welchen Fürst George in seiner Jugend fleissig geschossen hatte. Adolf liess sie dahin bringen, wo die bleiernen Soldaten waren, und sagte bei dieser Gelegenheit seiner Tante sowohl über Theodors ganze

Erziehungsart, als auch über sie selbst und über Fürst Georgen Grosvater seine Meinung ziemlich unverholen. Die Aufwartungen, welche ihr der Prinz ferner machen sollte, wurden nun einstweilig auf so lange abgebrochen, bis er so weit gekommen seyn würde, daß keine Art von menschlicher Thorheit, Gaukelei und Narrheit, die er sehe oder hörte, weiter einigen Eindruk auf ihn machte, als den — daß er sie für Thorheit, Gaukelei und Narrheit auf der Stelle erklärte. Rothe ging von der Zeit an in der Ausbildung seines edlen Zöglings noch weit freier, froher, rascher und glücklicher fort.

Allgemeine Menschenliebe ward ausser der Vaterlands = Mitbürger = und Bauernliebe nun die Stimmung, auf der Theodors Seele ganz vorzüglich stehen sollte. Den Kinderfreunden und Kindernbeobachtern ist es Axiom, daß die Keime derselben in die Seele des Menschen nicht erst hineingepflanzt werden dürfen. Die Natur hat diese Arbeit selbst übernommen und glüklicher ausgeführt, als alle Pädagogen zusammen sie ausführen würden. Die Keime des Wohlwollens und der Theilnehmung sprossen und zeigen sich sehr früh an jedem menschlichen Herzen. Unglüklicher Weise wartet und pflegt man sie nur nicht immer genug, sondern läßt sie oft

verbutten, und erstikt sie wohl gar durch zeitig-gegebene Beispiele von Menschenhaß, Härte und Grausamkeit. Rothe beobachtete nach diesem Grundsaz den Prinz, und fand nicht nur gleich anfangs in ihm das natürliche Gutwollen gegen Menschen, sondern erblikte es auch an ihm in einem sehr hohen und ausgezeichneten Grade. Theodor war ein sehr weichmüthiger Knabe. So lebhaft und feurig er auch war: so schien er doch auf der Stelle zu schmelzen, wenn er menschliches Leiden sah. Diese Entdeckung machte seinem Erzieher das Bildungsgeschäft an ihm zum seligsten Geschäfte seines Lebens; denn in Rothens Augen gab es keinen schreklichern Kontrast, als — Fürst seyn und Menschenfeind zugleich seyn.

Man braucht auch in der That nicht dreimal vierundzwanzig Stunden in der bürgerlichen Gesellschaft zugebracht zu haben, um ganz Rothens Meinung zu werden. Ein Reicher, der unbarmherzig ist — ein Vorgesezter, der hart ist — ein Sachwalter, der nur auf seinen Nutzen sieht — ein Amtsverweser, der grausam ist — ein Richter, der kein menschliches Gefühl hat — — was für Elend und Bedrückung stiftet jeder von ihnen an dem Orte, wo er lebt! Ein Fürst ist in seinem ganzen

Lande bis alles zusammen und noch weit mehr. Was für schreckliches Verderben muß er anrichten, wenn er unbarmherziger Reicher, harter Vorgesezter, eigennüziger Sachwalter, grausamer Staatsverweser und gefühlloser oberster Richter zugleich ist! Ein menschenfeindlicher Fürst ist das fürchterlichste unter allen Wesen auf dem Erdboden. Er hat nicht nur Kraft und Nachdruck, seinen Menschenhaß so weit zu treiben, als er will; er hat auch täglich und stündlich Gelegenheit dazu, ihn im Kleinen und im Grossen auszuüben. Bei jeder Bittschrift, die ihm einer seiner Unterthanen überreicht, kann er dis. Er darf sie nur zurückwerfen, oder hinlegen und ungelesen lassen, oder den Supplikanten Jahre lang auf Resolution warten lassen, oder ihm endlich eine Antwort ertheilen, die ihm das Herz durchbohrt und obendrauf noch einige Thaler Ausfertigungskosten verursacht. Er kann es ferner durch Versagung der Gerechtigkeit, wenn zwischen ihm und seinen Unterthanen Streitsache entsteht. Da darf er nur vergessen, daß er selbst streitende Parthei mit ist, und den Richter in seiner eigenen Sache machen; wer wird anders den Proceß gewinnen, als Er? Er kann es ferner durch Uebertreibung der Auflagen. Es ge-

bricht ihm etwa an den Summen, welche dazu erfordert werden, unnöthigen Aufwand zu bestreiten; so darf er nur seine Räthe zusammenberufen und ihnen befehlen, Fabers Lexikon mitzubringen. In dem grossen Folianten wird sich doch irgend ein Wort vorfinden lassen, womit die neue Abgabe zu benennen sei. Er kann es ferner durch unnatürliche Einschränkungen im Handel und Wandel. Da darf es ihm nur einfallen, daß dis oder jenes, was das Land so reichlich hervorbringt, daß es seine Einwohner nicht aufzehren mögen, ferner nicht über die Grenze gefahren werden dürfe; so liegen der halbe Bürgerstand und der ganze Baurenstand vielleicht auf der Stelle darnieder. Er kann es ferner durch Versagung der Lebens- und Freudensgenüsse gegen seine Unterthanen. Da darf er ihnen nur dieses oder jenes unschuldige Vergnügen verbieten oder erschweren, den Geist der knechtischen Furcht so unter sie ausgiessen, daß sie es kaum wagen an die Fenster zu treten, wenn er vorübergeht, geschweige dann ihn in seinem eigenen Hause aufzusuchen, und sie überall so beengen, daß sie wenig freies weiter übrig haben, als die Luft, die sie einathmen. Er kann es ferner bey allgemeinen sowohl, als bei einzelnen Unglücksfällen. Da darf er nur thun, als

ignorirte er sie. In welcher traurigen Lage ist sein Volk alsdann, wenn es kein Brod hat und sein Fürst nicht für Zufuhre desselben sorgt; wenn die Heerden desselben dahinfallen und ihm kein Vorschuß geschieht, andere anzuschaffen; wenn die Aecker bestellt werden sollen und kein Saatgetraide vorhanden ist; wenn ganze Dörfer niederbrennen und keine Säule in allen Waldungen für die Abgebrannten unentgeltlich da steht! Er kann es ferner bei Bestrafungen, wenn er da blos nach dem Buchstaben des Gesetzes verfährt; wenn ihm gar das Gesez noch nicht strenge genug ist; wenn er nicht unterscheidet zwischen Irrenden und Sündern, zwischen Verführten und Boshaften, zwischen anscheinenden und wirklichen Verbrechern — — welch ein Feld für ihn, worauf seine Menschenfeindschaft, Härte und Grausamkeit allein schon mehr Tummelplaz finden, als sie Zeit seines Lebens ausfüllen können!

Nach Rothens Meinung geschah es aber auch wohl, daß ein Fürst, der menschenfeindliche Gesinnungen äussere, selbige erst während seiner Regierung von denen einsauge, welche ihn zunächst umgeben. „Entweder, dachte Rothe, flössen sie ihm seine Räthe, oder seine Lieblinge, oder auch wohl gar seine Lakeien ein. Schlecht-

gesinnte Räthe können unter einem nachsehenden, liebevollen, barmherzigen Herrn nicht so, wie sie wollen, die kleinen Despoten machen, und können auch nicht so für ihre Finanzen sorgen, wie sie wünschen. Mithin suchen sie allmählig seine weichern Seiten abzuhärten, seine feinern Gefühle abzuschleifen und ihn zum Tirannen umbilden. Sie schildern ihm die Unterthanen als Leute, die nimmer genug haben, und die bei dem kleinsten eintretenden Unglüksfall ihre Augen gleich auf den Fürsten richten, daß er den Schaden tragen soll; die nur immer auf Remis an ihren Pächten und Seuern raffiniren, bei jeder Gelegenheit noch dazu auf Accise- und Zollde-fraudation ausgehen und überall den Grundsaz in Ausübung bringen, daß einen grossen Herrn zu betrügen keine Sünde sei. Einzelne Reiche in der Stadt und einzele wohlhabenden Familien auf dem Lande nennen sie dem Herrn oft und stellen sie als Bilder und Beispiele von dem Wohlstande aller Bürger und der ganzen Nation hin; damit er stets in süssen Träumen von der Glükseligkeit seines Volks schwebe und die Nachrichten anderer Rechtschaffenen, daß Nahrlosigkeit, Geldmangel und Elend unter selbigem sei, für Erdichtung oder doch für Uebertreibung halte. Ist irgendwo ein

kleines Familienfest: genießt ein Theil der Unterthanen auch nur das mäßigste, wohlfeilste Vergnügen einmal gemeinschaftlich: so referiren sie ihm das auf der Stelle und suppeditiren ihm dabey die Idee, daß die Leute hiezu wohl Geld hätten, aber nicht die herrschaftlichen Gaben zu entrichten. Alle ihre Rathgebungen, Propositionen, Deliberationen und Plane koncentriren sich in dem heillosen Princip, daß dem Unterthan der Zügel so kurz, als möglich, gehalten werden müsse, damit er aus Furcht, auch sogar an den ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel zu leiden, in beständiger Arbeit und Betriebsamkeit erhalten werde. Hat ein Fürst vollends Lieblinge, die über sein Herz Gewalt haben und dabei Menschenfeinde sind: so ermangeln diese nicht, ihm unaufhörlich vorzureden, daß seine Bürger und Bauern ihm bei allen ihren Bitten und Vorstellungen belügen und betrügen; damit er endlich das Belogen- und Betrogenwerdens überdrüssig niemand mehr höre, alles ihren Händen anvertraue und sie schalten lasse, wie sie wollen. Oder sie suchen ihn zur Unmässigkeit aller Art zu verleiten, und dadurch anfangs erst umherschweifend, dann untheilnehmend, dann thränenfliehend, zulezt gar thränenspottend und grausam zu machen.

Ist

Ist er gar in den Händen niederträchtiger Lakeien; dürfen diese beim An- und Auskleiden ihres Herrn reden, was sie wollen; haben sie die Freiheit, jede Stadt- und Landneuigkeit, sie sei wahr oder nicht wahr, ihm noch ganz warm zu erzählen; traut er ihren Erzählungen, Meinungen und Urtheilen: so läßt er sich zu Mishandlungen einzelner Personen und ganzer Familien verleiten, die sonst nicht in seine Seele gekommen wären. Nur bei solchen Fürsten, in deren Herzen die Menschenliebe in einem sehr vollkommenen Grade ausgebildet ward, wird es schlechtdenkenden Räthen, gottlosen Lieblingen und niederträchtigen Lakeien unmöglich, dergleichen Menschenfeindsmetamorphosen zu bewirken."

So dachte Rothe, und darum ließ er sichs äusserst angelegen seyn, die herrlichen Keime dieses Triebes der Menschenliebe in Theodors Seele so zu entwickeln und zu stärken, daß sie in ihm, er komme in Hände, in welche er wolle, nie wieder unterdrükt werden könnten. Wenn er ihn dann einst auch Menschenkenntniß lehren und mit den Eigenschaften bekannt gemacht haben würde, die seine Minister, Räthe, Lieblinge, Kammerdiener und Lakeien haben müßten: so hofte er das Land während seiner künftigen

Re-

Regierung vor Bedrückungen, Unterjochungen und Fürstengrausamkeiten gesichert zu haben. Er führte nun den Prinz oft in die Hospitäler, Lazarethe, Armenhäuser und übrigen Verpflegungsanstalten, und ließ ihn da sich mit eigenen Augen von jener Grösse des menschlichen Elendes frühzeitig überzeugen, welche die Günstlinge des Schiksals in ihrem ewigen Transitus von Freude zu Freude, und in den ununterbrochenen Genüssen ihres allgenugsamen Ueberflusses oft kaum denkbar finden. Der größte Theil dieser Versorgungsanstalten war unter Fürst Adolf erst entstanden. Da erzählte dann Rothe, wenn er in einer von diesen war, Theodorn, wie elend sonst die in ihr befindlichen Unglüklichen daran gewesen wären, und ließ ihn sehen, wie sie's nun so gut hätten. Auch unterhielt er sich in Gegenwart des Prinzen wohl mit dem einen oder dem andern von selbigen und ließ diesen seinen vorigen Jammer selbst schildern. Wenn diese Menschen denn unter Freudenthränen auf die jetzige wohlthätige Veränderung ihres Zustandes kamen und Adolfs Namen mit einer Dankbarkeit naunten, die kaum ihres gleichen hatte: so blikte er Theodorn fest an und sprach wohl im Weggehen zu ihm — **was für einen wackern Vater haben Sie!**

Adolf

Adolf hatte es Rothen ausdrüklich zur Pflicht gemacht, in dergleichen Anstalten und Häuser jezt mit dem Prinz oft zu gehen. „Es wäre unmöglich, hatte er bei dieser Gelegenheit zu ihm gesprochen, daß mancher meines Standes so handeln könnte, wie er handelt, wenn er über das menschliche Elend richtige und vollständige Begriffe hätte. Wäre dis — und er könnte doch so handeln, wie er handelt — so wäre er nicht werth, auf einem Schemel ohne Lehne zu sitzen, geschweige dann unterm Baldachin. Aber es kann nicht seyn — in seinem Busen ist ja doch auch ein Herz, durch welches das Blut ein- und auswallen muß. Er kennt also die Grösse menschlicher Leiden nicht. Das ist ja der Fall oft schon bei reichen und vornehmen Privatpersonen; wie weit leichter und eher muß es der Fall bei einem Fürsten seyn können! Betrachten Sie uns doch nur ganz in unserer Lage. Von Kindesgebeinen an geniessen wir den höchsten Ueberfluß und alles erdenkliche Wohlleben. Wann tritt denn wohl der Umstand für uns ein, daß wir über Hunger und Durst zu klagen Ursache hätten, daß wir keine Kleider, keine Betten, keine warme Stube hätten, über Mangel an Geld und an Aufwartung seufzen müßten?

fällt es uns ja gar nicht ein, daß es Menschen geben könne, die ohne Pflege sind, keinen baaren Sou haben, frieren müssen, auf faulem Stroh nackend sind und nichts zu essen und zu trinken haben. Krank werden wir zuweilen, und vielleicht öfter als der Bettler, das ist wahr; aber was ists? doch wahrhaftig wohl nicht von Hunger und Durst, von Frost, von Unreinlichkeit und Blösse! Vielleicht mag es wohl oft daher kommen, daß wir zu gut essen und trinken, zu warm uns halten und decken, zu weich liegen und sitzen, zu sehr uns pflegen und bedienen lassen. Und, wenn uns denn nun einmal eine Krankheit überfällt, so sind gleich zehn Bediente für einen um uns her, und Aerzte und Wundärzte laufen gegen einander, und eine halbe Apotheke in Schachteln, Büchsen und Gläsern wird um uns her gepflanzt, und der Küchenzettel wird eingerichtet, wie wir es befehlen. Da fällt es uns dann wieder nicht ein, zu denken, daß es Menschen geben könne, die auf ihren Siechbetten von einer ganzen Welt verlassen liegen, keinen Arzt, keinen Freund sehen, kein Loth Magnesia bezahlen können und nach einigen Löffeln Wassersuppe schmachten . . . An uns selbst lernen wir also den wahren Umfang menschlicher Leiden gar nicht kennen. Die wenigsten davon

tref-

treffen uns wirklich, und die, welche uns ja treffen, werden uns von allen Seiten so erleichtert, daß wir sie nicht recht fühlen. Denen, welche uns von Kindheit an umgeben, geht es auch nicht schlimm. Wenigstens sind sie immer gut gekleidet, haben bei uns vollauf zu essen und zu trinken, können sich ihre Stube so warm machen, als sie wollen, und sind auch einmal für allemal dazu abgerichtet, beständig ein freundliches Gesicht zu machen, es mag ihnen übrigens wohl gehen, oder nicht. Wird einer von ihnen alt, schwach oder krank: so muß er sich entfernen; wir sehen ihn nicht weiter und ein anderer nimmt seinen Plaz ein. So geht es denn nun, bis wir zur Regierung kommen. Wir sehen beim Antritt derselben die Welt für ein Elisium an, und halten alle ihre Einwohner für solche Selige, wie wir sind. Nun bekommen wir Klagen zu hören und Bittschriften zu lesen. Nun fangen uns die Augen über den Zustand der Menschheit erst an, aufzugehen: nun erhalten wir erst einige Begriffe von ihren Leiden. Aber was ist auch dis wieder gegen das Ganze des menschlichen Elends, das wirklich existirt? Von tausend Klagen bekommen wir höchstens eine zu hören; von hundert, die uns ihre Noth schreiben wollen, kann der zehnte kaum schreiben, und von denen, die nicht

schrei-

schreiben können, wieder kaum der zehnte den bezahlen, der ihn für ihn schreiben soll. Es gehört oft viel dazu, ehe er es wagt, uns es persönlich zu klagen. Will er auch ja das letztere thun: so wird er wohl gottloser Weise von uns zurückgehalten, abgewiesen, abgeschreckt, ohne daß wir einmal wissen, was in der Antichambre vorgeht, oder was gar unten schon an der Wache geschieht. Und, macht er eine Supplik, so ists noch eine grosse Frage, ob wir sie jemals zu sehen bekommen. Erfahren wir ja seine Leiden und lassen sie untersuchen, so wird uns wohl referirt, daß er uns belogen habe; oder helfen wir ihm ja, so wird unsere Wohlthat wohl von denen unterschlagen, die sie ihm überbringen sollen. Bei Gott im Himmel, lieber Rothe, wenn wir uns nicht selbst auf die Beine machen: so bleiben wir immer und ewig in Unbekanntschaft mit der wahren Grösse des menschlichen Elends. In die Hütten der Unglüklichen selbst müssen wir gehen, und da Armuth, Noth und Jammer kennen lernen, deren Namen uns in dem in Atlas eingebundenen Diktionnair unsers eignen Lebens fehlen. In die Häuser müssen wir gehen, welche der Staat diesen Verlassenen zur lezten Aufnahme bestimmt hat, und da nicht nur das menschliche

liche Elend selbst, sondern auch die Menge derer kennen lernen, welche mit ihm zu kämpfen haben. Da, da, und nirgends anders wird ein Fürst jammerklug und Menschenfreund. Da, da — nicht auf meinem Residenzschloß, nicht auf meinen Lustschlössern, nicht durch meine Koliegia, sondern in den bemooßten Hütten des untersten Volks, in den Lazarethen, Armen- Kranken- und Tollhäusern ward ichs. Wenn man sich auch daselbst etwas eckelt, erbebt und zurükprallt, das schadet nichts, das thut vielmehr einem Fürsten recht gut. Wer ein braver Fürst seyn will, geht mit mir!

Der Prinz bekam jezt auf Rothens Vorschlag wöchentliches Taschengeld, das er zu seinem Vergnügen anwenden konnte, wie er wollte. Rothe stellte ihn auf die Probe. Er liess sich von Schmidt eine der zahlreichsten dürftigsten Familien in der Stadt nennen, und führte eines Tags Theodorn, als dieser mit vielem Wohlgeschmak gegessen hatte, gleich nach Tische in die Hütte derselben. Gleich beim Eintritt in diese schien sich das in ihr wohnende Elend anzukündigen. Queer durch die Hausflur war ein Strik gezogen, auf welchem die gewaschenen Hemden der ganzen Familie hingen, die alle zer-

rissen waren. Eine lange hölzerne Bank und ein langer offener leerer Brodschrank, füllten den übrigen Plaz aus. Ein Kind öfnete die Stube, die eben kaum grös genug war, die in ihr wohnenden Menschen zu beherbergen. Als sie in selbige eingingen, fanden sie eine Familie von zehn Personen, Mann, Frau und acht Kinder, die alle einen Tisch umgaben, auf dem ein Brod und ein Teller mit weichem Käse befindlich waren. Der Mann hatte sich mit dem Kopf auf dem Tisch gelegt; die Mutter theilte das Brod an die Kinder aus, und die Kinder, welche alle bleich aussahen, schienen wie heishungrig die Brodschnitte zu verschlingen.

Rothe. Und ihr esset heute so spät, guten Leute?

Taglöhner Müller. (der in die Höhe blikt, und dann den Kopf wieder auf den Tisch legt.) Haben wir doch nicht eher was gehabt!

Rothe. (der über das verfallene Gesicht des Taglöhners erschrikt.) Wie denn so, lieber Mann?

Taglöhner Müller. Ja, wie so! (brummt auf den Tisch.) Reiche Leute haben gut reden —

Frau des Taglöhners. (weinend.) Lieber Herr, ich will Ihnen alles sagen —

Müller. (von der Seite und ärgerlich.) Frau so schweig doch; — es hilft dir ja doch nichts.

Rothe. Guter Mann, ich verarge ihm nicht, was er da spricht; vielleicht hat er Ursache dazu. Dismal aber lass' er seine Frau nur ihre Leiden klagen.

Müllerin. Es ist heute unser erstes Essen. Unser Brod ward gestern all. Da haben die Würmer heute geschrieen, und ich hätte für Gram und Herzeleid vergehen mögen, daß ich ihnen nichts geben konnte. Zu zehn Beckern bin ich wohl gelaufen, aber es wollte uns niemand ein Brod borgen. Endlich ist der kleine hübsche Junge da, der Ihnen die Thüre aufmachte, zu unserm Gevatter Schulze gegangen, der seine Pathe ist. Dieser hat ihm das Brod gegeben und — dazu gesagt, daß er nicht wiederkommen solle. Wenn das nun wieder all ist, so weiß ich in meinem Leibe weiter nicht Rath.

Alle acht Kinder nach einander. Mutter, Brod! Mutter, Brod! Mutter, mir auch! Mutter, mir auch noch ein bischen Brod!

Mutter. (die das übrige Brod in acht Theile theilt.) Da habt ihr alles. Gott segne es euch, daß ihr satt werdet!

Rothe. (sehr liebreich und Vertrauenerregend.) Lieber Mann, richt' er sich doch auf und seh'

er mich einmal an. Ich mein' es ja gut mit ihm.

Müllerin. Ach nehmen Sie es ihm ja nicht übel — der arme Mann ist so herzlich krank.

Theodor. (der Müllern die Schultern klopft.) Richt' er sich doch auf, armer Mann.

Rothe. (während daß Müller den Kopf auf den Elnbogen stüzt.) Wie viel verdient er denn täglich?

Müller. Wenn ich gesund bin, verdiene ich täglich sechs Groschen. Da muß ich denn aber schon noch zwei Stunden nach Feierabend arbeiten. Und meine Frau verdient drei Groschen, und die Kinder zusammen auch so viel. Das essen wir täglich in Brod wieder auf; denn wir haben weiter nichts. Aus der Hand in den Mund. Doch, wenn ich nur gesund bin, so geht es wohl. Wenn wir auch gleich weiter nichts haben, als Brod, so werden wir doch satt und sind dabei zufrieden. So, wie ich aber einen Tag nicht arbeiten kann, ist auch die Noth da. Und nun bin ich schon acht Tage krank, und kann erst nicht wieder gesund werden, und verdiene nichts. So weiß der liebe Gott, was wir anfangen sollen. Kein Becker will mir borgen. Sie sagen alle, es wäre so gut, wie geschenkt,

schenkt, was sie mir borgten, und ich könnte es doch mein Tage nicht wieder bezahlen. Wir hatten ein Thälerchen uns kärglich erspart zu Winterholz. Das ist nun auch zum Becker getragen, und nun ist alles — alles rein all. (legt die Hand vor die Augen.)

Theodor. (sehr traurig.) Was fehlt ihm denn, lieber Mann? wovon ist er denn krank?

Müller. Ich muß mich überarbeitet haben. Sonst wüßt' ich nicht. Und es müßte ja wohl schon wieder gehen, aber — die Kräfte fehlen. Unser einer kann sich nichts zu gute thun.

Rothe. Thut ihm denn der Mann nichts zu gute, in dessen Arbeit er krank ward?

Müller. (bitter.) Jo, jo; er sagte, ich sollte nach Hause gehen, bis ich wieder gesund wäre, und nahm einen andern an.

Rothe. Was hat er denn nun die Tage über gegessen?

Müller. (der sich die Thränen abwischt.) Das liebe Brod will nicht einmal hinter. Mich hat seit drei Tagen schon nach einer Suppe gelechzt. Doch, ich will gern hungern; wenn die armen Würmer nur hätten . . .

Theodor. (der in die Tasche greift und an Müllern hinspringt.) Da, lieber Mann, hat er meinen ganzen Beutel. Da kauf er sich Brod

und Suppe. Ich habe doch wohl zu essen. (Rothe anblickend.) Ach wie froh bin ich, daß ich Geld habe!

Müller. (sich wegwendend.) Ach, wie käme ich dazu? (legt den Beutel wieder hin.) Nein, das wäre zu viel.

Rothe. (während daß er Theodorn umarmt.) Nehm' er es nur hin, guter Freund.

Müller. Ei wer ist denn der liebe Musje, der mir so viel schenkt?

Rothe. Darnach frag' er nicht. Es ist eben so gut, wenn er ihn nicht kennet.

Rothe winkte der Mutter und ging mit ihr zur Thüre hinaus. Nach einer Weile kam er allein zurük und fand Theodor, wie alle acht Kinder um ihn her gingen. Die Kinder weinten alle vor Freude und Theodorn schluchzte mit. Müller wollte auch auf, um dem Prinz seinen Dank zu bezeigen.

Rothe. Das lasse er! Bleib' er sitzen. Wer gutes thut, muß keinen Dank dafür verlangen. Die Freude, geholfen zu haben, ist ihm schon Lohns genug.

Müller. (der schlechterdings auf will und nicht kann.) I das wäre ja was abscheuliches — ich sollte mich nicht bedanken?

Theodor. (der sich von den acht Kindern loswindet und an ihn hineilt.) Da hat er meine Hand. Sei er nur wieder vergnügt und wein' er nicht mehr.

Müller. (der ihm die Backen streicht.) Ach welch ein lieber Sohn! Wenn ich nur wüßte, wer er wäre?

Rothe. St.!

Müller. Ja lieber Herr, das ist ein recht Elend, acht Kinder und kein Brod. . . . sonst mache ich mir nichts daraus, daß ich arm bin. Wenn ich aber krank bin, dann geht mirs recht nahe. Das ist eben, was ich den reichen Leuten beneide; ihre Tressenhüte nicht, ihre sammtnen Kleider nicht, ihre unbändigen grossen Häuser nicht, ihre Kutsche und Pferde nicht, sondern — daß sie, wenn sie auch krank sind, und nichts verdienen können, doch für sich und für ihre Kinder was zu essen haben. Aber so bald, wie unser einer liegt, ist auch der Brodschrank leer.

Rothe. Er hat recht, lieber Mann. Das bedenken die Reichen oft nicht. An Ueberflus und Wohlleben gewöhnt, wissen sie nicht, wie die Armuth thue. Und, wenn sie der geringste Schmerz ansicht, so schreien sie wohl ärger als der Arme, wenn er äusserst krank ist; da sie doch

erwägen sollten, daß sie es selbst in kranken Tagen besser haben, als der Arme in seinen gesunden Tagen. Lasse er sich aber sein Elend in seiner Rechtschaffenheit nicht stören. Er sieht nun, wie Beistand und Trost für den Leidenden oft ganz unerwartet kommen.

Bald darauf trat die Frau des Taglöhners mit einem ganzen Arm voll Essen herein. Rothe hatte ihr dazu gegeben, daß sie es aus dem Gasthof holen können. Es bestand aus einer kräftigen Suppe für ihren Mann und aus einem reichlichen Gericht Fleisch, Zugemüse und Brod für sie und ihre acht Kinder. Sie gab zuerst die Suppe ihrem Manne, der sich hastig darüber machte, und dem die Freudenthränen immer über die Wangen herab und in den Suppennapf rollten. Darauf reichte sie allen ihren Kindern nach der Reihe, die mit unaussprechlicher Begierde darüber herfielen. Nun erfolgte eine tiefe Stille. Die zehn hungrigen Menschen waren beschäftigt, sich zu sättigen, und ihre Wohlthäter labten sich an ihrem Anblik noch mehr, als jene an den Speisen. Theodor stand wie eine Mauer, verzog keine Mine, sah mit unverwandtem Blik nach dem Tisch, und hatte die Lippen fest zusammen gezogen, während daß ihm die Augen wässericht wurden.

Mül-

Müller. (nach einer langen Totalpause.) Ach wie herzlich das schmekt! Wie ich so stark darnach werde! Ja, wenn ich so eine Suppe ehegestern schon gehabt hätte, so könnt' ich heute wohl schon wieder arbeiten.

Theodor fing heftig an zu schluchzen.

Ein Kind. Mutter, nun bin ich satt.

Noch ein Kind. Ach Mutter, so satt bin ich lange nicht gewesen.

Theodor weinte überlaut und fiel Rothen in die Arme.

Rothe. (der ihn herzlich küßt.) Schauen Sie, welche Freude, welche Seligkeit wir uns bereitet haben! Zehn hungrige Menschen, denen wir den Tisch decken, essen sehen — ist dis nicht unendlich mehr Vergnügen, als — selbst mit funfzig andern an einer Tafel sitzen, die unter allen den Schüsseln, die aufgetragen werden, brechen mögte? — Wer andern gutes thun kann und thut, der ist der glükseligste Mensch.

Müller. (herzlich vergnügt.) Das hätte ich nicht gedacht, daß es uns heute so wohl gehen sollte. Was doch ein Mensch an den andern thun kann! Nun das vergelte Ihnen tausendfach der —

Rothe. (der ihm einfällt.) Gebe er mir einmal den Beutel her. Wir wollen doch sehen, wie viel dieser junge gute Mensch ihm geschenkt habe. (nachdem er gezählt hat.) Sieht er wohl, da hat er zu drei Scheffeln Roggen; und da zu einer Klafter Holz; und das übrige brauch' er zu seiner Erquickung.

Müller. (die Hände einmal über das andere zusammenschlagend nnd ganz gerade sitzend.) Ja, Mutter, ja, so wollen wir es auch machen! Da hast du zu Roggen. Lauf morgen auf den Markt und kaufe drei Scheffel dafür ein. Und das Geld zu Holz heb auf, bis ich einmal erst selbst in den Busch kann. Und für das übrige koche mir täglich eine Suppe, und auch einen Mehlbrei oder Vorkost, so lange es reicht. Ich werde nun schon bald wieder auf die Beine kommen. Und dann will ich recht wieder arbeiten, und wir wollen noch besser wirthschaften, als zuvor. So oft wir an die Wohlthat denken, welche uns heute wiederfahren ist, soll es immer seyn, als riefe uns jemand laut zu — ihr müsset nun noch bessere Menschen seyn, als sonst!

Müllers Frau. Ja, lieber Vater, so wollen wir auch thun, und wollens in Ewigkeit nicht vergessen, was uns heute begegnet ist.

Und wollen unsre Kinder auch noch mehr zur Arbeit anhalten, und ich will nimmermehr wieder so verzweifeln.

Rothe. (der Anstalt zum Weggehen macht.) Dabei bleibt insgesamt; so wird es euch nie wieder an Trost und Unterstützung gebrechen.

Alsbald rannten alle acht Kinder herzu; die Mutter gesellte sich zu ihnen, und der Vater war nach seiner Suppe so stark geworden, daß er auch aufstehen und herzukriechen konnte. Alle schlossen hier um Rothen und Theodorn einen Kreis, und reichten Hände über Hände, und Dank über Dank.

Rothe. (der Theodorn ergreift und sich und ihn von selbigem loswindet.) Nun lebt wohl!

Theodor. (herzlich.) Lebt recht wohl!

Müller. (während daß er mit seiner ganzen Familie hinterher will.) Ach wenn ich doch nur wüßte, wer die lieben Herren wären.

Rothe. (sie zurükhaltend.) Thut mir die Liebe und bleibet alle hier in der Stube. — —

Rothe. (führte den Prinz geradeswegs zum Thore hinaus in die offene Natur.) Keiner von beiden sprach ein Wort weiter in der Stadt. Theodor ging wie ganz in sich selbst gekehrt. Vor seinen Augen schwebte das Bild des vorgefundenen höchsten menschlichen Elends, derglei-

chen er noch nie gesehen hatte. Dann und wann regte sich der Gedanke in ihm, daß er dasselbe verringern geholfen. Alsdann schöpfte er allemal langen, tiefen Athem.

Theodor. (endlich, als sie mitten im Felde sind.) O wie schön ist heute alles hier! Nun, so schön hab' ichs doch in meinem Leben hier noch nicht gefunden.

Rothe. Woher mag das kommen, lieber Prinz?

Theodor. Ich weiß es selbst nicht. Es muß doch heute hier schöner seyn, als es jemals gewesen ist. Wie könnt' ichs denn sonst schöner finden?

Rothe. Nein Prinz, die Ursache davon liegt in Ihnen. Sie finden es heute nur schöner. Es war gestern, es war ehegestern eben so schön hier, wie heute; für Sie ist es heute nur schöner.

Theodor. (ganz unbefangen.) Das wüßt' ich doch nicht! Wie sollte das zugehn?

Rothe. Das will ich Ihnen sagen. Sie haben alleweile eine der schönsten Handlungen, eine Handlung der Menschenliebe, ausgeübt. Handlungen dieser Art geben an sich schon unserm Herzen die allersanfteste Stimmung. Dazu kommt dann die hohe Freude,

daß man durch sie recht und brav gethan habe. Hierdurch wird die sanftgestimmte Seele etwas geschwungen, und in diesem sanften Schwunge nimmt man an der Natur den allerseligsten Theil und Genuß, und die ganze Welt wird alsdann schöner um uns her, als jemals. Mir selbst ist jezt gerade so wie Ihnen, zu Muthe. Aber weder mir, noch Ihnen, würde so zu Muthe seyn, wenn wir nicht beim Taglöhner Müller gewesen wären. Wer einen recht vergnügten Spaziergang machen will, der muß auf dem Hinwege erst durch eine Hütte des Elends gehen. Jezt ists uns nun, als schiene uns die Sonne liebreicher an; als wäre die Luft milder; als mahlten sich die Aussichten vor uns hin schöner; als dufteten die Blumen stärker; als sängen und schlügen Nachtigallen und Lerchen herrlicher. Aber dis kommt uns alles nur so vor, weil wir für Müllern und seine Familie so liebreich und so mild gewesen sind, wie die Sonne und die Luft jezt gegen uns, und weil wir zehn Menschen mehr geworden sind, als Lerche und Nachtigall uns jezt werden. Ein Menschenfeind, der jezt hier herumgienge, hörte vielleicht Lerchen und Nachtigallen weder singen noch schlagen; er blikte vor allen Sorgen, die ihm sein Geiz, sein Neid und seine Rache machten,

ten, wohl nicht weiter hin, als blos vor sich unter die Nase; es frore ihn wohl gar hier mitten im Sonnenschein. Ueberhaupt erhält jedes erlaubte und unschuldige Vergnügen durch ausgeübte Güte und Wohlthätigkeit noch weit mehr Werth und Reiz für uns; und wer irgend eine Freude recht geniessen will, der muß kurz vorher andern erst Freude machen.

Theodor. Ach lieber Hofrath, heute habe ich mich erst recht darüber gefreut, daß mir mein Vater Wochengeld giebt. Es ist mir schon immer vorher lieb gewesen; aber so lieb noch nicht. Und noch mehr hab' ich mich darüber gefreut, daß ich noch so viel beisammen hatte. Nun können sich doch die armen Leute auf eine Zeitlang Brod und Holz kaufen. Wir beide haben ja Brod und Holz. Ach, und das ist das beste dabei, daß die Leute nicht einmal wissen, wer es ihnen gegeben hat.

Rothe. Nun, das werden sie denn wohl erfahren; denn wahrhaftigdankbare Gemüther lassen nicht eher nach, bis sie ihren Wohlthäter ausgekundschaftet haben.

Theodor. (hitzig.) Wer sollte es ihnen denn sagen, da wir es ihnen nicht gesagt haben, wer wir sind?

Rothe. Prinz, die Leute, welche uns haben ein- und ausgehen gesehen. Wir beide sind ja wohl bekannt. Wir gehen ja oft durch die Stadt.

Theodor. (traurig.) Das wäre ja nicht hübsch.

Rothe. Das lassen Sie nur gut seyn. — Aber können Sie sich das alles wohl noch recht vorstellen, was Sie da gesehen haben?

Theodor. (ängstlich.) Ach ja, ach ja, lieber Hofrath. Wenn ich daran denke, so wird mir noch immer, als ginge das Feld mit mir umher.

Rothe. Können Sie sich den unglüklichen blutarmen Vater von acht Kindern noch vorstellen, wie er da im tiefsten Gram den Kopf auf den Tisch gelegt hatte und die Hände drauf, — und die Mutter, wie sie den Ueberrest von Brod vertheilte — und alle die Kinder, wie sie über Hunger schrieen — und die Stube, wie so überaus klein und eng und ängstlich sie war?

Theodor. (der an Rothen hinspringt, und ihm den Mund zuhalten will.) Ich bitte Sie um alles, lieber Hofrath, nun schweigen Sie still. Mein Herz im Leibe kehrt sich um.

Rothe. Das haben nun eben viel Reiche und Vornehme nie gesehen. Und darum wollen

sie es auch nicht glauben, wenn man es ihnen sagt. Aber selbst muß man in die Hütten der Armen gehen, wenn man sich einen wahren und vollkommnen Begrif vom menschlichen Elende machen will. Mancher Menschen Armuth und Noth geht über alle Beschreibung. Ich glaube, daß daher die Reichen und Vornehmen oft so unbarmherzig sind, weil sie den Jammer nicht in seiner eigenen Wohnung besuchen. Es wäre unmöglich, daß sie nicht zum Mitleid gegen ihn bewegt werden sollten, wenn sie ihn da sähen, wo er zu Hause ist. Mancher schlechter Mensch und Geizhals mag auch wohl vorsezlich sich des Hingangs zu ihm enthalten, weil er sich sonst der Barmherzigkeit, die ihn Geld kosten würde, nicht erwehren könnte. Gewis, Prinz, es ist dis das sicherste Mittel, unsre Gefühle für die leidende Menschheit zu stärken und immer lebhaft zu erhalten, daß wir die Elendesten der Menschen zuweilen in ihren Jammerhütten und auf ihren Quallagern besuchen. Das Verlangen, nur immer etwas Angenehmes zu sehen, muß uns davon nicht abhalten. Wer sich nur immer freuen will, das ist kein guter Mensch. Noch weniger muß uns vor solchen Anblicken eckeln. Nichts, was Menschen und menschliche

Schik-

Schikſale betrift, darf unſern Eckel erregen. Wir haben von ſolchen Gängen in die Hütten der Armen und Elenden auch allemal viel Nutzen für unſer Herz. Da, wo die Noth wohnt, lernen wir unſere beſſere Schikſale erſt ſchätzen. Da ſchämen wir uns jeder Regung von Unzufriedenheit und Ungenügſamkeit, die uns zuweilen ergreift. Und wenn wir dann ſehen, daß die Elenden bei allem ihrem Elende doch gute Menſchen ſind: ſo fühlen wir die Verbindlichkeit erſt recht, welche wir auf uns haben, in unſern beſſern Umſtänden dis um ſo mehr zu ſeyn. O wie erſtaunen wir da oft, wenn wir die ſchönſten und ſchwerſten Tugenden, Gelaſſenheit, Geduld, Standhaftigkeit, Muth und Beharrlichkeit von Leuten ausgeübt werden ſehen und lernen, die vor der Welt die verachtetſten ſind! Wer ſelbſt in die Hütten des Elenden geht, hat auch den Vortheil davon, daß er ſeine Wohlthaten nur an Leute reicht, die derſelben wahrhaftig bedürftig ſind. Bei dem Austheilen durch den dritten, vierten Mann wird er oft betrogen; Denn es gibt auch Menſchen, die ſich arm ſtellen, um Wohlthaten zu erſchleichen, von denen ſie hernach ohne Scham und Scheu nur ſchwelgen wollen. Iſt er aber in der Elendshütte ſelbſt: ſo kann er ſich von der Dürftigkeit, die darin

wohnt, mit eignen Augen überzeugen. Er kann sogar den Grad derselben abmessen, und bestimmen, wie grosse und was für Hülfsleistungen er ihnen zu reichen habe. Ja, er kann auch über den Werth der Elenden urtheilen; und der gute Wohlthäter gibt doch vorzüglich gern seine Wohlthaten an gute Menschen. Und fährt er fort, die Unglüklichen, welche er unterstüzt, zu besuchen: so kann es nicht fehlen, daß sie von seinen Wohlthaten auch den redlichsten Gebrauch machen werden, weil sie immer erwarten müssen, daß er Rede und Antwort deshalb von ihnen fordern werde. Ja, es gibt Menschen, welche Wohlthaten, die wir durch sie andern ertheilen wollen, an sich behalten, den Unglüklichen entwenden, oder sich doch wider unsern Willen darin mit selbigen theilen, oder sich wenigstens von ihnen unmenschlich dafür bezahlen lassen, daß sie sie ihnen überbringen müssen. Von diesen haben wir nichts zu befürchten, sobald wir selbst die Unglüklichen aufsuchen. Da können wir ihnen entweder selbst geben, was wir ihnen geben wollen, oder doch Nachfrage bei ihnen halten, ob sie alles richtig empfangen haben. Die Ueberbringer selbst wagen es nicht, dergleichen scheuslichste unter allen Diebereien zu begehen, sobald sie auch nur fürchten müßten, daß wir über lang

oder

oder kurz mit den Empfängern sprechen mögten. Darum, lieber Prinz, unterlassen Sie, so lange Sie leben, solche Gänge zu armen und unglüklichen Menschen nie. Je reicher und vornehmer man in der Welt ist: desto mehr ist man dergleichen Gänge seinem eigenen Herzen schuldig; denn Reichseyn und Vornehmseyn macht nur gar zu leicht zum schlechten Menschen. Und fänden wir es ja eckelhaft, den Anblik höchster menschlicher Noth selbst zu sehen — o wie leicht ist es uns doch, denselben in den reitzendsten und entzükendsten umzuschaffen! Unsre bloße Gegenwart verwandelt so eine Hütte des Jammers, wenn wir als Wohlthäter in ihr erscheinen, in ein Haus der Glükseligkeit. Freude und Trost führen wir an unsern Händen in sie ein, und kaum sind wir darin, so verstummen die Klagen und die Thränen versiegen. Erinnern Sie sich wohl noch daran, wie der arme, kranke Müller nach seiner Suppe so stark ward — wie seine Frau zu weinen aufhörte und uns so freundlich anlachte — wie alle die acht Kinder so heiter und froh waren, als sie sich satt gegessen hatten — und wie die ganze Familie eben darum, weil sie vorher **gar nichts** gehabt hatte, sich nun, als sie die **wenigen** Thaler besas, **wie im Besiz des größten Ueber-**

flusses fühlte? War das nicht das reitzendste Vergnügen für uns? Haben Sie jemals schon so selige Augenblicke genossen, als die in Müllers Hause? So kann ein Mensch dem andern unaussprechlichen Trost gewähren, und so hat der selbst die gröste Freude daran, wer andern Freude macht! Und Sie sollten sich diese sanfte und innige Freude nicht öfter verschaffen, nicht so oft, als Sie können?

Theodor. Ach ich danke Ihnen auch recht herzlich dafür, lieber Hofrath, daß Sie mir diese Freude verschaft haben. Ich will von nun an auch all mein Wochengeld sammeln und nichts mehr davon ausgeben. Und sobald ich wieder viel beisammen habe — — Doch nein, das sag' ich nicht, was ich thun will. — —

Rothe. Was wollen Sie dann thun, mein Prinz?

Theodor. (seufzend.) Nein, nein, das sag' ich nicht. Sie werdens schon sehen! (spielt an seinen Hemdenknöpfen.) Die armen Leute!

Rothe. (der schon errathen hat und den Prinz fest an sich drükt.) O Sie lieber — lieber Prinz! Wie werd' ich Ihnen doch täglich herzlichgüter! Bleiben Sie bei diesen guten Gesinnungen: so werden Ihre Eltern und alle Menschen Sie lieben. — Prinz, die Menschenliebe, die Bereit-

wil-

willigkeit, Unglüklichen aller Art Trost und Beistand zu werden, ist uns allen die heiligste Pflicht. Durch sie wird ein Mensch erst wahrhaftig Mensch. Unter den Thieren finden wir es schon häufig, daß von denen, die zu einerlei Art gehören, eines dem andern hilft. Wie vielmehr müssen wir Menschen, die wir Vernunft haben, einer dem andern helfen! Wir gehören auch alle zu einerlei Art. Die Vernunft sezt uns sogar in den Stand, noch weit mehr Mittel, einander zu helfen und zu dienen, ausfindig zu machen, als die armen Thiere haben, einander zu helfen und zu dienen. Die schönste Anwendung unserer Vernunft ist also eine recht thätige Menschenliebe. Der allernüzlichste Mensch ist der grösseste Weise. Liebe und Wohlwollen für andere sind recht die Mitgabe, welche der Mensch empfängt, wenn er gebohren wird. Prinz, merken Sie einmal genau auf das, was ich jezt sagte. Wir pflanzen die Menschenliebe nicht erst in uns ein. Tief aus uns selbst, aus unserm Herzen, aus unserm eigenen Wesen entspringt sie. Dis beweisen alle Kinder, an denen wir sie schon erblicken. Wenn sich hernach diese Menschenliebe in uns regt: so sind wir es nicht, die sie in Regung setzen. Der Mensch, auf den sie fällt, erregt sie. Wir

können, wenn wir nur auf uns acht haben, täglich hievon die Erfahrung machen. Ich habe Sie genau beobachtet, als wir vorhin in Müllers Stube waren. Ich sah Sie, wie Sie Müllern erst die Schultern so herzlich klopften. Wie ging denn das zu?

Theodor. Das weiß ich selbst nicht einmal mehr, daß ich das gethan habe.

Rothe. Sehn Sie? — Also haben Sie gewiß nicht bei sich erst gedacht — nun will ich hingehen und Müllern die Schultern klopfen . . . Dis war aber ein Zeichen, daß Sie Theil an seinen Leiden nahmen. Folglich haben Sie Theil an seinen Leiden genommen, ohne sich erst lange darauf zu besinnen und sich dazu zu bewegen. Sie sahen ihn, wie er da lag und stöhnte. Dis war genug, und so klopften Sie ihm liebreich die Schultern. Als Sie hernach so traurig wurden, sprachen Sie da vorher zu sich selbst — nun werde traurig, Theodor?

Theodor. Ach nein! Wie der arme Mann erzählte, daß er für alle seine acht Kinder keinen Bissen Brod mehr im Hause habe, und auch kein Geld mehr, Brod zu kaufen, da war es nicht anders, als wenn mir jemand das Herz aus dem Leibe reissen wollte. Und — der Geldbeutel

ward mir so schwer in der Tasche, daß ich ihn schlechterdings herausziehen mußte . . .

Rothe. Sehn Sie wieder? — Wissen Sie aber auch noch, daß Sie heftig geschluchzt haben, daß Sie überlaut zu weinen anfingen und weinend mir in die Arme fielen? Wissen Sie auch noch, wann Sie dis alles thaten?

Theodor. Ja wohl, das weiß ich alles noch. Ich weiß auch noch recht gut, wenn es geschah. Als die Kinder, die vorher alle nach einander geschrieen hatten, Mutter, Brod — Mutter, Brod —, nun alle nach einander riefen, Mutter, nun bin ich satt, — Mutter, nun bin ich recht satt: da war es nicht anders, als würde mir der Hals zugezogen, und die Augen liefen mir über, und ich weiß nicht, wie ich mit einem male so über Sie herfiel.

Rothe. Sehn Sie abermals? — Sie dachten also nicht erst bei sich, nun will ich schluchzen, und schluchzten alsdann. Sie sprachen nicht erst zu Ihren Augen, nun vergiesset Thränen, und weinten alsdann. Auch dachten Sie nicht erst bei sich, nun wär' es wohl gut, wenn du in Rothens Arme fielest, und fielen alsdann an mich her. Sondern — die ganz sonderbare Empfindung von vermischter Wehmuth und Freude über den Anblik

der acht armen Kinder, die erst so über Hunger geschrieen hatten und nun so herzlich satt waren, zwang Ihnen erst das Schluchzen und dann die Thränen ab, und erschütterte Sie so, daß Sie nach einem Ruheplaz verlangten, den Sie da, wo Sie ihn vorher schon öfter gesucht, nehmlich — an meinem Herzen fanden. — Prinz, dis alles zergliedre ich Ihnen darum so, damit Sie recht einsehen sollen, daß die Menschenliebe, das Theilnehmen an fremden Schiksalen, das Bestreben, andern zu helfen und zu dienen, uns natürlich sei. Wir sollen uns der Menschenliebe nicht enthalten können; so sind wir durch und durch eingerichtet. Diese unsre Einrichtung muß uns nun aber auch einen deutlichen Wink darüber geben, daß wir zur Menschenliebe wirklich bestimmt sind. Das ist, was ich vorhin sagte — der Mensch wird durch Menschenliebe erst wahrhaftig Mensch. — Mensch — das heißt — ein Wesen, das lieb hat und wohl will, nüzlich wird, hilft und dient, und segnet, wo es weiß und kann. Je mehr jemand dis thut und gern thut, desto mehr ist er Mensch. Alle Wissenschaft und Klugheit gereicht dem Menschen nicht zur Ehre, wenn er mit ihr nicht andern aushilft, Wegweiser, Rath-

ge-

geber und Retter wird. Alle seine Beredsamkeit ist nichts werth, wenn er damit nicht Fürsprecher der Unschuldigen und Unterdrükten wird. Alle seine Stärke verdient nicht, daß man von ihr spreche, wenn er nicht mit ihr die Schwachen unterstüzt. Sein Reichthum ist ihm Schande, wenn er nicht Wohlthäter wird. Seine Schönheit ist nichts, als Tünch und Kleister, wenn er ein liebloses Herz im Busen trägt. Nur der Menschenfreund ist ein schöner Mensch. Alle Würde, Vortreflichkeit und Herrlichkeit des Menschen besteht in der Menschenliebe. Ich kann Ihnen das noch auf eine andre Weise darthun, wenn Sie zuhören wollen.

Theodor. O ja, lieber Hofrath, sagen Sie mir doch noch recht viel davon.

Rothe. Denjenigen nennt man nur einen guten, einen treflichen und herrlichen Menschen, der alle seine Pflichten gegen andre erfüllt; der z. E. für die Ernährung der Seinigen fleissig arbeitet, im Umgang höflich und bescheiden, im Handel und Verkehr treu und redlich ist, der jedem das seinige gönnt, glimpflich über andere urtheilt, der Verleumdung widerspricht, der Abwesende vertritt, der im Zank nachgibt, seinen eignen Zorn im Zaum hält, andre zu besänf-

tigen sucht, der an seinem ärgsten Feinde keine Rache nimmt, der sogar für andere leiden kann u. s. w. Alles dies sind sehr schöne Eigenschaften und Tugenden eines Menschen, und machen die eigentliche Vortreflichkeit des Menschen aus. Sie beruhen aber alle darauf, daß wir Menschenliebe haben und andern auch wohlwollen. Sobald dis unser Sinn ist, werden wir auch gegen andere bescheiden, höflich, treu, redlich, günstig, nachgebend, sanftmüthig- urtheilend, versöhnlich, duldend und grosmüthig seyn; weil dis alles nur verschiedene Erweisungen einer und derselben Menschenliebe sind, und weil sich das Gegentheil von diesem allen mit dem Wohlwollen gegen andere nicht verträgt. Darum bleibt es ewig wahr — ein Mensch wird durch Menschenliebe erst ein wahrer Mensch; oder alles, was an ihm schön und gut und gros ist, und was ihn ehr- und liebenswürdig macht, wird durch die Menschenliebe an ihm erst ausgebildet. Nun hören Sie, lieber Prinz; wie die Menschenliebe nun schon jedem Menschen die heiligste Pflicht ist: so muß sich jeder auch in der Masse noch mehr zu ihr verpflichtet halten, je mehr er in der menschlichen Gesellschaft vorstellt, ist, hat, besizt und genießt. Wer mehr vorstellt, ist und besizt, als andere, der hat auch

mehr

mehr Kräfte, als andere. Je mehr Kräfte er aber hat: desto mehr muß er auch helfen und dienen. Wozu hätte er sie denn sonst? Soll er sie blos für sich gebrauchen? Für sich hat er zu viel daran. Was soll er mit den überflüssigen thun? Soll er sie gar nicht gebrauchen? Das wäre widersinnig. Soll er sie andern zum Schaden gebrauchen? Das wäre abscheulich. Mithin sollen die reichsten, vornehmsten, angesehensten und mächtigsten Menschen auch die grösten Menschenfreunde seyn. Um sie her leben so äusserstviel arme, geringe, schwache und hülfsbedürftige Menschen. Alle diese sind gleichsam an sie gewiesen. Wenn sie dis nicht glauben, nicht denken, nicht fühlen: so sind sie nicht werth, daß sie so reich, so vornehm und so mächtig sind. Lieber Prinz, es wäre möglich, daß Sie auch einmal in der Welt mehr vorstellen, seyn und haben würden, als viel andre. Wenn dis der Fall würde, o so übertreffen Sie auch einst an Menschenliebe diese alle, und ermüden Sie nie, Menschen zu helfen und zu dienen, wie Sie können.

Theodor. (der Rothen mit beiden Armen umschlingt.) O lieber, bester Hofrath, das sollen Sie einmal sehen, wie ich den armen Leuten helfen will, wenn ich nur erst recht viel dazu habe und kann.

Rothe. (unter himmlischen Ahndungen glükseliger Zukünfte für sein Vaterland.) Guter Sohn des besten Vaters — halten Sie Wort!

Theodor. (schnell.) Da sind zwei Hände und ein Herz. Hätte ich zwei Herzen, wie zwei Hände, so sollten sie beide für die Menschen schlagen.

Rothe. Ein guter Mensch hat an einem Herzen genug. In selbigem ist Raum für alle seine Brüder. — Prinz, werden Sie Ihrem Väter ähnlich! Dieser ist der erste Mensch im Lande; aber er ist auch der erste Menschenfreund im Lande.

Theodor. (zaghaft und bedenklich.) Ja, mein Vater ist auch ein Fürst . . . Der mag wohl recht viel haben, daß er also auch recht viel helfen kann. Wenn ich auch ein Fürst würde, ja dann — — (wird über und über roth.) Aber Schmidts Sohn ist ja auch kein Lakei wieder, sondern ein Professor geworden.

Hier gerieth Rothe wirklich in Verlegenheit. Er fand in dem lezten Gedanken viel Adel der jungen Seele Theodors. Hierdurch sehr bewegt, hätte er ihm schier ohne deutlichen Vorsaz seine künftige Bestimmung entdekt. Zum Glük traten sie jezt in eine lange Allee ein.

Rothe.

Rothe. (der schnell diesen Umstand benuzt.) Ha, Prinz, welch eine perspektifische Büe!

Fürst Adolf ward Abends über die Erzählung, welche ihm Rothe von dieser ganzen Begebenheit machte, innigst gerührt. Theodorn ward nicht nur auf der Stelle sein Wochengeld verdoppelt; sondern der Vorgang hatte auch noch einen weit wichtigern Erfolg. Als Rothe wohlbedächtig und mit starkem Accent die Worte des Taglöhners Müller referirt hatte — Es müßte ja wohl schon wieder gehen, aber — die Kräfte fehlen — Unser einer kann sich nichts zu gute thun — — hatte Adolf eine heftige Bewegung mit dem Kopf gemacht, und jezt, nachdem er seine Freude über Theodors Handlung genugsam bezeigt hatte, sprach er:

„Die Worte des Taglöhners — unser einer kann sich nichts zu gute thun — sind mir durchs Herz gegangen, und der Mensch hat mir eine wichtige Lücke erblicken lassen, welche bei allem meinen Gutmeinen dennoch in den öffentlichen wohlthätigen Anstalten für meine Residenzstädter noch befindlich ist und die nun ausgefüllt werden soll. Wenn ich das alles zusammen erwäge — erstlich, daß, sobald so ein ar-

mer

mer Taglöhner nicht arbeiten kann, seine Kinder hungern müssen, und daß hier acht Kinder gehungert haben, darum, weil ein einziger Mann, ihr Vater, nicht arbeiten konnte; sodann, daß Müller vielleicht schon seit einigen Tagen hätte wieder arbeiten können, wenn er sich einige Erquickung hätte verschaffen mögen; und endlich, daß er wohl nach acht, vierzehn Tagen noch nicht wieder hätte auf Arbeit gehen können, wenn Sie und mein Sohn ihm nicht etwas zu Erquickungen gereicht hätten: so ist es ja eine ganz falsche Wendung, welche die öffentliche Barmherzigkeit, es mag sie der Staat und das Armenwesen oder es mögen sie einzelne Mitbürger ausüben, nimmt, wenn man blos den Kindern solcher armen Leute während der Krankheit ihrer Väter Brod reicht, unbekümmert darum, diese mögen so lange krank seyn, als sie wollen. Man soll jenen allerdings Brod reichen; aber wär' es denn nicht weit vernünftiger, daß man gleich in den ersten Tagen, wenn sie es bekommen, seine Barmherzigkeit auch auf den kranken Vater richtete und hauptsächlich dahin sähe, diesen, so bald als möglich, wiederherzustellen und zur Arbeit wieder geschikt zu machen? So, wie er wieder auf den Beinen ist, hat man ja nicht nöthig, seinen

Kin-

Kindern weiter Brod zu geben, sondern er gibt es ihnen. Fürwahr ich begreife nicht, wie wir hier auf diesen in die Augen fallenden Gedanken nicht eher gekommen sind. Ich setze z. E. den Fall — — Es wird ein solcher armer Vater vieler Kinder krank; er hat eine gute Natur, und es ist kein Zweifel, daß ihn diese allein endlich wiederherstellen werde. Das währt aber vier Wochen . . . In diesen vier Wochen gibt man seinen Kindern Brod . . . Wäre man ihm selbst zu Hülfe gekommen: so hätte seine Krankheit vielleicht nur acht Tage gewährt, und man hätte die übrigen drei Wochen Brod an die Kinder sparen können. Nimmermehr konnte die Fürsorge für seine baldige Genesung so viel kosten, als die drei Wochen Brod für seine Kinder kosten müssen. Mithin handelte man durch jene sogar barmherzigoekonomischer. Und wenn das auch nicht wäre; wenn seine baldigere Wiederherstellung auch ebensoviel Aufwand machte, als die drei Wochen länger Brod für seine Kinder: sollen wir denn die Schmerzen, Leiden und schlaflosen Nächte und all das Jammergefühl von Mattigkeit und Entkräftung nicht mit in Beschlag bringen, welche so ein armer Vater, der sich mit nichts erquicken kann, um zwei, drei

Wo-

Wochen länger empfindet? Verdienen diese nicht, daß man, wenn man ihn selbiger überheben kann, eben so viel Aufwand auf sie mache? Muß denn schlechterdings jede öffentliche Barmherzigkeit durch Qualen bezahlt werden? Muß schlechterdings ein Vater das Brod, das man seinen Kindern reicht, erst mit seinen Thränen begiessen? Wahrlich, das ist doch wohl die edelste Barmherzigkeit, durch welche man bei einerlei Unkosten nicht nur hilft, sondern auch um acht bis vierzehn Tage Schmerzen verkürzt! Dazu kommt denn wohl noch, daß so ein armer Vater, wenn er sich kaum wieder etwas fühlt, wieder zur Arbeit fortschleicht! Da er sich nun aber durch nichts hat stärken und erquicken können: so dauret die Arbeit etwa einige Tage, und er fällt wieder in seine Krankheit ein, und hat seine Schmerzen wieder, und seinen Kindern muß wieder Brod gereicht werden, wenn sie nicht verhungern sollen. Durch das Recidif wird er nun wohl tödtlich krank oder stirbt gar, und so hat der Staat seinen Kindern Jahre lang und wohl gar Reihen von Jahren hindurch Brod zu reichen. Das ist denn nun also eine treffliche Oekonomie gewesen! Und die hat denn nun dem Staat ein herrliches Denkmal seiner Menschen-

liebe

liebe gesezt! — Nein, man erhalte den Kindern die Eltern, man bemühe sich besonders die kranken Väter wieder herzustellen und zu stärken — — das ist gescheuter und redlicher zugleich gedacht. Nicht wahr, Rothe, ich habe recht? Und mich dünkt, Sie haben das alles in Müllers Hause eben so gefühlt, und legten vorhin auf seine Worte — unser einer kann sich nichts zu gute thun — nicht ganz unvorsäzlich den Accent?

Rothe. (bescheiden.) Ich gesteh' Ihnen, edelster Fürst, daß Sie mir jezt ganz aus der Seele gesprochen haben.

Adolf. Das hab' ich bemerkt. Und daß ich mir auch ganz aus der Seele sprach, werden Sie eben sowohl bemerkt haben. — Hier, in meiner Residenz, gibt es in der That mancherlei wohlthätige und menschenfreundliche Anstalten. Ich will mir damit keine Lobrede halten, wenn ich dis sage; weil ich etwa der bin, der sie erst eingerichtet hat. Schlecht genug zwar, daß meine Vorfahren nicht schon dafür sorgten, und daß Fürst Karl mehr auf seine Musikanten, und Fürst George mehr auf seine Grenadier hielt, als auf seine Bürger, und daß Fürst Hans weder an seine Musikanten, noch an seine Grenadier, noch an seine Bürger dachte; ich

habe gethan, was sie hätten thun sollen, und habe dis um so mehr thun müssen, weil sie es nicht gethan hatten; — kurz, ich habe nichts weiter gethan, als was meine Schuldigkeit war. Aber das seh' ich denn nun wohl, daß hier noch etwas wichtiges fehle. Ich habe Anstalten getroffen, daß keine Bettelei seyn dürfe; ich habe Anstalten getroffen, daß verlassene Waisen erzogen werden; ich habe Anstalten getroffen, daß arme Wittwen ihren Unrerhalt bekommen, ich habe dafür gesorgt, daß leidende Fremdlinge, die man hier findet, einen Zufluchtsort haben; ich habe gesorgt, daß unglükliche abgelebte Alte in Frieden sterben können; ich habe ein allgemeines Lazareth errichtet, wo verlassene Kranke Wartung und Pflege haben; aber — dafür hab' ich noch nicht gesorgt, daß arme kranke Handwerksleute und Taglöhner, die in ihren Häusern liegen und zwar Wartung genug, aber kein Quentchen Rhabarber und keinen Löffel Brühensuppe haben, Rhabarber und Brühensuppen erhalten können. Von nun an aber sollen sie beides haben können. Das heißt nicht — sie sollen ins Lazareth gebracht werden; denn das wäre unnöthig. Die Wartung und Pflege, welche da der Staat für sie bezahlen müßte, lei-

sten ihnen die Ihrigen unentgeldlich, und — gewiß besser. Sondern — es soll morgen bei Trommelschlag bekannt gemacht und an allen öffentlichen Orten angeschlagen werden, daß der, wer Rhabarber und Bouillon braucht, und nicht bezahlen kann, sich bei meinen Hofärzten und Geistlichen zu melden habe. Der Ort, wo das Rhabarber und was dem anhängig, zu haben seyn wird, soll meine Hofapotheke seyn. Bouillon soll meine Küche liefern. Könnte diese es in der Länge der Zeit nicht bestreiten, so sollen die zwölf Edelfrauen, welche im Stift St. Vincent wohnen, und ohnehin in der Welt Gottes nichts zu thun haben, die Suppen kochen. Daß meine Geistlichen es gern sehen werden, wenn sie Bouillon assigniren können, glaub' ich ohne weiteres. Besondere Gänge macht ihnen dis nicht, da sie ohnehin zu den Kranken kommen müssen, so bald sie gerufen werden. Meine Hofärzte aber, die zu mir selten gerufen werden, können für die tausend Thaler, welche sie bekommen, auch schon etwas thun. Betrug, denk ich, soll dabei nicht leicht vorfallen können; denn wenn meine Hofräthe und Geistliche, die in die Hütten der Elenden selbst kommen, sonst sehen wollen: so müssen sie bald sehen können,

wer Rhabarber und Bouillon bezahlen könne oder nicht. Und so soll es mich unendlich freuen, wenn der erste Holzhacker, der sonst vier Wochen gesiecht hätte, nach acht Tagen schon wieder mit Holzart und Sägebok auf der Schulter vor meinem Schlosse vorüber auf die Arbeit geht. Dis alles spreche ich nicht nur, lieber Rothe, sondern — es soll auch geschehen.

Rothe verbeugte sich stumm.

Adolf. (eifrig.) Sie sagen ja kein Wort darauf, Rothe? Sie denken doch wohl nicht, daß ichs wie Fürst George mache, der ein Hospital für seine Invaliden zu bauen befahl, und nach zehn Jahren, da noch an keinen Stein dazu gedacht war, erst wieder nachfragte, ob es gebaut wäre, als wobei es denn auch sein Bewenden hatte?

Rothe. O mein Fürst — ich schweige aus Ehrfurcht für Ihr Herz, das auch an den Leiden Ihrer geringsten Unterthanen so viel Antheil nimmt.

Adolf. Machen Sie mich nicht stolz, lieber Rothe. Das ist meine Schuldigkeit. Dazu leb' ich, dazu bin ich Fürst. Thun andere meines Standes nicht so, wie ich, so folgt daraus noch lange nicht, daß ich etwas vorzüg-

zügliches thue. Ich mögte einst gern so ruhig sterben, wie ein Vater stirbt, der seinen Kindern das gewesen ist, was er ihnen seyn sollte.

Tags darauf ward wirklich die neue Verordnung bekannt gemacht, und, was noch mehr ist, vom Tage der Bekanntmachung an ward sie auch pünktlich befolgt. Ja, sie ward nicht nur vier Wochen lang befolgt, sondern immer; denn Adolf war sehr dafür, daß das, was er einmal befohlen hatte, auch wirklich geschähe. Sein Wahlspruch war — wenig Befehle, aber alle recht weise und gut gegeben und unverbrüchlich befolgt. Wer in sein Land kam, der durfte nicht erst an die öffentlichen Oerter gehen, wo die Landesverordnungen angeschlagen wurden, oder Advokaten und Richter fragen, um zu erfahren, was verordnet sei; sondern er durfte nur auf das sehen, was im Lande wirklich geschah.

Theodor war schon klug genug, um den Werth der Belohnung seiner guten Handlung durch das vermehrte Wochengeld zu fühlen, und machte gleich auf der Stelle wieder den edelsten Gebrauch davon. Er führte nun aus, was er auf dem lezten Spatziergange sich vorgenommen

und Rothen nicht hatte sagen wollen. Rothe ertappte ihn zu verschiedenen malen, wie er mit Schmidt auf dem Saal allein stand und flüsterte. Sobald der Prinz ihn erblikte, brach er das Gespräch ab. Auch entdekte Rothe einige Verlegenheit an ihm, deren Ursache er zu errathen glaubte, weil er den jetzigen Kassenbestand des Prinzen wußte.

Rothe. (der Schmidt auf die Seite ruft.) Was hat der Prinz vor? Was zischt ihr beide immer so zusammen? Sag' er mirs.

Schmidt. (verlegen.) Herr Hofrath, ich darf es nicht sagen. Der Prinz hat mirs scharf verboten.

Rothe. Das hat nichts auf sich. Er darf vor mir kein Geheimniß haben, sobald etwas den Prinz angeht. Wenn ich ihm befehle, etwas vor dem Prinz geheim zu halten: so muß er dis freilich thun; aber nicht umgekehrt.

Schmidt. (sehr bewegt.) Aber Sie müssen sich auch nichts merken lassen . . .

Rothe. Versteht sich!

Schmidt. (noch bewegter.) Der gute, liebe Prinz! — Er will Müllern, seiner Frau und allen seinen acht Kindern jedem ein paar neue Hemden schenken, und meine Frau hat müssen den Ueberschlag machen, wie viel Leinwand dazu

gehöre. Da will nun die Kasse nicht zureichen. Es fehlt nicht nur am Macherlohn, sondern es mangelt auch noch ein Gulden zu Leinwand. Gemacht sagt er, woll' er sie doch wohl kriegen, aber der Gulden geht ihm im Kopfe herum.

Rothe. Gott, welch ein wakrer junger Mensch! — Schmidt, da hat er den fehlenden Gulden. Sag' er, daß er ihn so lange auslegen wolle, bis der Prinz ihn wiedergeben könne. Wie die Hemden aber umsonst gemacht werden sollen, darüber verlangt mich nach Auskunft. Der Prinz muß doch irgend einen Plan dazu im Kopf haben. Sollt' er etwa auf seine Frau Rükficht nehmen, so will ich das Macherlohn bezahlen.

Schmidt. Davon hat er nichts merken lassen.

Niemand war froher als Theodor, da ihm Schmidt den fehlenden Gulden als Vorschuß anbot. Ich will dir zwei dafür wieder geben, sprach er. Die Leinwand ward nun gekauft. Theodor verbot an Schmidt nochmals auf das eifrigste, Rothen irgend ein Wort von allem zu sagen, schlich sich zu seiner Mutter und ließ die Leinwand nachbringen.

Theodor. (zu Ulriken.) Liebe Mama, ich habe eine Bitte zu Ihnen; aber Sie müssen ja

dem Hofrath nichts davon sagen. Ich habe da für die armen Leute, wo wir lezthin gewesen sind, Leinwand zu Hemden gekauft. Ach die Leute sind doch gar zu arm! Vater, Mutter und acht Kinder — und hatten kein Brod — und die Hemden hingen im Hause ganz zerrissen und zerlappt. Zu Brod habe ich ihnen gegeben. Da wäre nun auch Leinwand zu Hemden; aber ich habe kein Geld mehr zu Macherlohn. So wollte ich Sie bitten, daß Sie doch die Hemden zuschnitten und sie von den Jungfern nähen liessen.

Ulrike. (über Theodors Gutmüthigkeit äusserst gerührt.) Lieber, guter Sohn — Herzens Theodor, wie hast du denn die armen Leute kennen gelernt?

Theodor Liebe, gute Mutter, der Hofrath hat mich zu ihnen geführt. Woher der sie kenne, weiß ich nicht. Ach und wie ich da so froh war, daß ich nun Wochengeld bekomme, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Und nun hat mir der Vater noch zugelegt. Sonst hätt' ich die Leinwand noch nicht kaufen können.

Hier fing Theodor an, eine Beschreibung von dem Elende zu machen, worin er diese unglükliche Familie gefunden hatte, und mahlte den

ganz

ganzen Vorgang so lebhaft und natürlich ab, daß Ulrike fast dabei zu seyn glaubte.

Ulrike. (bis zu Thränen gerührt.) Mein lieber Sohn, fahre fort, so zu denken und zu handeln; so wirst du die Freude meines Lebens und der Trost meines Alters werden. Sei nur zufrieden. Ich will die Hemden zuschneiden und die Jungfern sollen sie nähen.

Jubelnd schlüpfte nun Theodor aus den Armen seiner Mutter. Schmidt ward gerufen, um die Grösse aller der acht Kinder ungefähr anzugeben. Ulrike schnitt die Leinwand zu; und als sie ihr Verlangen äusserte, daß ihre Jungfern die Hemden nähen mögten, wurden auch all' ihre Hofdamen empfindsam und erboten sich zu helfen. Sämmtliche Hoffrauenzimmer, von der ersten Hofdame an bis zum lezten Gaderobemädchen sassen nun und nähten nach Herzenslust. Rothe, als er den durchgesezten Plan des Prinzen erfuhr, die Hemden umsonst genäht zu bekommen, lachte überlaut. Ulrikens herablassende Thätigkeit zwang ihm Ehrfurcht für sie ab; wenn er sich aber alle die Hoffrauenzimmer einmal auf ein paar Tage mit der Nähnadel beschäftigt dachte: so hätte er Theodorn eben so lange dafür auf dem Arm tragen mögen. So, wie ein Hemde nach dem

andern fertig war, kam Theodor herbeigeschlichen, steckte es sich unter den Rok und trug es in seinen Schrank, bis er alle zwanzig bei einander hatte. Eben, als er das lezte über die Seite brachte, öfnete jemand die Thür.

Rothe. (der voran hereinkommt.) Da haben Sie ihn, wie ich Ihnen vorher gesagt habe.

Eine Stimme hinter Rothen. (noch mitten in der Thür.) I ganz gehorsamer Diener, ganz gehorsamer Diener, Monsieur Prinz, wollt' ich sagen — Ihro —

Rothe. (sich schnell umwendend und leise.) Denk' er doch an das, was ich ihm draussen gesagt habe. Er spricht blos — Prinz — und damit ists gut.

Theodor. (der erst nicht weiß, wer ihn anredet, und hernach, als er die redende Figur erblikt, blutroth wird.) Ach nein — das ist nichts. Nein, — nun ists nichts. Nun hat er mich doch erkannt. Nun ist die beste Freude verdorben.

Taglöhner Müller. O ich erfuhr es an demselben Tag noch, wer Sie gewesen wären. Ein Nachbar kam nach dem andern und sagte mirs. Vorher hatte mich keiner wohnen gewußt, aber nun kamen sie alle. Ich wäre auch gleich zu Ihnen gekommen; aber die Beine woll-

ten noch nicht recht wieder fort. Morgen will ich in die Kirche gehen; und übermorgen wieder an die Arbeit. Und so dacht' ich müßte mein erster Gang heute noch zu dem lieben Prinz seyn, der so viel an uns gethan hat. Ich hätte bald alle meine acht Kinder auch mitgebracht; aber meine Frau war mir zuwider und sagte, das schicke sich nicht, und ich sollte nur erst zusehen, daß ich allein aufs Schloß käme; unten stände eine Schildwache, und die liesse so einen armen Schlucker, wie ich wäre, nicht durch, und was sie so weiter schnakte. Aber ich zog getrost meinen braunen Pfingstrok an und ging herauf. Wohin — he wohin — rief die Schildwache mir zu. Da bebten mir alle meine Knochen und ich dachte schon, meine Frau hätte recht. Indem kam Herr Schmidt und — so kam ich mit herauf.

Theodor. (ernsthaft.) O darum nicht! Das hätt' ich sehen wollen, daß ihn die Schildwache nicht herauflassen wollen! Er denkt wohl, weil er ein armer Mann ist? O er ist mir so lieb, wie ein andrer Mensch. Aber das ist mir nicht lieb, daß er nun weiß, wer wir gewesen sind.

Müller. J du liebe Zeit! Die Freude können Sie einem armen Manne wohl gönnen,

daß er nun weiß, wer ihm gutes gethan habe, und daß er also nun kommen und sich recht herzlich bedanken könne?

Theodor. Er soll sich aber nicht bedanken —

Müller. I nun, so will ichs auch nicht weiter thun. Seyn Sie doch nur nicht böse! So oft wir aber von dem Brode essen, das Sie uns gekauft haben, sprechen wir auch von Ihnen, und ich wünsche, daß Ihnen jede ihrer Mahlzeiten, die Sie noch in hundert Jahren halten, so gut schmecken möge, wie uns das Brod schmekt. Ich habe auch alle Tage eine schöne Suppe essen können, und, wenn noch ein paar Löffel davon übrig waren, goß meine Frau wieder Wasser zu, und schnitt Brod hinein, und dann assen all' unsre Kinder noch davon, und es schmekte noch eben so gut, wie es mir geschmekt hatte. Ach das ist wohl eine rechte Freude, wenn man so viel Kinder hat, und sie können sich alle satt essen, und wenn dann, so wie sie satt sind, eins nach dem andern einschläft, und dann wieder eins nach dem andern aufwacht und sie alle so munter sind, wie die Aale, und herumspringen, wie die kleinen Ziegen . . .

Hier

Hier kam Müller so in das Schwatzen hinein, daß der Prinz darüber allen seinen Unmuth vergaß. Rothe mußte Müllern ein Zeichen geben, daß er nun wieder nach Hause gehen könnte; worauf der Prinz ihm nachrief — ich besuche ihn bald einmal wieder. . . .

Müller. (im Weggehen.) Morgen ist Sonntag. Da bin ich zu Hause. In der Woche gehts an Schwitzen auf der Arbeit.

Rothe. (als Müller weg war) Das konnte ich mir doch wohl denken, daß wir Müllern nächster Tage bei uns haben würden. Wir müssen ihm das nicht übel nehmen, lieber Prinz. Das ist ein Zeichen seines guten Herzens. Wie ich ihn sah, da überzeugt' ich mich aufs neue davon, daß die Dankbarkeit zu den natürlichen Trieben des menschlichen Herzens gehöre, die sich nicht zurük halten lassen, und daß man diese natürlichguten Triebe bei den Leuten in den untersten Ständen zuerst antreffe. Wenn ich ihn hätte zurükweisen wollen, so würde er gedacht haben, daß wir ihn verachteten. Dadurch würden wir ihn unglüklicher gemacht haben, als wir ihn durch unsre Wohlthat leztthin glüklich machten. Er scheint überhaupt ein recht treuherziger, braver Mensch zu seyn, der es wohl verdient, daß man ihn unterstütze.

Haben Sie wohl gesehen, wie er heute wirklich heiter und lustig war? Das macht — er hat auf einige Wochen Brod im Hause und — ist wieder gesund. Wenn so ein armer Mann dis beides hat: so fühlt er sich glüklicher, als die reichsten und vornehmsten Leute es seyn können. Müller ist recht das lebendige Bild froher Genügsamkeit. Wir brauchen dis nicht mahlen zu lassen, wenn wir es sehen wollen; wir dürfen nur Müllern ansehn.

Der Prinz schien nun über die geschehene Entdeckung wieder beruhigt. Rothe hatte bemerkt, daß selbiger die Augen niedergeschlagen, als er zu ihm gesagt, daß Müller es verdiene, daß man ihn unterstütze; vermuthlich, um sich der Hemden wegen nicht zu verrathen, weil Rothe ihm oft zu sagen pflegte, daß er den Leuten alles aus den Augen lesen könnte, was sie vorhätten. Tags darauf schlug der Prinz einen abermaligen Besuch bei der Müllerschen Familie vor. Rothe willigte darin und that, als wisse er von allem nicht. Müller sas vor der Thür, als seine Gäste ankamen, kam ihnen entgegen und führte sie mit den Worten in seine Hütte — nun seh' ich doch, daß Sie nicht böse auf mich sind, daß ich gestern auf dem Schloß gewesen bin. Die Kinder thaten anfangs

fangs scheu gegen den Prinz; als Rothe ihnen aber zugeredet hatte, waren sie bald alle wieder um ihn her, und ein allgemeines Frohlocken erfüllte die ganze Stube. Alsbald trat Schmidt in seinem grossen Regenmantel herein.

Rothe. (sich verstellend.) Was will Er, Schmidt?

Schmidt. (mit affektirter Einfalt.) I da bring' ich was. (wirft den Mantel ab und sezt einen Hebekorb voll Hemden auf den Tisch.)

Rothe. (Theodorn bedeutend ansehend.) Von wem ist das?

Theodor. (händeklatschend.) Ha ha ha ha! (an Rothen hinspringend.) Lieber Hofrath, Sie werden doch darüber nicht böse werden? (an den Tisch zurükspringend) Seht hier lieben armen Leute! Eure Hemden hingen lezt im Hause und waren so zerrissen. Und mein Vater hat mir mein Wochengeld verdoppelt. Da dacht' ich gleich, daß ich jedem von euch Leinwand zu einem paar Hemden kaufen wollte. Und meine Mama hat die Leinwand zugeschnitten, und alle Fräuleins und Jungfern haben nähen geholfen. Das hättet ihr einmal sehen sollen; ach, das ließ doch gar zu hübsch!

Nun fing der Prinz an auszupacken und theilte die Hemden selbst Reiheherum aus.

Auch

Auch jedes Kind empfing aus seinen Händen die ihm gehörigen. Müller und seine Frau erstaunten und frohlockten. Noch mehr aber erstaunte der Prinz, als er unter dem lezten Hemde im Hebekorb eine goldene Uhr fand, an der ein Zettel mit den Worten hing — — Diese Uhr sollst du nicht zum Lohn, sondern zum Andenken der ersten wohlthätigen Handlungen deines Lebens von deiner Mutter haben; Lohnen für ausgeübtes Gutes kann keine goldene Uhr, wohl aber das freudige Bewußtseyn, sie ausgeübt zu haben.

Rothe ward wirklich durch diesen leztern Vorgang selbst überrascht. Inzwischen sammlete er sich doch schnell und gab genau auf das Betragen des Prinzen dabei Acht. Theodor grif eher nach dem Zettel, als nach der Uhr; und als er jenen gelesen hatte, quoll ihm aus jedem Aug' eine Thräne hervor, die Rothen mit Entzücken abküßte. Er besah' zwar die Uhr, stekte sie aber ohne sie aufzumachen ein. Nun umringten ihn Müllers Kinder wieder; jedes seine Hemden auf dem Arm. Alle griffen sie ihm nach den Händen; so daß seine Hände immer aus einer Hand in die andre gingen, bald vor ihn, bald hinter ihn gezogen wurden.

Müller.

Müller. (der ganz treuherzig herzutritt und ihm auch die Hand reicht.) Wenn ich und meine Frau uns nicht bedanken dürfen, so dürfens die armen lieben Kinder doch wohl . . .

Hatten die Kinder ihr naifes Dankwesen noch nicht genug getrieben, so trieben sie es nun erst recht. Wie, wenn Kinder in vornehmen Häusern die schönsten Staatskleider empfangen haben, so freuten und segneten sich diese hier. Theodor küßte sie der Reihe nach; wobei die Mutter immer einmal über das andre ausrief — ach, was für ein lieber junger gnädiger Herr! was für ein lieber junger gnädiger Herr! Rothe untersagte ihr dis durch Winken und Kopfschütteln; der Prinz war aber zu beschäftigt mit den Kindern, als daß er auf die Mutter gehört hätte. Unter den seligsten Freudengenüssen eines wohlthätigen Herzens trennte er sich von dieser armen Familie, und versprach, nie ihrer zu vergessen.

Das wär ein Fest wieder — sagte er vor der Thür zu Rothen. Solche arme Kinder können sich so freuen, wenn sie ein Paar neue Hemden kriegen, und ich habe so viel neue Hemden und habe mich noch niemals darüber gefreut. Wenn ich nun alles andre auch so bedenke, was ich habe: so mag ich wohl schon recht viel glüklicher seyn, als viel tausend andre Kinder.

Rothe. Gewiß, Prinz. Und dis blos darum, weil Sie einen Vater haben, der Ihnen alles das schaffen kann, was Sie haben: denn Sie selbst haben noch nichts erworben.

Theodor. (naif und edel.) Noch nicht ein Hemde, geschweige zwei. Ich wüßte ja nicht, wodurch.

Rothe. (recht stark dazu dem Prinz in die Augen blickend.) Und wenn Sie statt auf dem Schlosse in Müllers Hause da gebohren wären: so hätten Sie heute ein Paar von den neuen Hemden geschenkt bekommen, und wenn eins von Müllers Kindern statt in jener Hütte auf dem Schloß gebohren wäre; so hätte dis Kind Ihnen heute die Hemden geschenkt.

Theodor. (sehr brav.) Ach ja wohl, lieber Hofrath. Das will ich auch, so lange ich lebe, bedenken. Und wenn ich nur erst gros bin und recht viel habe: so will ich den Leuten so viel gutes thun, daß sie mir's alle gönnen sollen, daß ich auf dem Schlosse gebohren bin.

Rothe bezeugte nun Theodorn seinen ganzen Beifall über die heutige ausgeübte schöne Handlung. Zu Hause erst besah der Prinz die goldene Uhr recht und freute sich recht darüber.

Rothe. (als der Prinz seine Freude über die Uhr so ganz bezeugt.) Es ist dis allerdings an sich ein Stük von grossem Werth, lieber Prinz; aber für Sie ist es noch ein sehr entbehrliches Ding. Haben wir nicht die grosse Schloßuhr hier gerade über dem Kopf? Schlagen nicht dort auf den Kirchthürmen noch viel andre grosse Stadtuhren? Hören Sie nicht jede Viertelstunde Ihnen zehnmal durch diese verkündigt werden? Eigentlich sind Taschenuhren nur dem nothwendig, der keine öffentliche Uhr schlagen hört, und doch immer wissen muß, wie er in der Zeit lebe; oder dem, der so viel bestimmte Geschäfte hat, die alle nach einander pünktlich abgewartet werden müssen, daß er stets auf die Minute wissen können muß, wie hoch es an der Zeit sei. In keinem dieser beiden Fälle aber sind Sie, Prinz; und die wenigsten von denen, welche Taschenuhren tragen, sind in selbigen. Es ist eine von den ärgsten Verschwendungen unsers Zeitalters, daß jezt fast jedermann seine Uhr trägt. Sogar die Kinder in vornehmen Häusern müssen schon ihre Uhr führen. Wenn man nun dem kleinen Knaben die Uhrkette aus der Tasche hangen sieht, so ists, als spräche er — ich habe so mancherlei und so äusserstwichtige Geschäfte, die alle von mir auf die Minute be-

trieben werden müssen. Klingt das nicht possirlich, da jedermann weiß, daß der Knabe noch gar keine solche Geschäfte habe? Es mag eine ungeheure Geldsumme ausmachen, wenn man nur alle die unnöthigen Uhren in Berechnung bringen wollte, welche hier in der Residenz getragen werden. Wenn all dis Geld in der Stadt lieber im Umlauf wäre, wie weit glüklicher würde die Bürgerschaft seyn! Jede Uhr, die getragen wird, ist ein todtes Kapital, oder ein Kapital, das keine Interessen gibt. Ja — noch mehr, sie ist sogar als ein Kapital zu betrachten, das man andern schuldig ist. Ehe man es vermuthet, ist etwas an ihr zu bessern, und die Kosten dafür muß man als die Interessen ansehen, die man jährlich davon abzutragen hat. Wenn man denn aber ja eine Uhr tragen will: so sind die goldenen Gehäuse um selbige ein noch weit leererer Aufwand. Nicht das Gold, worinn die Uhr ligt, nicht der Brillantenschmuk, womit sie besezt ist, geht und zeigt die Zeit an, sondern das Werk, das innwendig ist und in allen Taschenuhren von Stahl ist, macht die eigentliche Uhr aus. Dis erhält sich aber in Gehäusen von jedem andern Metall eben so gut, und man könnte also doch eine Uhr haben, und den Werth des Goldes und der Diamanten zu edlern Zwecken anwenden.

Theodor gerieth über die Demonstration in grosse Verlegenheit. Rothe konnt' es ihm ansehen, wie der Werth der goldenen Uhr in seinen Augen jezt plözlich sank, und es würde ihn nur wenig Worte gekostet haben, so hätte der Prinz die ganze Uhr verkauft und Suppen und Hemden dafür an arme Leute ausgetheilt.

Rothe. Ich sage Ihnen dis aber nicht, mein Prinz, um ihnen die Uhr zu verleiden. Ich will Ihnen dadurch nur den richtigern Gesichtspunkt öfnen, aus dem Sie sie jederzeit betrachten sollen. Sie sollen sich über die Uhr nicht blos als Uhr, und noch weniger als goldene Uhr freuen; sondern Sie sollen sich über sie freuen als über einen Beweis des ausserordentlichsten Wohlgefallens, welches Ihre vortrefliche Mutter an einer guten Handlung gehabt hat, die Sie schon als ein noch so junger Mensch verrichtet haben . . . Ihre Mutter hätte Ihnen hundert andre Geschenke machen können, die Ihnen ebendeswegen und ebenso hätten lieb seyn müssen, wenn sie auch den Werth nicht gehabt hätten. Von dieser Seite sollen Sie die Uhr immer betrachten. Und darum erst legen Sie einen recht grossen Werth auf selbige, und geben Sie sie nie weg, vertauschen sie auch nie gegen eine noch zehnmal schö-

nere, sondern tragen Sie sie bei sich, so lange Sie leben. Ketten Sie den Gedanken Ihrer in früher Jugend schon ausgeübten Menschenliebe recht fest an den Anblik derselben; damit Sie, wenn Sie einst erwachsen sind, so oft Sie sie in die Hände nehmen, sich durch sie angetrieben fühlen, noch edelmüthiger zu seyn, als Sie schon in Ihren ersten Jünglingsjahren waren. Wär' es möglich, daß Sie sich alsdann einer Lieblosigkeit oder gar einer Härte gegen Menschen schuldig machen konnten: so müsse Sie das erste darauf folgende Wiederaufziehen dieser Uhr auch zur Sanftmuth und Milde zurükbringen.

Theodor. (wieder vergnügt.) Bester Hofrath, nun soll mir die Uhr erst recht lieb und werth seyn.

Rothe. Denken Sie, daß es Ihre Mutter mit Ihnen gemacht habe, wie es die Mütter alle mit ihren Kindern zu machen pflegen, wenn diese ihnen das erste Stük Arbeit, zu der sie erzogen werden sollen, bringen. Ihre ganze Arbeit wird einst in der Welt nichts, als weise Menschenliebe seyn. So hat Ihre Mutter Sie also auch für Ihr erstes Stük dieser Art von Arbeit beschenkt. In Zukunft werden Sie

zwar keine goldene Uhren mehr für Ausübungen der Menschenliebe bekommen; aber mehr als Gold und Brillanten — innigste Zufriedenheit mit sich selbst — wird Ihnen Ihr eigenes Herz dafür reichen. Das Bewußtseyn, schön gehandelt zu haben, ist die schönste goldene Uhr — ist das Ordensband, das um den Menschen selbst hängt, und der Stern, der an dem Menschen selbst blizt; die übrigen Ordensbänder hängen nur um die Kleider, und die übrigen Sterne sind nur in den Rok gestikt.

Theodor. (eilfertig.) Ich will nun hingehen und mich bei der Mama für die Uhr bedanken. Ich will sie aber auch bitten, mir, wenn ich nun einmal wieder eine gute Handlung ausübte, nichts wieder dafür zu schenken.

Adolf hatte einen der vergnügtesten Abende seines Lebens, als er die ganze Hemdengeschichte erfuhr. „Für den Einfall, sprach er unter andern lächelnd, die Hemden von meiner Gemahlin zuschneiden und von den Jungfern nähen zu lassen, hätte Theodor allein schon eine goldene Uhr verdient. Ich denke, daß er ihnen wohl öfter etwas zu schneiden und zu nähen bringen soll. Es freut mich um so viel mehr, weil er

dadurch bewiesen hat, daß er von der hochgerühmten Etikette noch nichts wisse. Und dabei erhalten Sie ihn."

Der Prinz bekam nun von Zeit zu Zeit immer mehr Geld unter die Hände. Es wurden ihm manche kleine Revenüen angewiesen. Auch benuzte Ulrike jeden Freudentag ihres Hauses, um ihm an selbigem nicht unbeträchtliche Summen zu menschenfreundlichen Handlungen zu überreichen. Theodor hatte bald eine ganze Liste von armen Familien, denen er im Stillen Gutes that. Das Geld, welches er empfieng, war von seinem Herzen mehrentheils schon lange vorher assignirt. Vor allen aber war und blieb die Müllerische Familie diejenige, welcher er am meisten Gutes that. Brodmangel entstand in selbiger nie wieder, und ihre Söhne nahm er alle in Beschlag, um einen nach dem andern eine Profession lernen zu lassen, welche sie wollten.

Geist und Herz des Prinzen hielten bei dem Ausbildungsgeschäft, das Rothe so ganz einfach und kunstlos an ihm betrieb, gleichsam einen Schritt. An sich schon natürlich gut, ward er in derselben Masse noch besser, in welcher er von

Zeit

Zeit zu Zeit klüger ward. Jede neuerlangte Kenntnis, wenn sie nur den geringsten Bezug auf menschliches Thun und Lassen hatte, offen, barte und spiegelte sich auch alsbald in seinen Handlungen. Wer da wissen wollte, was der Prinz an jedem Tage Neues gelernt und begriffen habe: der durfte nur genau auf ihn merken, wie er sich Tags darauf betrug. So gieugen alle seine Kenntnisse auf der Stelle in Kraft und Leben an ihm über. Naturkunde, Geographie und Historie wurden jezt die Gegenstände, womit ihn Rothe hauptsächlich unterhielt. Der Prinz fand an selbigen überaus viel Vergnügen, und that darinn, ohne daß es ihm sauer ward, herrliche Fortschritte. Rothe machte es damit jederzeit ebenso, wie mit dem Lesenlehren. Unterwegs, wenn sie spatzieren giengen, erzählte er ihm bald etwas aus der einen, bald etwas aus der andern dieser Wissenschaften, und beobachtete dabei blos die Regel, daß er vom Leichten zum Schweren, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Nahen zum Entfernten fortgieng. Uebrigens band er sich bei dem Vortrage der Sachen nicht ängstlich an systematische Ordnung, daß er sie etwa gerade so in der Reihe an ihn brächte, wie sie in den Anleitungsbüchern, die er zum Grunde legte, auf einander folgten; son-

dern, wie sich die Gelegenheit darbot, reichte er sie ihm, hatte aber immer eine vollkommene Uebersicht alles dessen sowohl, was der Prinz nun schon wußte, als auch dessen, was er noch zu erlernen hatte. Diese erzählende Art, alles beizubringen, war für den Prinz ausnehmend unterhaltend, ermüdete ihn nie, und sezte seinen Lehrer in den Stand, sich nicht nur sehr deutlich gegen ihn zu machen, sondern auch seinen Vortrag durch und durch mit gesundem Raisonnement, feinen Reflexionen und herrlichen moralischen Folgerungen zu durchweben. Kamen sie dann nach Hause, so ließ ihn Rothe das noch einmal im Buche lesen, was er ihm mündlich mitgetheilt hatte; daß es sich ihm nun, da er ohnehin ein herrliches Gedächtnis hatte, um so unauslöschlicher eindrükte. Hatten sie unterwegs von irgend einem Thier, oder einer Pflanze geredet: so zeigte sie ihm Rothe zu Hause hernach im Kupfer. War die Rede von einer Stadt, von einem Fluß, von einer Insel gewesen: so mußte sie Theodor nun auf der Landkarte suchen. Unterwegs hatte Rothe dem Prinz erzählt; zu Hause mußte der Prinz Rothen wieder erzählen; und wo er ja stokte, da wußte ihm Rothe bald durch Angabe irgend eines Umstandes wieder einzuhelfen. So bildete sich der Prinz zu ei-

nem Jüngling, der durch seine schönen Kenntnisse schon die Freude aller derer erregte, welche mit ihm sprachen. Französisch reden hatte er schon in seiner Kindheit bei Ulriken nebenzu gelernt. Rothe vervollkommnete ihn nun in dieser Sprache, und führte ihn auch zum Englischen und Italiänischen an. Nie lehrte er ihn aber blosse trockene Sprachkenntnisse, sondern er verband jederzeit damit Sachkenntnisse; so daß der Prinz jene gleichsam nur beiläufig bei diesen empfieng. Bald hatte er ein Deutsches, bald ein Französisches Lesebuch u. s. w. bei der Hand. Rothe ließ ihn die Sprachregeln weder vorher auswendig lernen, noch ließ er ihn ganz ohne Kenntniß derselben; sondern er zeigte ihm eine nach der andern bei der Lektüre selbst, damit sie sich gleich im Beispiel desto lebhafter ihm eindrücken mögten. Diese ganze Art, den Prinz zu unterrichten, besonders die Methode, durch Erzählung ihm die nüzlichsten Kenntnisse beizubringen, war gewiß die allernatürlichste, bequemste und vollkommenste; aber sie erforderte auch einen Lehrer, der die Kenntnisse alle selbst im Kopf hat, und sie nicht allemal erst aus Büchern schöpfen muß. Sie würde bei Erziehung aller jungen Leute von Stande die brauchbarste seyn; auch würde sie längst schon die allgemein-

mein = angewendete seyn, wenn jeder Hofmeister und Erzieher so viel gelernt hätte, wie Rothe, und wenn nicht jeder Ignorant, der weiter kein Fortkommen weiß, gleichsam wie aus Verzweiflung sich zum Erzieher aufzuwerfen pflegte . . .

An dem Tage, an welchem der Prinz zwölf Jahre alt ward, hielt Adolf eine mehr als sechsstundenlange Unterredung mit Rothen. Es war befohlen, daß während derselben niemand zum Fürsten eingelassen werden sollte, und wenns auch der alte Zensdorf oder gar Prinzessin Anne wäre. Theodor feierte unterdessen seinen Geburtstag bei Ulriken. Alle, die davon hörten, daß der Fürst heute wider alle Gewohnheit so ganz unzugänglich sei, ahndeten, daß etwas sehr wichtiges obwalten müsse.

„Ich bemerke, sprach Adolf an diesem Tage auch zu Rothen, an Theodorn nun viel Verstandesrege, und daß seine Empfindungen und Aeusserungen über wahrhaftigwürdige Gegenstände auch der innern Würde derselben angemessen sind. Nun soll geschehen, was der alte Zensdorf schon so lange gewünscht hat. Wir wollen Theodorn in die Arme der Religion führen. Ich rede hier blos nach dem allgemei-

nen Sprachgebrauch; im Grunde haben wir ihn schon seit seinem sechsten Jahre in der Religion unterrichtet. Er hat nehmlich seine Pflichten als Mensch kennen gelernt, und soll nun blos noch die stärksten Motifen erhalten, sie auszuüben. Sie sollen es auch seyn, der ihn diese Religion lehrt. Ich kenne Ihre Grundsätze darüber, die die meinigen sind, und will Ihnen noch ausführlich sagen, wie ich verlange, daß Sie den Religionsunterricht einrichten sollen. Systeme, Kompendien, Glaubensbekenntnisse — allerseits über die Seite! Alles, was blos philosophischer und theologischer Wust und Schlendrian ist — weg damit! Theodor soll einer der aufgeklärtesten und helldenkendsten Köpfe seines Vaterlandes und seines Jahrhunderts werden. Er soll nichts glauben, als was wahr ist; und wenn er solchergestalt auch nur den zweiunddreissigsten Theil von dem glaubt, was gemeinhin geglaubt wird: so ist ein Loth reiner Wahrheit mehr werth, als ein Pfund Vorurtheile, Irrthümer und Hypothesen. Was er denn aber glaubt, soll er recht glauben; so wird er daran, um gut und froh zu seyn, auf Lebenszeit genug haben. Da Sie sich jedoch vielleicht bei Uebernehmung dieses Geschäfts vor den Pfaffen unter meinen Geistlichen fürch-

ten

ten mögten: so leist' ich Ihnen die Gewähr, daß nicht nur das ganze vereinigte Heer derselben Ihnen kein Haar krümmen, sondern daß auch Theodor nie in die Hände eines Geistlichen kommen soll. Ich sehe nicht ein, warum es gerade ein Geistlicher seyn müßte, der ihn gesunden Menschenverstand lehren soll."

„Ich bin ein warmer Verehrer der Religion, und so soll dis auch Theodor werden. Ein Fürst ohne Religion — ich mag nicht sagen, was ich dabei denke. Meine orthodoxesten und zetterschreiendsten Pfaffen können nicht so viel schlimmes darüber denken, als ich. Aber ich verstehe unter Religion die simple, heilige Naturreligion, die die erste auf dem Erdboden war und auch die lezte bleiben wird, und der alle Weisen der Welt in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsstrichen zugethan waren. Diese ist die einzige Religion. Bey allen andern Religionen ligt sie zum Grunde und ist blos in der einen mit menschlichen Zusätzen mehr vermischt und durch äusserliche Gebräuche und Ceremonien mehr verhüllt und unkenntlich gemacht, als in der andern. Je deutlicher sie aus irgend einem Religionssystem hervorschimmert, desto mehr Beifall fand auch

dis

dis zu allen Zeiten; weil die Lehren der Naturreligion jedem gesunden Menschenverstande sich sofort aufdringen. Ohne Zweifel muß man auch hierinn die Ursache von der schnellen Ausbreitung des Christenthums suchen. Man muß nehmlich dem Christenthum den Vorzug zugestehn, daß die Naturreligion durch dasselbe weit stärker hervorleuchte, als durch irgend ein andres jemals herrschendgewesenes Religionssystem. Verstehen Sie mich aber wohl; ich rede hier blos von dem ursprünglichen Christenthum; denn wenn das Christenthum, wie es jezt gemeiniglich den grossen Haufen gelehrt wird, erst ausgebreitet werden sollte: so dürfte es schwerlich sein Glük auf dem Erdboden machen. So enthält es offenbar Sätze, gegen die sich der menschliche Verstand sträubt. Solche hat aber auch der weise und liebenswürdige Jesus nie selbst vorgetragen. Dieser suchte die simplen Lehren der Naturreligion — die Lehren Abrahams, Noahs und Henochs — aus dem Wust und Schutt der Religion seiner Väter wieder heraus, und trug sie begreiflich und einleuchtend in der wahren Volkssprache vor; wie konnt' es daher anders kommen, als daß ihm der gesunde Menschenverstand allenthalben die Hand reichte? Ich glaube kaum, daß irgend

gendjemals und irgendwo ein wahrer Weiser auf dem Erdboden gewesen sei, der die eigentlichen Lehrsätze Jesu nicht annahm, glaubte und ausübte, und in ihnen einzig und allein das Wesen aller Religion fand. Gewis war er selbst hievon lebendig überzeugt und wollte dis auch damit sagen, wenn er sprach, daß viel kommen würden vom Morgen und vom Abend, von Mittag und von Mitternacht u. s. w. Kurz, die Weisen hatten alle nur eine Religion — Diese war die Religion Abrahams und die Religion Noahs, und ist das ursprüngliche Christenthum — und schöpften sie alle aus einem Buch, aus der grossen, grossen Bibel, die allenthalben, sie mogten wohnen, wo sie wollten, und mogten hinsehen, wohin sie wollten, vor ihren Augen weitaufgeschlagen da lag. Ich glaube das Christenthum nicht höher ehren zu können, als wenn ich die wahre Naturreligion in ihm erblicke und sage, daß es dazu bestimmt gewesen sei, den Glauben der einzelnen Weisen unter allen Völkern zu einem herrschenden Religionssystem für alle Völker zu machen."

„Weder mein Volk noch meine Priester kennen meinen eigentlichen Glauben. Sie sehen mich in ihren Tempeln und sehen mich ihre heiligen

ligen öffentlichen Ceremonien beobachten. Ich halte aus Gewissenstrieb alles das in Ehren, was dem grossen Haufen noch Stütze seiner Rechtschaffenheit ist, und weiß mehr denn zu gut, daß sich die Aufklärung des Volks nicht übereilen lasse. Ich habe inzwischen dennoch für diese während meiner Regierung viel geleistet, und mehr, als ich selbst zu leisten hofte. Ich fand ein Land, das durch und durch von einem Geist scheinheiliger Frömmelei durchwehr war. Der alte Zensdorf ist nur halb das Bild von dem, was alle Männer damals waren, und — die Weiber waren so ziemlich lauter Prinzessinnen Annen. Einige Geistliche hatten, wie gewöhnlich, den Tod dazu angegeben. Bald geschah es, daß niemand weiter ein priesterliches Amt bekam, als wer ein Kopfhänger war. Wer es da gewagt hätte, eine blos moralische Predigt zu halten, wäre abgesezt worden. Alle Kanzeln ertönten von nichts als von dem natürlichen Verderben des Menschen, von dem Unwerth menschlicher Tugend, von Entsagung alles eignen Verdienstes, von blosser Ergreifung des Verdienstes Christi, von den wunderbaren Bekehrungen des Sünders durch den heiligen Geist u. s. w. Gesunde Vernunft und edle Selbstthätigkeit wurden immer seltener, je

länger das Unwesen so fortdauerte. Mein Vater — Gott verzeih' es ihm! — der vorher darüber immer gespottet hatte, trat ganz zulezt selbst dazu. Die Nachwelt aber wird den Gang, welchen seine Seele dabei genommen, einst gewis laut gerade so beschreiben, wie ich mir ihn jezt im stillen schon sehr richtig denke. Dieses andächtelnde Unwesen nun hat sich jezt grösstentheils hier verlohren; und so muß es meinem Theodor einst gelingen, in der Aufklärung der Nation noch weit stärkere Fortschritte zu thun. Ich hatte die grösste Schwierigkeit dabei zu überwinden; denn man hat bei der Aufklärung keinen ärgern Widersacher, als — die Frömmelei. Das ganze Wesen hat so eine heilige Mine, und die, welche es unterstützen, vermummen sich so unter dem Roklor der Ehre Gottes, daß man gleich Gefahr läuft, für einen Religionsspötter und Gottesverächter ausgeschrieen zu werden, sobald man nur anfängt, es aufzuräumen."

„Bei jeder Gelegenheit suchen Sie daher Theodorn Frömmelei und Pietisterei recht in ihrer verächtlichen Blösse darzustellen. Ich hoffe zwar, daß der Religionsunterricht, welchen er empfangen soll, ihn allein schon vor selbiger werde verwahren können müssen: aber es ist Ih-

nen wie mir bekannt, daß dieser fanatische Geist mitten in unserm aufgeklärtseynsollenden Jahrhundert hier und da wieder sein Haupt empor hebe. Es wäre von der ganzen Menschheit zu bejammern, wenn es ihm gelingen sollte, das Licht wieder auszulöschen, welches wahre Philosophie, Studium des Menschen, Exegese des neuen Testaments und — Preßfreiheit, verbunden mit unermüdetem Eifer nach Wahrheit und mit Duldergeist, der endlich über alle Verketzerungen siegte, seit dreissig Jahren angezündet haben und das eben jezt erst im schönsten Ausbruch ist. Wer die Geschichte studirt hat, ist für nichts Bürge. Was die Weisen ein Jahrhundert hindurch erbauten, hat der Fanatismus oft in einem Jahre wieder zerstört. Ausser der Pest kenn' ich nichts, das so ansteckend wäre, als er. Mir ist dis auch äusserst erklärbar. Was das Volk betrift, so ist bekannt, daß solches einen ausserordentlichen Hang zur Sinnlichkeit habe. Diesem ist der Fanatismus aber weit willkommner, als die reine Vernunft, die ihm nichts vorschwärmt und die Fantasie nicht mit Bildern amüsirt. Auch überhebt das frömmelnde Wesen der Mühe zu denken; und jeder weiß, wie viel Ungemächlichkeit der grösse Haufe dabei finde, wenn er

denken soll. Es bedarf warlich nur einiger beredten Schwärmer, so ist das Volk bald hingerissen. Und was die Höfe anlangt — wissen Sie nicht, Freund, daß der Hof binnen acht Tagen wird, was der Fürst ist? Gelingt es dem Schwärmer nur, diesen für sich eingenommen zu machen, der Höflinge wegen darf er gar nicht bange seyn. Was sollen alsdann die wenigen Weisen und Denker thun? Im Flus sind sie nun einmal. So schwimmen sie zwar eine Zeitlang gegen den Strom, sehen aber bald ein, daß sie dadurch den Strom nicht aufhalten mögen, und suchen irgendwo eine kleine Bai oder Bucht am Ufer, wo sie fluthfrei sind. Wie es aber zugehe, daß auch Fürsten zuweilen sich zur Frömmelei, Andächtelei und Pietisterei neigen und daß Schwärmer sie an sich ziehen, darüber will ich ihnen jezt meine Gedanken sagen."

„Von dem Fall will ich gar nicht einmal reden, daß ein Fürst schon dazu erzogen werden könne. Wenn dis ist, so ist die Sache wenigstens eben so natürlich, als es ist, daß ein Fürst schon zum Soldaten oder Jäger erzogen werden könne. Und wenn dann unter seinen künftigen Räthen noch ein Weiser ist: so muß dieser es durchzusetzen suchen, daß der Herr,

ehe

ehe er die Regierung antritt, noch bei guter Zeit auf Reisen gehe. Dis ist das einzige Mittel vielleicht, ihn noch umzustimmen, und dadurch die gesunde Vernunft in seinem Lande zu retten. Ich denke mir aber ausser diesem Fall noch drei andere. Ein Fürst ist eben so ein Mensch, wie andre. Einzelne Meinungen und ganze Sisteme bahnen sich eben die Wege zu seiner Seele, welche sie sich zu andern menschlichen Seelen bahnen und gelangen auf eben denselbigen in sie. Der Weg, auf welchem Schwärmerei und Andächtelei in andere menschliche Seelen gelangen, ist Mangel an Licht, Ungeübtheit im Denken und Unlust zum Denken. Ein unaufgeklärter Fürst, ein Fürst der nicht denkt, kann also eben so leicht von Schwärmern und Fanatikern hingerissen werden, wie jeder andere unaufgeklärte und nichtdenkende Mensch. Und kein Wunder, wenn sich der Fanatiker an ihn macht. Dabei ist ja weit mehr Ehre und Geschrei für ihn, wenn ein Fürst sein Proselit wird, als wenn es tausend andre werden; und er weiß ja ohnehin auch, daß sobald es dieser nur ist, tausend andre es auch bald sind. Den zweiten Fall, daß ein Fürst Andächtler werden könne, denk' ich mir alsdann und zwar als sehr natürlich, wenn

er in jüngern Jahren den Freigeist ohne Gründe gemacht hat. Er ward also nicht dazu erzogen; man brachte ihm vielmehr die gewöhnlichen Religionsideen bei. Durch Umgang und Lektüre bewogen warf er hernach diese weg nnd sammlete ganz entgegengesezte, die er aber keineswegs zur Ueberzeugung, sondern nur zur Lebhaftigkeit brachte. So lange sein männliches Feuer dauerte, erhielten sich diese in ihrer Lebhaftigkeit fort. Nun wird er älter. An die Stelle der abgehenden Lebhaftigkeit seiner freien Ideen sollten nun die Gründe derselben treten und den ganz alten gewöhnlichen Ideen die Spitze bieten. Gründe aber hat er nicht. So erwachen nun in ihm die ersten gewöhnlichen Religionsideen wieder. Da entsteht in seiner Seele Kampf und Streit; und das Final davon? Niederlage der Vernunft! Er wirft sich vor, zu wenig geglaubt zu haben und — glaubt nun zu viel, um wieder gut zu machen, und kehrt nicht nur gänzlich zu den ersten Ideen zurük, sondern übertreibt diese sogar und — wird Andächtler. Lieber Rothe, dis ist so ein Beitrag zur Erklärung der Bekehrungsgeschichte manches verstorbenen Fürsten, von dessen Freigeisterei erst, und hernach von seiner Rechtgläubigkeit in der Geschich-

schichte so viel Geschrei war. Doch, hier dürfte auch wohl noch ein andrer Beitrag dazu seyn. Was kann für einen Menschen, der sich in der Jugend allen möglichen Ausschweifungen überlies, in höhern Jahren willkommner seyn, als die Andächtelei? Ist diese nicht das sanfteste Ruhebette, worauf sich die erschöpfte Wollust noch ausstrecken mag? Also — dritter Fall! — —"

„Ich verabscheue die Andächtelei und Frömmelei aus dem Innersten meiner Seele, weil sie die höchste Immoralität mit sich führt. Bei derselben kann man erst die grössere Hälfte des Lebens in allen Lastern zugebracht haben und sich hernach mit ihr trösten. Das ist aber schändlich und kehrt die ganze Natur des Menschen um. Nur der kann sich trösten, der in der zweiten kleinern Hälfte des Lebens auf ausgeübte Tugend in der ersten grössern zurük sehen mag, und man muß dem Menschen alle Hofnung benehmen, ohne lebenslange Rechtschaffenheit im Alter und im Tode ruhig werden zu können. Das ist mein Grundsaz und nur nach diesem kommt man in den Himmel. Selbst mit der Andächtelei verträgt sich aber auch noch jedes Laster. Bei dem de- und wehmüthigen Gefühl seines Verderbens schreibt

man alle die heftigsten Ausbrüche seiner Leidenschaften auf dies Verderben, und denkt nicht an seine wahre Besserung. Man macht die Aussenseite heilig und läßt das Innere voll Greuel; gerade so, wie es die machten, welche die Schüsseln so oft scheuerten und mit getünchten Gräbern verglichen wurden. Von Menschenliebe, die allein ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist, wissen die Frömmler auch nicht viel. Man lebt, wie man will, genießt jede Wollust, wie man will, und wirft sich hernach dem lieben Heilande in die Arme und betet und singt dazu; so ist alles wieder abgethan. Was mich aber am meisten wider alle Andächtelei und Pietisterei aufbringt, ist dis: — daß sie den Menschen träge macht. Unter allen Seelenkräften spannt sie nur die Einbildungsart hinauf, die übrigen alle aber herunter. Da ist lauter Gnade, lauter fremdes Verdienst, lauter unmittelbare Einwürkung. Bei alle der Gnade nun läßt der Mensch seine eigene Natur unbenuzt; bei allem fremden Verdienst bekümmert er sich um kein Selbstverdienst und lebt unnüz für die Welt; bei alle der unmittelbaren Einwirkung denkt er nicht daran, auf sich selbst zu wirken und an sich selbst zu arbeiten. Der

ganze Mensch, wie gesagt, erschlaft — bis auf seine Fantasie. Das ist aber wider alle Bestimmung der Menschen. Diese ist einzig und allein edle Selbstthätigkeit. Dazu müssen beständig alle seine Kräfte angestrengt werden; denn hierdurch allein bildet er sich aus; hierdurch allein wird sein Leben Segen. Immer muß man ihm zurufen — rühre dich, arbeite, leiste — verlaß dich nicht auf fremdes Verdienst, es geht dir sonst wie der Krähe mit fremden Federn — nur was Du säest, wirst Du erndten — deine Werke, DEINE Werke folgen dir nach . . .“

„Darum wehren Sie, wehren Sie, daß Theodor als Fürst jemals Andächtler werde! Von einem Fürsten wird verlangt, daß er unermüdet thätig sei, sich um alles im Laude bekümmre, allenthalben die Hand mit im Spiel habe, Kameral- und Finanzlektüre treibe, und die grosse Wissenschaft, sein Volk glüklich zu machen, immer mehr von Grundaus studiere; nicht aber — daß er in alle Betstunden gehe, über Andachts- und Erbauungsbüchern und goldnen Herzenskästlein sitze und dazu die Hände, welche das Ruder führen sollen, in den Schoos lege. Dis leztere ist ein Leben, das sich

keineswegs für regierende Herrn, sondern für Madam Hanna gottseligen Andenkens schikt. Wenn die Unterthanen eines solchen irregeführten Fürsten dächten, wie ich: so müßten sie sich aufmachen, und die Schurken und Mammelucken, welche ihren Herrn so einschläfern und einsingen, zum Lande hinausjagen, — und wenn sie auch die Tonsur trügen. Sie sind die Bösewichter, welche ihnen den Vater rauben und sein Herz von ihnen abwendig machen . . ."

„Meine eigentliche Religion ist folgende — glaube ein oberstes Wesen als Schöpfer und Regierer der Welt — verehre dasselbe durch Weisheit und Tugend — lebe unsträflich und thue um dich her so viel Gutes, als du kannst, auf daß du auch jenseits des Grabes noch glüklich seyn mögest. . . . Dis soll denn nun auch einzig und allein Theodors Religion werden. Sagen Sie ihm vor der Hand nichts von Judenthum, Christenthum, Türkenthum u. s. w."

„Führen Sie ihn jezt gleich zur Erkenntnis des ewiggrossen Wesens, in welchem wir den unsichtbaren Schöpfer des Weltalls anbeten. Lassen Sie ihn das Daseyn desselben aus der Regelmässigkeit der Natur abstrahiren, und wäh-

len

len Sie zur ersten freiwilligen Erweckung der Idee von Gott in ihm einen Gegenstand oder ein Ereignis der Natur, wobei viel Beobachtungen von Ordnung, die ins Unermessliche geht, sich zusammendrängen. Beleben, erwärmen, durchdringen Sie ihn nach und nach so mit dem Gedanken an Gott, daß er Gott allenthalben sehe und allenthalben höre. Fragt er, wer Gott sei: so antworten Sie ihm — er ist das Wesen der Wesen, die Kraft der Kräfte, der Vater von allem, Alles in allem, das Leben, das Licht. Bringen Sie ihm von diesem Gott die erhabensten und tröstlichsten Begriffe zugleich bei. Erfüllen Sie gleich anfangs seine junge Seele mit der reinsten Hochachtung und mit der kindlichsten Liebe gegen ihn. Nichts furchtbares, nichts schreckenerregendes mische sich in seinen Glauben an Gott. Gott werde und bleibe in seinen Augen ein weiser und guter Vater, der seine Seligkeit und seine überschwenglichen Freuden gern mit allen seinen Kindern theilt. Lehren Sie ihn die anbetenswürdige Weisheit dieses Urwesens recht kennen. Weisen Sie ihn bei allen Einrichtungen im Grossen und im Kleinen auf dem Erdboden nach ihr hin. Wandeln Sie zuweilen mit ihm in jenen unendli-

lichen Räumen, in den Gefilden des Himmels, und weihen Sie ihn da, durch Betrachtung jener zahllosen Sonnen und Welten, erst recht in die Geheimnisse der göttlichen Weisheit ein. Bei allem aber, was Gott schuf und ordnete, sei immer sein erster und lezter Blik auf das Wohlthätige darinn gerichtet. Alle jene aus dem Judenthum herstammende Begriffe von Beleidigung, Zorn und Rache Gottes, von Genugthuung und Versöhnung, über die wir uns so oft geärgert haben, fallen natürlicherweise weg. Denn sie setzen Gott nicht nur unter die Gottheit, sondern sogar unter die bessere Menschheit herab. Kein guter Mensch geht einmal so mit seinen Thieren und noch weniger mit andern Menschen um, wie Gott nach selbigen mit uns handeln soll. Machen Sie es Theodorn zur Pflicht, in der Erkenntnis Gottes sein ganzes Leben hindurch zu wachsen. Sagen Sie ihm, daß alle gute und edle Kenntnisse des Menschen sich in dieser koncentriren, und daß der Mensch recht eigentlich zu ihr geschaffen sei. Die Verehrung Gottes werde sein seligstes Geschäft; aber eine Verehrung, wie jener Vortrefliche sie empfahl — im Geiste und in der Wahrheit. Lassen Sie ihn recht das Sinnlose in jener Verirrung des

menschen-

menschlichen Verstandes fühlen, den obersten Geist durch leere Aeusserlichkeiten und blosse Ceremonien verehren zu wollen. Seine ganze Seele, durch Gottes Weisheit und Güte entzükt, strebe nach Aehnlichkeit mit Gott, und ahme ihm bei allen ihren Gesinnungen, Vorsätzen und Handlungen in seiner Weisheit und Güte nach. Dis sei die Gottesverehrung, welche er lerne, daß er lebenslang ergeben sei und durch die er sich auf jene Welt bereite. Lehren Sie ihn, daß nur ein einziger Weg für den Menschen da sei, Gott wohlgefällig zu werden; — nehmlich die Anwendung unsrer Kräfte zum Guten oder eine treue Erfüllung aller unsrer Pflichten. Richten Sie zwischen ihm und der Tugend einen felsenfesten, ewigen Bund auf. Zeigen Sie ihm, wie jede Abweichung von derselben den Menschen unglüklich mache, und wie hernach nur eine schnelle Rükkehr zu ihr wieder im Stande sei, ihn zu retten. Schlechterdings lerne er glauben, daß der Mensch sein eigenes wahres Heil sich selbst schaffen, aus sich selbst nehmen und sich selbst zu danken haben müsse; damit er unaufhörlich an der Veredlung seines Herzens arbeite, sich nicht auf fremdes Verdienst verlasse, sondern eignes Verdienst erlange, und

sich

sich nicht hinter einem andern Herrlichen verbergen müsse, wenn Gottes Blik auf ihn fällt, sondern selbst ein herrlicher Mensch werde.“

„Bei Beobachtung solcher Rechtschaffenheit auf allen Seiten führen Sie ihn alsdann durch den Glauben an die göttliche Fürsehung zur Ruhe. Dis werde ein rechter Hauptartikel in seiner Religion, daß das oberste Wesen nicht etwa blos die Existenz der Welt bewirkt und sie hernach sich selbst überlassen habe; wie ein andrer Baumeister, der, wenn er das Gebäude aufgeführt hat, es stehen läßt und davon geht; sondern daß Gott auch ewig in die Welt fortwirke und unaufhörlich in sie einfliesse, daß ohne ihn, nicht das geringste geschehe und daß seine Direktion alles zu dem Ziele der höchsten Vollkommenheit leite, deren diese Welt fähig ist. Dieser Gedanke ist mir zu allen Zeiten ganz unaussprechlich sanft und beruhigend gewesen, und ich gäbe ihn für die ganze Welt nicht hin. Theodor lerne ihn eben so schätzen und segnen. Abstrahiren Sie ihm denselben zuförderst aus der immerfortdauernden Ordnung der Natur. Die überaus meisterhafte Oekonomie derselben, die nicht nur einst da war, sondern auch so viel Jahrtausende hindurch fortgeführt

fährt worden ist und doch nur auf so einfachen Grundsätzen beruhet, werde ihm Bürge für die Wahrheit desselben. Machen Sie ihn besonders auf solche Ereignisse in der Natur aufmerksam, die offenbare Anomalien von der Regel sind, und die doch am Ende sogar die Regel befestigen und die zerrüttete Ordnung wiederherstellen. Verbinden Sie mit der Natur die Geschichte der Völker, diese unzuverwerfende und unzuverkennende Zeugin der göttlichen Regierung, und lassen Sie ihn auf jedem ihrer wichtigern Standörter einen Ruhepunkt suchen, wo er den Glauben von dem allwaltenden Gott recht in Ueberzeugung und Empfindung verwandle. So erkenne und fühle mein Theodor auch als Fürst einst seine Abhängigkeit von Gott, und trage als Regent eines Volks sein Schiksal in die Hände des obersten Regierers der Welt. Das werden gewissenhafte, gerechte und leutselige Fürsten, in denen solche Gefühle und Gesinnungen gleich von den Jünglingsjahren an leben und weben. Diese gehen denn auch mit ihren ins Grosse einschlagenden Unternehmungen bedächtlich und leise zu Werke, haben den Dünkel nicht, durch ihre eingeschränkte Macht Dinge, die nun einmal nicht geschehen sollen, dennoch durchsetzen

zu

zu wollen und machen nie im vergeblichen Kampf gegen die Schickung ihrer Unterthanen Gut und Blut zu Schlachtopfern. Zum Grausen für die arme so schon genug geplagte Menschheit fehlte es nie an solchen übermüthigen Herrschern, die sich einbildeten, daß ihnen nichts unmöglich sei, daß sie den Lauf der Dinge abändern könnten, und daß sie nur sprechen dürften, damit alles geschehe, und nur gebieten, auf daß alles da stehe. Aber ihr Hochmuth ward von jeher gar jämmerlich zu Schanden und sie machten sich selbst zum Spott der Völker. Theodor, so oft er etwas unternehmen will, soll zwei Fragen an sich thun. Erstlich — ob es überall gut und löblich und mit Gottes Absichten und Bestimmungen für die Menschheit übereinstimmend sey. Und dann — ob auch jezt Zeit dazu sei, es glüklich auszuführen. Ist das leztere nicht: so soll er davon ablassen und glauben, daß die Fürsehung einen andern Zeitpunkt dazu erkohren habe, in welchem es gewis bewerkstelligt werden wird. Immer soll er bedenken, daß er nur eins von den stärkern Werkzeugen sei, durch welche der oberste Regierer seine Absichten ins Werk setzen will, und daß es, sobald dieser das Romm wieder Menschenkind zu

ihm spricht; um alle seine Hoheit, Macht und Gewalt gethan sei.“

„Bei feierlichen Anlässen soll er sich nicht schämen, mitten unter seinem Volk zu knieen und gegen das oberste Wesen seine innigste Devotion durch eben die Zeichen an den Tag zu legen, durch welche die Natur sie durchgängig ausdrükt. Wenn er einst ebenso wie seine Bürger, Bauern, Taglöhner und Hirten sogar zu Staub vor Gott werden muß: so wird es nicht wider seine Hoheit seyn, sich schon vorher ebenso, wie seine Bürger, Bauren, Taglöhner und Hirten, vor Gott bis in den Staub zu demüthigen. Ich stelle nichts auf Aeusserlichkeiten; das hab' ich denn aber doch aus Erfahrung gesehen, daß das Beispiel eines sich so öffentlich vor Gott demüthigenden Fürsten ganz unbeschreibliche Eindrücke auf sein Volk mache.“

„Ich erinnere mich eines solchen Vorfalls, als ich einmal von einer sehr schweren Krankheit genesen war, in der meine Aerzte mich schon völlig verlohren gegeben hatten. Ich hatte dermalen einen sehr wackern Hofprediger, der ganz aus dem Innersten seines Herzens in das Innerste der Herzen sprechen konnte. Diesen ersucht' ich, daß er, wenn er mich zum erstenmal

wieder im Tempel erblikte, mir die Pflichten öffentlich vorhalten mögte, welche ein wiedergenesener Fürst Gott und seinem Volk schuldig ist. Der Mann that dis auf eine überaus vortrefliche und männliche Weise. Durch eine ganz unerwartete Wendung, die er am Ende seiner Predigt nahm, forderte er erst die ganze Gemeine zur frommen Freude darüber auf, daß sie ihren Fürsten wieder in ihrer Versammlung sähen, der ihnen so viel Gutes erzeigt habe und nun noch mehr Gutes erzeigen würde und die Ehre davon Gott allein überliesse. Sodann führte er mich betend ein, und ließ da mich selbst mir alle die Pflichten sagen, die ich nun als ein wider alle Erwartung vom Siechbette wiederaufgestandener Fürst auf mir hätte. Er sprach mir ganz aus der Seele, und riß meine Empfindungen so hin, daß ich, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn, während des Gebets auf meine Kniee fiel und meine Arme gen Himmel ausstrekte. Kaum hatt' ich dis gethan, so lag die ganze Gemeine ebenso, wie ich. Wahrlich, einen feierlichern Anblik hatte ich nie gehabt. Die Stille, welche dabei im Tempel war, die hohe Andacht vor Gott, welche sich auf allen Gesichtern zeichnete, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Heilige Schauer des Lebens und des

Todes schienen von mir auf meine Bürger hinzuschweben, und von meinen Bürgern wieder auf mich zurükzuschweben. Hernach betete der wackere Geistliche noch ein Gebet voll Geist und Salbung statt des wässerichten Kirchengebets aus dem Herzen für mich und sein Vaterland. Alle, wie wir da lagen, blieben wir liegen. Er betete lange; aber er hätte noch zehnmal länger beten mögen, so würde die ganze Gemeine des Betens nicht müde geworden seyn. Eine so edle, so anhaltende Erhebung aller Herzen zu Gott mußte kaum in irgend einem Tempel schon ein Beispiel gehabt haben. So lange das Gebet währte, waren alle Blicke gen Himmel gerichtet, und so, wie das Gebet aufhörte, fielen alle Blicke auf mich und blieben an mir hangen. Seliger als Fürst hab' ich mich nie gefühlt, denn in jenen Augenblicken. Da war mir, als gössen Himmel und Erde Segen, Friede und Freude über mich aus. Ich war wie begeistert, und blieb noch eine Zeitlang in der Lage, als der Geistliche schon von der Kanzel ging; aber — wenn doch irgend ein Mensch aus der ganzen Gemeine sich eher von der Erde erhoben hätte, als ich!

„Noch ein ähnlicher Vorfall fällt mir ein, Nach dem lezten Kriege, der so unsägliche

Drangsale für dis Land mit sich führte, verordnete ich ein ausserordentliches Friedensdankfest. Ich ließ, weil ich die Kraft gedankenreicher und melodiöser Gesänge auf das menschliche Herz kenne, ein vortreffliches und seelenerhebendes Lied auf den Gegenstand des Tages verfertigen und viel tausend Exemplare davon austheilen. Es ward zum Beschluß des Gottesdienstes ohne Trompeten und Pauken gesungen. Alle unsre Seelen waren durch den rührenden Vortrag des ebenerwähnten Geistlichen schon in die stärkste Bewegung gesezt. Nun kam der herrliche Gesang dazu. Beim zweiten Verse schon konnt' ich mich der Thränen nicht mehr enthalten. Beim dritten sanken meine Füsse unter mir hin. — Sagen Sie nicht, lieber Rothe, daß ich auch Anlage zur Schwärmerei hätte. Nein! Aber hohes Gefühl für menschliche Glükseligkeit hab' ich; dankbares Gefühl für die Güte Gottes hab' ich. Diese beiden vereinigt schufen an jenem Tage die erhabenste Andacht in mir, deren meine Seele nur fähig ist. Meine Bürger sahen mich kaum so, so ahmten sie mir alle nach. Und nun konnte man recht hören, wie die Andacht von Augenblik zu Augenblik stieg. Langsamer, ausgedrükter, feierlicher, drang- und seelenvoller

hab'

hab' ich in meinem ganzen Leben nicht singen hören."

„Genug, ich habe mich fest davon überzeugt, daß unter allen guten Beispielen, die ein Fürst geben kann, keins so stark auf sein Volk wirkt, als — das Beispiel seiner Demüthigung vor Gott. Dis kömmt davon her, daß man mit der Idee von uns so äusserst überspannte Begriffe verbindet. Betrachtete man den Fürsten mit blos natürlichen Augen; hielte man ihn nur für das, was er ist, nehmlich — für den ersten Bürger im Staat, dem die übrigen alle die gesezgebende und richtende Gewalt übertragen haben: was wär' es alsdann mehr, wenn man den ersten Bürger mit den übrigen Bürgern knieen sähe? Aber — seitdem man uns GOETTER DER ERDE nannte, mußte es allerdings den Leuten selt- und wundersam vorkommen, wenn sie einmal auch einen Gott AUF DEN KNIEEN fanden. Wir Götter werden hungrig, wenn der Mittag kommt, wie unser niedrigster Unterthan; werden müde gegen Abend, wie die Taglöhner; runzeln ein, wenn wir alt werden, wie die Bauern; müssen unser Schloß räumen, wenn uns der Tod ruft, wie der Bettler seine Hütte.

O welch eine Götterschaft, deren Final die Verwesung ist! Wer weise ist, thut auf sie Verzicht, sobald ihm der erste Zahn weh thut. Dennoch war sie im Stande, manchem meinesgleichen das Gehirn zu umnebeln, und ihn, so oft er vor dem Spiegel stand, einen grossen Strahlenschweif um sein Götterhaupt — den künftigen Todtenkopf — sehen zu lassen. Fürst Hans, mein Grosgrosvater, mußte einen dergleichen äusserstgrossen Strahlenschweif — — so ungefähr, wie der Apostel Johannes im Evangelienbuche auf dem Holzschnitt hat, von dem es hieß, dieser Jünger stirbt nicht, — — um sich her zu erblicken pflegen; denn sein Kammerdiener fiel darüber in Ungnade bei ihm, daß er mit ihm vom Tode gesprochen hatte, und er hielt es für respektwidrig, daß mit einem grossen Herrn darüber gesprochen würde. Rothe, Rothe, was die Leute doch manchmal für Thoren werden können! — —“

„Ueberhaupt machen Sie meinen Theodor zu einem recht eifrigen Verehrer des Gebets. Ohne bestimmte Betstunde und ohne bepolstertes Betbänkchen, wie Prinzessin Anne hat und hält, lerne er fleissig in seinem Kämmerlein einsam und im verborgenen beten. Dis

sein

sein Kämmerlein werde vorzüglich jene liebe Einsiedelei im Walde, in die der Vater auch sieht. Ich kenne die Schwächen des menschlichen Herzens und weiß kein besseres Korroborans für sie, als — das Gebet. Fürsten sind auch Menschen und haben dieselben Herzensschwächen. Dennoch sollen sie aber an Herzensstärke andre übertreffen. Wer sollte also das Gebet inniger lieben, eifriger treiben, als sie? Sehr oft hab' ich meine Betrachtungen darüber gehabt, daß, so unendlichverschieden die Religionsbegriffe der Weltvölker waren, dennoch bei ihnen allen das Gebet von jeher in Ansehen stand. In den übrigen heiligen Feierlichkeiten und Solennitäten wichen sie von einander ab; in dieser aber kamen sie alle überein. In der That ein evidenter Beweiß, daß jeder gesunde Menschenverstand die Kraft des Gebets anerkenne! Wunderkräfte im eigentlichen Verstande statuire ich überhaupt nicht; am wenigsten beim Gebet, wo man die grossen Wirkungen, welche es auf die Seele hat, auf das allernatürlichste erklären kann. Aber viel, viel vermag das Gebet des Gerechten, wenn es ernstlich ist, auf den Gerechten selbst. Ist ein blosser Gedanke an den Weltschöpfer schon im Stande, die

Seele, welche er ergreift, zu heiligen: wie vielmehr eine feierliche, fortgesezte Sammlung, Erhebung und Richtung der ganzen Seele auf ihn! Ich habe es während meiner Regierung besonders alsdann gebraucht, so oft ich etwas für die Wohlfarth meines Volks unternehmen wollte, das ins Grosse ging; und da kann ich denn das Zeugnis für selbiges ablegen, daß es unter allen Seelenkorroboratifen das probateste sei. Ich bekam dadurch jederzeit einen Grad von Attention und von Religionsstärke, den ich vorher nicht gehabt hatte."

„Ich eile zu dem Ende des Religionsunterrichts, den Theodor empfangen soll. Tragen Sie ihm nun auch bald die erhabene Lehre von der menschlichen Seele und von ihrer Unsterblichkeit vor. Dis ist diejenige, welche er auf das innigste glauben soll, denn sie allein macht den Menschen erst ganz gut und gros. In der Natur um uns her hab' ich keinen Beweis von der leztern gefunden. Weder die in jedem Lenz wiederauflebende Pflanzenwelt, noch der Schmetterling thun dem wahren Philosophen in dieser Hinsicht genug. Die Eiche, welche tausend neue Lenze verlebt hat, verdorrt endlich doch, und der Schmetterling stirbt auch. Recht genau den leztern mit uns verglichen, ist

der

der Raupenstand nicht einmal ein Bild dieses und der Schmetterlingsstand jenes Lebens; sondern jener ist nur ein Bild unsrer Jugend in diesem Leben, und dieser nur ein Bild unsers männlichen Alters in diesem Leben. Es wundert mich, wie irgend ein philosophischer Kopf, der auch nur das ABC der Naturkunde wußte, diese wahre Parallele habe übersehen können. Wer aber von der Natur auch nicht einmal die Buttervögel kennt, der sollte aus ihr auch nicht argumentiren wollen. Inzwischen kommt es mir auch fast ungereimt vor, von der Natur um uns her zu verlangen, daß sie einen Beweis für die Unsterblichkeit unsrer Geister reichen soll. Ist diese denn nicht durch und durch Körperwelt? Also für den Untergang unsers Körpers mag sie wohl Millionen Beweise haben; aber für die Fortdauer unsers Geistes kann sie auch nicht einen einzigen haben. Wie kann man denn Dinge mit einander vergleichen und ihre Eigenschaften aus einander beweisen wollen, die einander so äusserstunähnlich sind, als — Geist und Körper? Eher wollte ich Ihnen den Rath geben, bei Beweisung der Lehre von Unsterblichkeit der menschlichen Seele für Theodorn zur Geschichte Ihre Zuflucht zu nehmen, als zur

Natur. Ich meine nicht, daß Sie ihm von wiederauferstandenen Menschen vorerzählen sollen; dis wäre mehr ein Beweis für die Sterblichkeit als für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Aber darin liegt doch wirklich etwas, daß die Weltgeschichte uns sagt, daß die Völker durchgehends, früher oder später, dunkler oder klärer auf den Glauben an einen künftigen Zustand des Menschen nach dem Tode gekommen sind. Was sie sich dabei gedacht, unter was für Bildern sie sich ihn vorgestellt haben, daran liegt nichts. Die Verschiedenheiten hierin schuf blos ihr verschiedener Grad von Verstandeskultur, ihr Nationalkarakter, ihre Regierungsform, ihre Lebensart, ihr Klima. Aber — daß sie doch alle etwas darüber gedacht, geglaubt und geahndet, daß jedes sein eigenes Bild dazu hat — — hierin liegt, deucht mich, viel. Erwägt man nehmlich, daß viele von diesen Völkern gar kein Kommerz mit einander getrieben, gar keinen Zusammenhang unter sich gehabt, ja sogar einander nicht einmal gekannt haben: so haben sie auch einander die Idee von Zukunft der Menschheit nicht mittheilen können, sondern jedes derselben muß sie selbst gefunden haben. Eine solche Idee nun aber, auf die man unter

allen

allen Himmelsstrichen und in allen Zeitaltern aus sich kommt, gehört in meinen Augen recht im eigentlichen Verstande unter die von Gott geoffenbarten und unter die unzubezweifelndsten; denn jeder kommt darum auf sie, weil sie ihm so nahe liegt, und jedem liegt sie blos darum so nahe, weil er sie nicht verfehlen soll. Kurz, der Mensch muß sich selbst der einzige Beweis der Unsterblichkeit seines Geistes seyn, und daher muß es gekommen seyn, daß alle Weise, die den Menschen beobachteten, an Unsterblichkeit des menschlichen Geistes glaubten. Und auf diesem Wege führen Sie auch meinen Sohn zum Glauben an die Zukünfte jenseits des Grabes. Lehren Sie ihn erstlich den wahren Werth aller Dinge, die den Menschen umgeben, kennen; lehren Sie ihn hernach den wahren Werth des Menschen selbst kennen. Zeigen Sie ihm, wie die ganze übrige Schöpfung auf der Erde sich im Menschen gleichsam koncentrire, und wie es offenbar sei, daß alles andre um ihn her nur Mittel, er aber der Zwek von allem sei. Beweisen Sie ihm dis nicht nur daraus, daß er alles andre in Genuß für sich verwandle, sondern vorzüglich daraus, daß er alles andre beobachte, untersuche und erkenne; daß er der einzige

sei,

sei, dem die Ordnung Ordnung, und die Schönheit Schönheit ist, und der sich durch das Gefühl derselben zur Empfindung Gottes erhebe. Lassen Sie ihn alsdann sehen, wie der Mensch, der Zwek aller Erdenschöpfungen Gottes, so unaussprechliche Anlagen zur Vollkommenheit habe, die ewiger Ausbildung fähig sind. Setzen Sie hinzu, daß die wahre Weisheit zwar Mittel aufgebe und sie gegen andere vertausche, daß sie aber nie den Zwek fahren lasse; daß es mithin wohl mit der Weisheit Gottes übereinkomme, den Menschen aus Welt in Welt zu leiten, und ihn, wenn er eher schon durch Beobachtung der Erde seinen Geist zur Erkenntnis der Schönheit und Ordnung eingeweiht hat, irgendwohin anders zu führen, wo er noch höhere Ordnung und Schönheit kennen lerne; aber daß es ganz und gar nicht mit der Weisheit Gottes zu vereinigen sei, das Daseyn eines Wesens, das noch so unendlich vervollkommnet werden kann, durch den Tod abzubrechen und solchergestalt ganz absichtlos den Anfang seiner Ausbildung unternommen zu haben. Auf diesem Wege wird Theodor am sichersten zum Glauben an seine Zukunft gelangen; und wenn ihn einmal diese Art der Demonstration desselben recht durchdrungen hat: so wird ihm hernach

jeder neue Wachsthum in Erkenntnis des Wahren und in Ausübung des Guten ein neuer Beweis der Unsterblichkeit seines Geistes werden. Unmittelbar aber an den Glauben des künftigen Lebens ketten Sie für ihn den Gedanken, daß er dort nur in der Masse glüklich seyn werde, in welcher er hier weise und gut zu werden sich bestrebt hat. Hierdurch werde ihm jener Glaube erst recht wohlthätig; hierdurch fühle er sich am stärksten angetrieben, einer der edelsten Fürsten zu werden. Lebenslang sei ihm unter allen Vorstellungen diese die deutlichste und öfterste — daß gute Fürsten in jener Welt noch geschäzt seyn und an den Seligkeiten derselben den grösten Antheil haben werden, daß aber schlechte Fürsten in ihr die Verachtung der ganzen Menschheit tragen und elender einst daran seyn werden, als es der Nachtwächter seyn wird, der hier doch wenigstens die Stunden richtig abrief . . ."

„Dis, lieber Rothe, ist zwar das kurze, aber doch vollständige Religionssistem, welchem mein Theodor lebenslang zugethan seyn soll. Es ist das Sistem der Naturreligion. Dis lehren Sie ihn; hierin setzen Sie ihn fest; alles andre lassen Sie weg. Denn — es macht nur in-

tolerant. Wenn er dasselbe recht inbrünstig umarmt hat, dann — nur dann erst erzählen Sie ihm, daß es von Zeit zu Zeit Weise gegeben habe, die die simpeln Lehren der Naturreligion auf mancherlei Art vorgetragen, und bald in dieses bald in jenes Gewand eingehüllt haben; je nachdem sie es dem Geiste ihrer Nation und ihres Jahrhunderts angemessen zu seyn glaubten. Erzählen Sie ihm aber auch alsdann, daß sich oft Schwärmer unter diese Weisen gemischt, die an der kleinen Anzahl der Naturlehren nicht genug gehabt, sondern selbige durch ihre fruchtbare Fantasie zehnfach vermehrt haben. Ja, erzählen Sie ihm, daß sogar Betrüger aufgestanden sind, die sich für ausserordentlich-erleuchtet ausgegeben, die Leichtgläubigkeit des menschlichen Geschlechts gemisbraucht und ihre selbstersonnenen Fabeln und Irthümer der Welt für ihnen von Gott geoffenbarte Wahrheit verkauft haben. Setzen Sie alsdann für ihn hinzu, daß es dem wahren Wesen eigen sei, kein Religionssistem, und wenn es das allerkleinlichste wäre, zu verspotten, weil eine grosse Anzahl Menschen einmal gewohnt ist, ihre Tugend und Ruhe darauf zu bauen; daß der Weise aber auch sich im Besiz des Vorrechts zu behaupten wisse, bei aller Achtung gegen

den

den herrschenden Glauben seines Volks sich dennoch durch selbigen nicht binden zu lassen, sondern sein eignes Religionssistem für sich zu haben, das er sich selbst erbaut hat und worüber er sich selbst auch nur Rechenschaft gibt."

„Wenn Sie ihm dann dis alles gesagt haben; so machen Sie ihn mit Jesus bekannt. Beweisen Sie ihm aus den eignen Reden desselben, daß sein Religionssistem kein andres, als das wahre Sistem der Naturreligion gewesen sei, und daß er das eigenthümliche Verdienst um die Menschheit gehabt habe, die simpeln Lehren derselben wieder zu enthüllen und zuerst in der wahren Volkssprache vorzutragen. Da es aber nicht fehlen kann, daß Theodor mit der Zeit durch Umgang, Kirchengehen und Lektüre ganz andre Begriffe vom Christenthum erfahre, als diese sind: so lehren Sie ihn gleich anfangs das ursprüngliche Christenthum von dem spätern unterscheiden. Dis ist in der That das einzige Mittel, sowohl auf der einen Seite die Ehre Jesu zu retten, die sonst unrettbar ist, als auch auf der andern sich selbst aus allem dem Glaubens- und Gewissenswirwar zu ziehen, in welchem man sonst entweder auf gesunde Vernunft Verzicht thun

thun muß, oder in Gefahr gerathen würde, ein Spötter des Christenthums zu werden. Führen Sie ihn zu diesem Behuf zuweilen in die Kirchengeschichte und lassen ihn da recht Ort und Jahr finden, wenn und wo diese oder jene plane und simple Lehre des Christenthums durch Disputirgeist und Kontroversucht so verwickelt und so mit Frisur und Falbuln eingefaßt worden ist, daß man sie fast nicht wiederkennt; — oder wo und wann diese oder jene Lehre, die das Christenthum erst gar nicht hatte, widerrechtlich in dasselbe aufgenommen worden ist; — oder wann und wo dieser oder jener Nebenartikel der christlichen Religion zu einem ihrer Hauptartikel erhoben worden ist u. s. w. Lehren Sie Theodorn dabei auch ein-für allemal den wahren Unterschied zwischen den sogenannten Rechtgläubigen unter den Kirchenvätern und den sogenannten Ketzern unter selbigen kennen; welcher nehmlich darin besteht, daß jene allemal die dummsten und diese allemal die klügsten unter ihnen waren. Ueber den erhabenen und menschenfreundlichen Karakter Jesu, über sein schönes Leben, über seine beispiellose Leidens- und Todesgröße sagen Sie ihm recht viel. Dis ist es eigentlich, was den Weisen an ihm interessiren soll. Ueber alles andre,

wel-

welches gemeinhin an Jesus angestaunt wird, während daß man eines übersieht, wissen Sie meinen Glauben, und diesem zufolge reden Sie mit Theodorn; aber nur — wie gelegentlich, und so, daß es seine Aufmerksamkeit nicht überspanne."

„Und nun, Rothe, mache ich es Ihnen zur heiligsten Pflicht und beschwöre Sie bei dem allgegenwärtigen Gott, pflanzen Sie jene Lehren der Naturreligion meinem Sohne recht tief ein; bringen Sie ihn zum Glauben an dieselbigen wie zum Glauben an sein eignes Daseyn; machen Sie sie seinem Herzen theurer und werther, als die ganze Welt; verwandeln Sie, daß ich so sage, das Gefühl derselben in das Gefühl seiner selbst, damit sie ihm, wo er geht und steht, vor Augen schweben. O Rothe, Rothe, meine Stimme ist nur eine Stimme, die Ihnen dis jezt zuruft; aber sie repräsentirt die Stimme vieler Tausende. Mein ganzes Volk fordert Sie in diesen Augenblicken durch mich auf, gewissenhaft und unermüdet bei diesem wichtigsten Theil Ihres Erziehungsgeschäfts zu Werke zu gehn. Bilden Sie diesem Lande einen künftigen Fürsten, der an Gott, Tugend und Ewigkeit glaubt, und den dieser Glaube, wie sein eigenes Leben, durchdringt: so machen

Sie sich um die ganze künftige Generation verdient, und so wird Theodor, wenn ich es nicht mehr seyn kann, nach mir seyn, was ich ihm von Gott erflehe, nehmlich — Vater seines Volks. Noch hoff' ich zu leben und hoffe die Erziehung Theodors vollendet zu sehen. Werd' ich ihn dann weise und gut erblicken; werd' ich abgehend meinen Fürstenstuhl einem Menschen an ihm einräumen, der vor Gott wandelt, der an den unsichtbaren Urschöpfer recht inbrünstig glaubt und ebendarum fromm ist: — so soll mein lezter Blik noch auf Sie gerichtet seyn und meine Augen sollen sich an Ihnen brechen . . ."

Hier erfolgte eine herrliche Scene. Alles, was Adolf noch hatte sagen wollen, quoll nur in Thränen aus seinen Augen hervor. Er hatte diese fest und sehnsuchtvoll auf Rothen geheftet und breitete die Arme nach ihm hin. Rothe war ebenfalls innigst gerührt, vermogte nichts zu antworten und trat ihm blos mit gefalteten Händen näher. Adolf zog ihn vollends an sich, umarmte ihn und stammelte dazu — — lieber Gehülfe an meinem grössesten Geschäft, thun Sie also!

Rothe präparirte sich auf die Mittheilung der Religionsideen an Theodorn, wie sich nur ein Professor der spekulatifischen Philosophie auf seine schwersten Vorlesungen präpariren mag. Er fand nicht nur die Stille des Landlebens für dies Geschäft an sich günstiger, sondern es schien ihm auch ausgemacht, daß Naturreligion am bestesten im Schosse der Natur gelehrt werde, weil für jede Lehre derselben der Beweis daselbst gleich in der Nähe sei. Er begab sich deshalb mit dem Prinz auf einige Zeit nach einem der schönsten Landhäuser seines Vaters. Dis war dasjenige, welches den grossen vortreflichen Englischen Garten hatte und von dem Theodors Einsiedelei nicht weit entfernt war. Von seinem Altan herab hatte man eine der herrlichsten Vüen im ganzen Lande, und in seiner Nachbarschaft strömte ein starker Flus. Theodor, an die Natur gewöhnt, befand sich hier weit besser, als auf dem Residenzschlosse seines Vaters und würde hier nur allzugern seinen immerwährenden Aufenthalt gehabt haben. Er war zwar jezt nicht zum erstenmale hier; doch hatte er den ganzen Garten noch nie durchwandelt. So war er nun schon gleich des Morgens in selbigem, und hatte, so oft er zurükkam, Rothen von neuen Parthien zu erzählen,

die er gefunden habe, und deren eine in seinen Augen immer schöner war, als die andre.

Rothe, der den Prinz unaufhörlich mit schönen Naturscenen zu unterhalten pflegte, hatte doch einige derselben, die den Geist des Menschen mit den erhabensten Empfindungen beleben, sorgfältig gespart und ihn noch nicht zu selbigen zugelassen; damit sie einst, wenn er sich ihres ersten Anbliks für ihn zu der bestimmten grossen Absicht bediente, desto feierlichere Eindrücke auf ihn machen mögten. Eben wählte er noch hin und her unter diesen, um eine zu greifen, bei der sich die Gottheit gleich in einer recht erhabenen Grösse zeigte; als er von ungefähr in seinem Kalender blätterte, und in den nächsten Mitternachtsstunden eine totale Mondfinsterniß angezeigt fand. Hier entschloß er sich auf der Stelle, diese Erscheinung zur Einweihung Theodors in den Glauben an die Gottheit zu benutzen. Die Natur schien dies edle Geschäft recht ausdrüklich begünstigen zu wollen; denn sie bereitete einen der heitersten Sommerabende, der die freieste Beobachtung des Himmels noch mit den schönsten irrdischen Reizen begleitete.

Rothe. (Abends um neun Uhr auf dem Altan.) Prinz, hätten Sie wohl Lust, hier einmal

mal eine Nacht mit mir zuzubringen, ohne zu schlafen?

Theodor. O ja, lieber Hofrath, ja. Diese — diese. Heute wollen wir aufbleiben und hier bleiben. Der Abend ist ja so herrlich.

Rothe. Das ist er auch; aber er wirds erst noch recht werden. Wenn Sie mir versprechen, daß Sie nicht schlafen wollen: so sollen Sie auch heute etwas zu sehen bekommen, das Sie in Ihrem Leben noch nicht gesehen haben.

Theodor. Was denn? Was denn?

Rothe. Ja vorher sag' ich es Ihnen nicht. Sie werdens wohl selbst bemerken, wenn es angeht.

Theodor. (traurig.) Nun das soll mich doch wundern. Ach sehen Sie einmal, sehen Sie einmal da! Ist's das etwa?

Eben ging der Vollmond prächtig auf. An einem ganz freien Theile des Randes des Horizonts ragte er hervor, schien zu hüpfen, und stand mit einemmale wie heraufgewalzt dreimal grösser dem Auge scheinend da. Eine heilige Stille herrschte in der ganzen Natur dazu umher.

Theodor. (freudig.) Ach welch ein lieber, schöner Anblik! Aber ich habe ihn ja doch schon oft in meinem Leben gesehen.

Rothe. Das ists auch nicht, was ich meine. In drei Stunden wollen wir ihn wieder ansehen. Sie sollten wohl nicht glauben, Prinz, was diesem so schönglänzenden Monde heute bevorstehe?

Theodor. Das mögte ich doch wissen. Sie machen mich auch recht begierig darnach. Und das erst nach drei Stunden?

Rothe. (der nach der Uhr sieht.) Ja, nach drei Stunden und zwanzig Minuten.

Theodor. Und das wissen Sie so aufs Haar? (sieht auch nach seiner Uhr.) Nun, die Zeit will ich mir doch recht merken. (nach einer langen Pause.) Aber, lieber Hofrath, wie ist denn das so mit dem Mond? Ich habe Sie schon oft wollen fragen. Bald ist er voll, bald halb, und doch immer derselbe Mond; bald ist er gar nicht da.

Hier freute sich Rothe sehr, daß Theodor selbst die Einleitung zu der vorhabenden wichtigen Unterhaltung machte. Prinz, sprach er, Sie haben so oft schon den gestirnten Himmel angesehen und ihn so unaussprechlich schön gefunden; aber von nun an sollen Sie ihn noch weit schöner finden und ihn nun nie wieder anblicken, ohne der erhabensten Empfindungen, deren ein Mensch nur fähig ist, dabei theilhaf-

tig zu werden. Gros ist die Erde, die wir bewohnen; aber wenn wir auch noch hundertmal mehr von ihr, als wir von diesem Altan sehen, wirklich auf einmal überschauen könnten, was wäre dis gegen einen einzigen Blik zum Himmel, mit dem wir so unzählig viel Sterne auf einmal umfassen? dort oben, dort oben ist noch unendlich mehr zu sehen, zu erforschen, zu bewundern und anzustaunen, als hierunten.

Theodor horchte hier sehr auf. Rothe fuhr fort und erzählte ihm auf eine für ihn faßliche Weise zuförderst, was er sich unter Himmel und Sternen zu denken habe. Alsdann sprach er von der Grösse der leztern, von ihrer wahrscheinlichen Bestimmung und von ihrer unzählbaren Menge. Er ließ ihn vielfältige Versuche mit den besten Sehröhren machen, durch welche er noch mehr Sterne erblikte, als er so mit unbewafneten Augen sah. Hieraus machte er ihm begreiflich, daß er, wenn er noch bessere Tuben hätte, noch mehr höhere Sterne sehen würde, und daß er, wenn er oben in dem lezten Stern, den er jezt sähe, stände, wieder so einen gestirnten Himmel über sich haben würde, wie jezt.

Da stand Theodor wie ausser sich selbst entrükt. Er ließ die Arme hangen, hatte den Mund offen, machte seine grossen Augen noch einmal so gros und schien Mangel an Respiration zu haben. Endlich drängte er die Frage hervor — So gehts wohl noch immer weiter hinauf so fort?

Rothe. Immer weiter hinauf noch so fort.

Theodor. Und wohl gar ins Unendliche so fort?

Rothe. Ins Unendliche so fort.

Theodor. (stammend.) Ah! — — Wie ist mir doch zu Muthe! — Mir wird, als schwände ich ganz ein und würde wie das kleinste Würmchen. (abgebrochen.) Wenn ich doch nur wüßte — —

Rothe. (die Freude in den Augen.) Was mögten Sie denn gern wissen?

Theodor. (der wie aus Schaam einen Ausweg sucht.) Aber die Sonne ist doch wohl das grösseste unter allen Gestirnen, die wir sehen?

Rothe. (den Kopf aus mehr denn einer Ursache schüttelnd.) Sie fragen mich das nicht, Prinz, was Sie mich fragen wollten.

Theodor. (treuherzig.) Warten Sie doch nur! Ich will Sie es schon noch fragen. Ich weiß nur noch nicht recht, wie ich die Frage angebe.

gebe. Jezt antworten Sie mir doch nur wegen der Sonne.

Rothe nahm jezt seinen verlohrnen Faden wieder auf und fing an, dem Prinz von unserm Sonnensistem seinen Verstandeskräften angemessene Begriffe beizubringen. Theodor horchte hier noch mehr auf, als vorhin, erschrak über die ihm beschriebene Grösse der Sonne und ließ es sich an den Augen absehn, daß jezt neues Licht in seiner Seele aufgehe. Es schlug zehn, es schlug eilf Uhr; — der Prinz war noch immer gleich aufmerksam. Tausend Fragen, tausend Antworten, tausendfaches Erstaunen. Begrif er etwas nicht gleich ganz: so mußte es ihm Rothe nochmals, und so lange vordemonstriren, bis er es verstand. Nun erst konnte ihm Rothe Sonnenauf- und Untergang erklären; nun erst erzählt' er ihm, woher Viertel- und Vollmond kämen. Der Prinz ward ausserordentlich vergnügt und rief einmal über das andre aus — nun, so viel hab' ich doch in meinem Leben an einem Abend noch nicht gelernt, als heute!

Der Vollmond war nun herrlich heraufgestiegen. Es schlug halb zwölf Uhr. Der Prinz sah ihn jezt unbeweglich an, ohne etwas zu sprechen, und — fing an zu gähnen. Rothe

ließ ihn sich auf eine daselbst befindliche Ruhebank setzen, und machte sich einen Bewerb herunter zu gehen. Als er nach einer halben Viertelstunde zurükkam, lag Theodor auf der Ruhebank lang ausgestrekt und — schnarchte. Man konnte es an seiner Lage sehen, daß er, das Gesicht noch nach dem Monde gerichtet, eingeschlafen war; vermuthlich um ihn nicht zu verlieren, weil derselbe seinen immer kleiner werdenden Augen auch immer kleiner geworden seyn mogte. Der Mond hatte dismal aber wirklich Schlafkörner ausgestreut und ihn eingewiegt. Rothe lachte und ließ ihn schlafen. Es war ihm gerade recht, daß der Prinz jezt schlief, und erfreute sich im voraus darauf, daß selbiger so lange schlafen mögte, bis der Mond total verfinstert wäre. Die Verfinsterung hub an; — Theodor schlief fort. Die Verfinsterung ward total; — Theodor schlief noch.

Rothe. (der nun an ihn hingeht und ihn schüttelt.) Prinz, Prinz, Sie schlafen ja doch? Geschwind wachen Sie auf!

Theodor. (der schnell aufspringt.) Ich schlafe nicht. Ich hatte mich nur so etwas hingelegt. Und da schien mir der Mond so in die Augen. (sich die Augen auswischend, als wenn die Ursache

der

der Dunkelheit in diesen noch läge.) Wo ist der Mond? wo ist aber der Mond?

Rothe. (hinweisend.) Da ist er.

Theodor. (erschrocken.) Und das wäre der Mond? Ach, wie sieht der aus? was ist ihm angegangen? was ist das?

Rothe. Er hat tiefe Trauer angelegt — der arme Mond, der vorher so schön war. Und daran ist unsre Erde schuld.

Der Prinz sah sich immer nach allenthalbenhin betreten um. Der ganze Anblik des Himmels hatte sich, während daß er geschlafen, verändert, und es war jezt, als wenn nichts, als heilige Schauer vom Himmel herab auf die beobachtende Seele fielen. Dicke Finsterniß dekte die ganze Erde, schwebte in der Luft und schwärzte das Firmament. Der Anblik der Sterne aber war jezt überaus schön. Wie ein grosser ausgespannter schwarzer Teppich war der Himmel überall mit selbigen besäet. Viel tausend und aber tausend, die vorher gar nicht zu sehen gewesen waren, leuchteten jezt, und die übrigen schon sichtbar gewesenen funkelten wie in verdoppelter Grösse und mit verdoppeltem Glanz.

Theodor. Ach nun besinn' ich mich, eben so, wie das jezt aussieht, hat mein Vater ein

Ge-

Gemählde, das in seiner Bibliothek hängt; und ich habe immer nicht gewußt, was das bedeuten sollte. (nach Unterbrechungen.) Es war mir erst, als wenn ich darüber erschräke, aber es ist doch nun auch wirklich ein recht vortreflicher Anblik. — Wie so heilig still alles um mich her ist! Wie so niedrig und flach und wie doch auch so erhoben alles in mir ist. — Und die Sterne, — wie viel, wie gros! — Sagen Sie mir doch nur, lieber Hofrath, wie sich das alles so verändert habe.

Rothe. Was die Sterne betrift, so stellen Sie sich vor, als sähen Sie Abends in sehr weiter Entfernung eine Illumination, bei der sehr viel kleine Lämpchen, viel grosse Lichter und ein recht sehr grosses Licht brännten. So lange das leztere brennt, sehen Sie die erstern gar nicht; aber so wie jenes erlischt, kommen diese alle zum Vorschein, und die übrigen Lichter lassen auch gröſſer, als vorher. Eben so ists jezt am Himmel, da der Mond kein Licht hat. Es wird aber nicht gar lange währen, so wird er allmählich wieder erleuchtet werden.

Theodor. (der den Mond anblikt.) Mich dünkt, der eine äusserste Rand werde schon wieder weislicht. — O erzählen Sie doch weiter, wie das so zugehe.

Hier:

Hierauf machte ihm Rothe die ganze Geschichte der Mond- und Sonnenfinsternisse recht sinnlich deutlich.

Theodor. (äusserst froh.) Ach nun versteh' ich doch alles — nun versteh' ich doch alles. Aber eins noch — lieber Hofrath — —

Rothe. Und was denn noch?

Theodor. Sagen Sie mir nur — (sieht nach seiner Uhr und freut sich.) Ja, es hat doch wirklich zugetroffen — sagen Sie mir nur, wie Sie diese Mondfinsterniß haben vorher wissen und so genau vorher wissen können?

Rothe. Prinz, das wird von unsern Astronomen schon lange vorher ausgerechnet, und so pünktlich ausgerechnet, daß es, wenn sonst die Uhren richtig gehen, auf die Minute trift.

Theodor. (sehr im Affekt.) Das ist ja etwas ganz erstaunendes!

Rothe. Ja wohl ists das. Und es zeugt auf der einen Seite von der erhabenen Grösse des menschlichen Verstandes, der nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel auszumessen gelernt hat; aber es zeugt auch auf der andern Seite von der unendlicherhabenern Grösse der Weisheit und Ordnung, welche in den Lauf der Gestirne am Himmel herrscht. Ach Prinz, hier erliegt der menschliche

liche Verstand unter den unaussprechlichen Entdeckungen, welche er in jenen Höhen ohne alles Ende machen kann und wird . . . Und hier hören Sie mir nun einmal recht aufmerksam zu.

Nun vollendete Rothe seinen vorhin abgebrochnen Vortrag über unser Sonnensistem, beschrieb dem Prinz so deutlich, als möglich, die Umwälzungen der Planeten um die Sonne, machte ihn äusserst aufmerksam auf die bewundernswürdigste Regelmässigkeit darin, und schloß damit, daß dis alles seit undenklichen Zeiten in unverrükter Ordnung so gedauert habe und noch undenkliche Zeiten hindurch in gleicher Ordnung fortdauern werde.

Hier ward die Seele des edlen Jünglings auf das höchste gespannt. Der Strom seiner Empfindungen riß ihn fort. Er fiel seinem Lehrer in die Arme und stammelte recht vertrauensvoll. Sagen Sie mir doch nur, lieber Hofrath — — ach ich weiß doch gar nicht, wie ich recht fragen soll — —

Rothe. (herzlich und den bevorstehenden Augenblik mehr, als sein ganzes Leben segnend.) Nur her mit der Frage, liebster, bester Prinz, sie komme heraus, wie sie wolle.

Theodor. (seinen Kopf an Rothens Brust gelehnt.) Sagen Sie mir doch — ja — woher

das alles so ist und wie das alles so besteht und fortdauert . . . (drükt Rothen noch fester an sich.) Aber werden Sie ja nicht böse auf mich, daß ich diese Frage thue. Ich habe sie schon tausendmal an mich gethan. Das mag aber wohl kein Mensch sagen können, antwortete ich mir immer.

Rothe. (der mit beiden Armen den Prinz aufs innigste umschließt.) Lieber, lieber Prinz, — von diesem Augenblik an nun erst recht glüklich und selig! Ja, ich will es Ihnen sagen. In dieser Lage, wie Sie an meinem Herzen liegen, will ich es Ihnen sagen. Bleiben Sie so an mir liegen und fühlen Sie, wie Ihnen mein Herz dabei stärker, als je, entgegenklopft. — Es ist ein ewiggrosses, unsichtbares Wesen, durch welches alles, was Sie da sehen, entstand und besteht. Mit einer Ehrfurcht und mit einer Frömmigkeit, der nichts gleicht, spreche ich zum erstenmale den Namen desselben vor Ihnen aus — Allvater, Allmächtiger, Allweiser, Allguter, Schöpfer aller Dinge, der immer da war und immer seyn wird — GOTT . . . In der Sonne ist er; im Mond ist er; in jedem der Millionen Sterne ist er; hier auf der Erde ist er. Und allenthalben, wo er ist, da schaft er, da wirkt er, da

seg-

segnet er. Er ist nicht nur in jeder von seinen tausendmaltausend Welten; er ist auch bei jedem der millionenmalmillionen Geschöpfe in jeder derselben. Auch bei uns ist er hier in dieser Mitternachtstunde und der Gedanke an ihn senkt Licht und Freude in unser Herz. Daß wir jezt seinen Himmel betrachten können, daß wir uns dabei so glüklich fühlen, ja unser Gedanke selbst an ihn jezt ist seine Kraft. Daß wir uns bewegen, daß unsre Lungen sich zusammenziehen, und wieder ausdehnen, daß unser Blut in den Adern umläuft, alles, alles wirkt er in uns.

Rothe konnte es recht fühlen, wie Theodors Busen sich jezt weit ausdehnte und gegen den seinigen preßte. Ach Gott — ach Gott — hörte er ihn seufzen und fuhr fort:

Auf der Erde ist schon alles voll von Beweisen für Gott, aber wer recht innig an Gott glauben lernen will, der muß zum gestirnten Himmel aufblicken. Wenn schon so viel Verstand dazu gehört, Sonn- und Mondfinsternisse auszurechnen und den Lauf der Planeten zu messen, welch ein unendlicher Verstand muß das seyn, der den Planeten ihren Lauf anwies und die Regeln bestimmte, nach welchen diese ungeheuren Körper in den bewundernswürdig-

sten Verhältnissen gegen einander sich um ihre Sonne wälzen und nie aus ihrem Gleise treten! Und so erstaunend viel dis nun zwar schon an sich ist, so erstaunend wenig ist es doch gegen das Ganze, wovon wir noch zu reden haben. (Bei diesen Worten wendete Rothe den Prinz von sich wieder ab, und mit dem Gesicht gen Himmel.) Nun sehen Sie einmal — dieses unser Planetensistem ist ja nicht der ganze Sternhimmel. Jeder von jenen zahllosen Fixsternen, die Sie da noch erblicken, ist wieder so eine Sonne, die wieder ihr eigenes Sistem macht und ebenso Planeten um sich hat, die sie erleuchtet, wie die unsrige. Und über diesen Sonnen noch so viel Sonnen. Und über diesen wieder noch so viel. Und alle diese Sonnensisteme so in der vollkommensten Ordnung gegen einander abgemessen und nach uns ganz unerforschlichen Regeln ebenso mit einander zum grossen Weltganzen und Weltall verbunden, wie in unserm einzelnen Sonnensistem die Planeten gegen einander gestellt und mit einander verbunden sind . . . Ach Prinz, Prinz, was sagen Sie? Nun, nun erst machen Sie sich einen recht würdigen Begrif von Gott . . . Nun öfne sich ihm Ihr ganzes Herz!

Rothe hatte dis kaum gesagt, als er durch den unerwartetesten Auftritt bis zum Himmel-

zen gerührt ward. Prinz Theodor — als wenn er schon wer weiß wie oft gebetet hätte — fiel auf seine Knie und sprach laut: O du grosser, grosser Gott — nun kenne ich dich und bin darüber so froh! Bist du es, der uns alles giebt — ach bist du es? O du lieber, lieber Gott, wie habe ich dich dafür so lieb! Ach du hast ja so viel Verstand — gib mir doch auch immer mehr Verstand, daß ich ein recht guter Mensch werde!

Rothe hätte in Freudenthränen zerfliessen mögen. So dunkel es war, so erblikte er doch die hohe Andacht des edlen gefühlvollen Jünglings. Es war, als spiegelten sich die Sterne in seinen Augen; so glänzten diese. Die höchste Simpathie zog ihn neben Theodorn nieder.

„O Vater, betete er dem Prinz nach, weiser und guter Vater — du Vater aller deiner Sonnen am Himmel und aller deiner Würmer auf Erden — dir heiligte sich jezt feierlich zum erstenmale ein guter Jüngling, welchen dein Daseyn schon oft wie eine geheime Ahndung umschwebt haben mag. Gib ihm Weisheit, die du so gern gibst, und laß ihn diese Mitternacht nie vergessen. Mitten in der Finsternis der Natur ging ihm das Licht des Glaubens an dich auf. Gott, Gott, erfülle ihn

recht

recht mit diesem Glauben und laß ihn dich allenthalben finden. Leite ihn zu immer rechtschaffenern und edlern Gesinnungen und segne ihn mit recht hohen Kräften zur Ausübung des Guten!

Prinz, Prinz, sprach er darauf fort, während daß er Theodorn knieend an sein Herz drükte, das heißt beten. Sie haben gebetet ohne daß Sie Unterricht darüber empfangen haben. So natürlich ist die Handlung des Gebets, daß man sie nicht von andern erst lernen darf. Ach thun Sie das oft, so werden Sie ein recht guter Mensch werden. Und nun haben Sie den Gott, den Sie erkannt haben, vor Augen. Wir wollen noch recht viel von ihm reden. Jezt thun Sie ihm hier das Gelübde der Tugend. Ach, diese Augenblicke sind zu feierlich, als daß wir sie unbenuzt für Ihr Herz auf Ihre ganze Lebenszeit vorbeilassen sollten! — Prinz, vor allen Sternen — vor allen Sonnen Gottes — reden Sie — reden Sie — —

Theodor. (der beide Arme gen Himmel strekt.) Gott, bei deinen Sternen — bei meinem Vater und bei meiner Mutter — ich will tugendhaft seyn.

Dem holden Jüngling zitterten alle Glieder. Er war wie freudig und auch wie erschrocken,

und sprang mit den Worten auf: lieber Hofrath, ich muß mich setzen. Mir ist, als würd' ich hoch in die Höhe gezogen, und auch, als sollt' ich da tief hinunter fallen. Rothe sezte sich zu ihm. Unterdessen schien der Mond schon wieder zur Hälfte, ohne daß einer von beiden darauf Acht gab.

Rothe. (der Theodorn in die Augen sieht.) Was machen Sie, mein Prinz?

Theodor. (freundlich.) Jezt wird mir wieder anders. (Rothen küssend.) Ach wie danke ich Ihnen so viel tausendmal dafür, daß Sie mich in dieser Nacht mit Gott bekannt gemacht haben! Nun ist mir doch die ganze Welt noch einmal so lieb und so schön. Es war mir seither immer, als wenn mir noch etwas fehlte. Und es hat mir wirklich auch recht viel gefehlt. Nun, nun habe ich alles, und bin so ruhig und zufrieden, als ich in meinem Leben nicht gewesen bin.

Rother. Guter Prinz! erhalten Sie nun doch den Gedanken an Ihren Schöpfer auch immer sich gegenwärtig. Ketten Sie ihn an den Anblik jedes Schönen in der Natur; ketten Sie ihn recht unzertrennlich an den Anblik des gestirnten Himmels, aus dem Sie ihn zuerst geschöpft haben, und feiern Sie bei jeder künfti-

gen Finsterniß an Sonne und Mond das Fest Ihrer ersten Gottesverehrung mit recht frommer Andocht.

Theodor. (nachdem er noch eine Weile ganz vor sich hin gesessen hatte.) Ach sehen Sie einmal da, wie hell und schön der Mond wieder geworden ist.

Rothe. Ja auch. So hatte uns der Gedanke an den Mondschöpfer des Mondes vergessen gemacht! — Lassen Sie uns nun die Verfinsterung bis zu ihrem Ende noch betrachten.

Von den kleinsten Sternen verschwand nun wieder einer nach dem andern. Die übrigen jederzeit sichtbaren erschienen wieder in ihrer blos gewöhnlichen Grösse. Der Mond trat ganz aus seinem Schatten hervor und prangte wieder in seinem völligen Glanze. Freude und Trost schien mit seiner Lichtfülle für die ganze Natur wieder zurükzukehren. Im tiefen Morgen leuchtete schon ein schwacher Schein herauf.

Rothe. Sehen Sie da einen neuen bevorstehenden schönen Aufzug vom grossen Schauspiel der Natur! Da sind schon die allererstenVorboten vom Anbruch des Tages. Doch von diesem Akt wollen wir zu einer andern Zeit einmal Zuschauer seyn, und jezt die Ruhe suchen,

welcher jedes lebende Geschöpf zu seiner Erhaltung bedarf.

Freudig nahm Theodor vor Vollmond und allen Sternen Abschied und sprach noch im Hergehen vom Altan — das war eine Nacht!

Am Morgen, als Rothe erwachte, sah' er von weitem den Prinz, wie er im Bette aufgerichtet sas, die Hände bald erhub, bald übereinander legte und dabei starr gen Himmel blikte. „Er betet" dachte er bei sich selbst und ließ ihn ungestört. Als der Prinz aufstand, gab er selbst zu einer Unterhaltung über die Schönheit des Morgengebets Anlas.

Rothe. Zu allen Arbeiten und Anstrengungen unsrer Gedanken sind wir nie geschikter, als — in den ersten Morgenstunden. Unsre ganze innere Kraft, welche durch das Wohlbehagen des Körpers nach einem guten Schlaf ihre gehörige Spannung wieder erhalten hat, ist alsdann noch beisammen. Wir sind durch neue Gegenstände des Tags und der Welt noch nicht zerstreut, und hangen an den ersten sich uns darbietenden Ideen weit fester, als hernach an allen übrigen, von denen schon immer eine die andre wieder verdrängt. Wie so schön muß uns das Gebet gelingen, wenn Gott unter

allen Ideen des Tags die erste ist, welche sich uns darbietet! Wir werden uns nicht nur auf der Stelle auf diese Idee heften, sondern uns auch dadurch den Ton auf den ganzen Tag geben; denn es ist aus Erfahrung bekannt, daß diejenige Idee, welche an einem Tage die erste in uns ward und uns mit fortriß, hernach allen übrigen Ideen, die sich den ganzen Tag über uns darbieten, ihren Anstrich mittheile, auf sie Einflüsse habe und eine Art von Regiment über sie ausübe. So theilt uns eine frohe Morgenstunde auf den ganzen Tag eine frohe Stimmung, und eine traurige Morgenstunde eben so auf den ganzen Tag eine traurige Stimmung mit. Ach, wie schön muß es also für uns seyn, wenn Gott die erste Idee am Morgen wird, die uns fest ergreift und innigst beschäftigt! Dadurch werden wir auf den ganzen Tag eine fromme und edle Stimmung erhalten. Wir werden nichts Böses ausüben, an der blendenden und tösenden Eitelkeit kein Wohlgefallen finden, die stillern Freuden der Natur, der Freundschaft und des Wohlthuns suchen, und allen unsern Pflichten ein Genüge thun. Und so alltäglich uns auch der Schlaf ist, so ist doch jedes Wiedererwachen von selbigem für uns ein ganz sonderbares Ge-

fühl. Man darf nur auf sich selbst dabei Acht haben. Es ist uns gerade so, als kämen wir in die Welt, in der wir doch schon lange waren, und in der wir Abends vorher uns auch schlafen legten, erst an, würden mit allen Gegenständen, die uns umgeben, erst bekannt, — nur daß dies Bekanntwerden mit ihnen gar äusserst-schnell hintereinander vor sich geht — und träten erst in das Daseyn ein. Würden wir aber nicht, wenn wir gleich mit vernünftigen Bewußtseyn geboren worden wären, unsern Urheber bei unserm Eintritt in die Welt recht feierlich dafür angebetet haben? Nun, so wollen wir dis wenigstens jezt, nachdem wir zum vernünftigen Bewußtseyn gelangt sind, an jedem Morgen thun, als da uns etwas ähnliches von unserm ersten Eintritt in die Welt wiederfährt.

Theodors erstes Gefühl an jedem Morgen ward nun das Gebet, und er beschlos, dieser frommen Gewohnheit sein ganzes Leben hindurch treu zu bleiben. Die nächsten darauf folgenden Tage über unterhielt sich Rothe noch mit ihm über das Daseyn und über die Bewundernswürdigkeit Gottes.

„Wir wollen, sprach er einst, nun vom Grossen zum Kleinen heruntergehen und die Gottheit in der Einrichtung, die für jeden

Wurm

Wurm auf Erden getroffen ist, ebenso unleugbar wiederfinden und ebenso anbetenswürdig erblicken, als wir sie in der unübersehbaren Einrichtung des unermeslichen Weltalls fanden und erblikten. Es ist, als ob unsre schwache Vernunft, wenn sie sich in jenen grenzenlosen Räumen voll heiligen Erstaunens verlohren hatte, sich nach Betrachtungen dieser Art sehnte, um in dem höhren Grade von Begreiflichkeit derselben sich wieder zu sammlen und auszuruhen.

Hier nun zog Rothe das Merkwürdigste und Unterhaltendste aus der Naturkunde des Erdbodens zusammen und trug es Theodorn vor. Er grif dabei zuförderst nach dem, was nahe um sie her war und wovon er ihn mit eignen Augen überzeugen konnte. Hernach versezte er sich mit ihm in die Nachbarschaften; dann in die Fremde; dann in die entferntesten Gegenden der Erde und benuzte hierzu die besten neuesten Reisebeschreibungen. Er durchwandelte mit ihm alle Reiche der Natur, machte ihn allenthalben auf Mannigfaltigkeit, Kettengefolge und Uebereinstimmung von allen Seiten zu einem einzigen gemeinschaftlichen Plan aufmerksam „und hielt sich besonders mit ihm im Thierreiche auf. So Gottes Daseyn, Weisheit und Güte dem ge-

fühlvollen Jüngling anschaulichst gemacht, durchdrangen sie seine ganze Seele und bildeten ihn von Augenblik zu Augenblik mehr zu einem ihrer würdigsten Gläubiger und Verehrer. Rothe erzählte ihm dabei, wie viel Zeit es gebraucht, ehe der menschliche Verstand alle diese Entdekungen gemacht, und wie lange es gewehrt, ehe die Menschheit sich von den gröbern Vorstellungen über Gott zu den edlern aufgeschwungen hätte. Er schilderte ihm den Zustand vieler Weltvölker, welche noch bis auf dieſen Tag jenen ergeben wären, und ließ ihn das höchste Glük des menschlichen Herzens und die höchste Ehre des menschlichen Verstandes in dem Besiz des leztern fühlen. Fürst Adolf besuchte sie, während daß sie auf dem Landhause waren, häufig, und es schien, als wenn er in seiner Residenz unterdessen gar kein Bleibens hätte.

Theodor. (als Adolf zum erstenmal nach der Mondfinsternis kam.) Ach lieber Vater, lieber, bester Vater, was ist unterdessen alles in mir vorgegangen, daß ich Sie nicht gesehen habe!

Adolf. Was denn, mein lieber Sohn? O erzähl mir doch!

Theodor. Ich habe den Ewigen anbeten gelernt — Ihren und meinen Gott. Ach, welche Freude, welch Entzücken, was für

ganz

ganz unaussprechliche und noch nie gehabte Empfindungen habe ich da genossen! Das kann ich Ihnen doch gar nicht sagen, wie mir da gewesen ist. Bald, als wenn jezt finstre Nacht um mich würde und in mir selbst eine Stimme spräche, — was willst du, du Wurm in der Welt, du Stäubchen gegen das Ganze? sinke, falle nieder, bleib liegen; — bald wieder, als umgäbe mich plözlich ein Schein von viel tausend Lichtern, und als ergriffe mich jemand bei der Hand und spräche freundlich zu mir — richte dich auf, schaue in die Höhe und sei frohen Muths. — — Und von der Zeit nun an, daß ich Gott weiß, bin ich wie gestärkter. Ich lerne nun noch lieber, als sonst, und wollte nun um alles in der Welt willen noch weit weniger etwas Böses thun oder schlecht seyn, als sonst. Und die ganze Welt ist mir seitdem lieber, und alles, alles gefällt mir in ihr besser, weil ich nun weiß, daß der liebe Gott es sei, der alles so schön gemacht hat. So weiß ich doch nun, wem ich für alles Gute zu danken habe, und dieser Dank macht mir jede Freude noch weit schöner.

Adolf. (der ihn auf das zärtlichste umarmt.) O mein Theodor! — Sieh, auf diese Tage hab' ich mich gefreuet seit Jahren schon. Nun

sind sie da; wohl uns! Ich habe dich mit Vorsaz erst so heranwachsen und Vernunftgebrauch erlangen lassen, damit die ersten Eindrücke, welche Gott auf dein Herz machte, gleich recht edel und vollkommenwirksam seyn sollten. Welche herzliche Zufriedenheit empfinde ich darüber, daß ich mich weder in meinem Plan noch in dir getäuscht habe! Nun wachse, wie du an Grösse und Kraft wächsest, auch in der Erkenntnis deines Schöpfers fort. Laß diese Erkenntnis, je vollkommner sie wird, auch desto stärker auf alle deine Gesinnungen wirken und desto sichtbarer aus allem deinen Thun hervorleuchten. Ich, dein Vater, bin nicht immer bei dir, und werde einst ganz von dir scheiden, wenn meine Stunde schlägt; er aber, der Allvater, ist immer bei dir, und wird allenthalben noch bei dir seyn, wenn ich nicht mehr bin. Ehre ihn durch Weisheit und Tugend! Sei rechtschaffen in allen künftigen Tagen deines Lebens; so wird dich Gott nicht nur, soudern auch sein Wohlgefallen an dir immerdar begleiten. Auch meines Lebens Trost ist Er, und soll es seyn, so lang' ich bin. Ich bin zwar der Fürst dieses Landes; aber vor Gott bin ich doch nur Staub, wie mein geringster Unterthan. Ich freue mich, so oft ich sehe, daß mein Volk mich ehrt und

liebt;

liebt; doch nur alsdann, wenn ich mich mit diesem Bewußtseyn vor Gott liebe- und ehrfurchtsvoll beuge, fühl' ich mich erst recht glüklich. Bleib immer so gesinnt, wie ich, und wie du auch jezt bist!

Theodor. O lieber Vater, so lange ich lebe, soll Gott mein liebster Gedanke seyn; und wenn dis ist, wie könnte ich ein schlechter Mensch werden? Ich sah vorher schon ein, daß ich rechtschaffen seyn müßte; wie vielmehr will ichs nun seyn, da ich an Gott glaube!

Der Prinz erzählte seinem Vater noch viel von den schönen Erkenntnissen, welche ihm Rothe in der unvergeßlichsten aller Nächte und auch hernach noch beigebracht hatte. Adolf freute sich nicht sowohl über sein Gedächtnis, als über die vortreflichen Empfindungen, welche das Erlernte in ihm gewirkt hatte, und die er beim Erzählen fast ununterbrochen zu erkennen gab.

Adolf. (zu Rothen hernach allein.) Es ist also erwiesen wahr, das durch den zu frühen Unterricht über Gott, die erste, stärkste Kraft der Religion auf das menschliche Herz verlohren geht. Da sollten sie doch nun einmal hier seyn, diejenigen Verfechter des alten Schlendrians, und alle ihre Zöglinge, die sie auf die gewöhnliche Weise gebildet haben, gegen meinen Theo-

dor aufstellen, und forschen, ob in irgend einem derselben der Enthusiasmus für Gott walle, welcher in ihm lebt und webt. Gott ward jenen schon etwas Altes, ehe sie einmal eines vernünftigen Begrifs fähig waren. Wie sie nun gewöhnt wurden, gleich anfangs ohne Vernunft an Gott zu denken: so denken sie auch hernach so fort. So durchdringt ihren Verstand nie das wahre Licht von Gott, und mithin auch ihr Herz nie die wahre Wärme gegen Gott. — Ermüden Sie nicht, bester Rothe, in der so herrlich gelingenden Ausbildung der Seele des künftigen Fürsten dieses Landes; und da er sich als ein so vernünftiger, guter Jüngling zeigt: so überlass' ich es Ihnen nun auch, ihm, wie Sie es für gut finden, diese seine künftige Bestimmung bekannt zu machen.

Rothe. Ich denke, daß die Stunde, in welcher ich den Religionsunterricht an ihm vollende, dazu die geschikteste seyn werde.

Nun folgte in der Religion Theodors die Lehre von der Providenz.

Rothe sprach erst viel mit dem Prinz über die Weise guter Hausväter, die ihre Oekonomie nicht nur nach den weisesten Regeln der Wirthschafts-

schaftsführung einrichteten, sondern auch hernach durch immerwährende Aufsicht den bestmöglichsten Fortgang derselben bewirkten. Auch sprach er mit ihm von weisen und guten Fürsten, die ihrem Staat nicht nur die vollkommenste Verfassung zu geben suchten, sondern die sich auch der Regierung und zwar der Selbstregierung desselben nicht begäben. Er bewies ihm, daß beide durch das leztere nicht nur unweit mehr noch thäten, als durch das erstere, sondern daß ihnen solches auch noch weit mehr zur Freude gereichen müßte. Hierauf brachte er ihm die würdigsten Begriffe von der schon verstrichenen Dauer der Welt bei, die denn freilich über die gewöhnlichen geringfügigen sechstausendjährigen himmelhoch erhoben waren. Er unterhielt ihn mit den grössern Revolutionen, welche die Erde erlitten hat, sezte hinzu, daß es vermuthlich mit allen den übrigen Himmelskörpern dieselbe Bewandnis habe, und ließ ihn in diesen Revolutionen selbst das erhabenste Mittel entdecken, wodurch jeder einzelne Weltkörper sowohl als auch das Weltganze erhalten würden. Hier staunte Theodor hoch und hehr. Mitten durch natürlichentstehende Verwirrungen in der phisischen Welt sah er eben so natürlich die vollkommenste Ordnung in ihr wiederhergestellt wer-

den. Scheinbare Ruinen wurden ihm die Grundlagen grösserer Anstalten und Werke. Da bereitete sich sein eignes Herz zur Annahme des grossen Gedankens, der in allen Religionen den ihm gebührenden Plaz behauptet hat — daß, wenn man schon mit seinen Betrachtungen über die Entstehung der Welt nicht zu Licht und Ruhe gelangen könne, ohne zu einem unendlichen Urwesen seine Zuflucht zu nehmen, dessen Werk sie sei, man noch weit weniger über die Fortdauer der Welt mit seinen Gedanken fertig werden möge, ohne die immerwährende Direktion dieses Wesens über sie zu glauben.

Mit diesem grossen Grundsaz unterhielt Rothe seinen Zögling verschiedene Tage hintereinander. Er vermied in seinen Betrachtungen das spekulatifische, verwies ihn nur immer auf die sonderbarsten Ereignisse in der Natur selbst, und suchte ihm die ganze Lehre von der Providenz so praktisch schäzbar zu machen, als möglich.

So oft ich darüber nachdenke, daß die Welt von dem, der sie schuf, auch regiert werde, sprach er an einem schwülen Nachmittage, da sie unter einer Jesminlaube sassen, aus der man

die Aussicht über den Fluß hin hatte — so oft fallen mir auch der gute Hausvater und der weise Fürst ein. Jener ließ sich nun um alles in der Welt willen nicht die Regierung seines Hauswesens nehmen, und dieser nicht die Regierung seines Staats. Diese Regierung macht beiden erst recht die gröste Freude. Wenn sie dann sehen, wie ihr Werk so herrlich von statten geht; wenn jede neue Erfahrung hievon ihnen die Richtigkeit ihrer Principen, welche sie dabei zum Grunde legen, noch anschaulicher macht; wenn sie Zeugen davon sind, wie ihre Anstalten durch ihre innere Güte mit der Länge der Zeit noch immer vollkommner werden: o was für eine reine und überschwengliche Glükseligkeit müssen sie hieraus schöpfen! Und diese sollten sie nicht geniessen wollen? Machte es ihrem Herzen Ehre, wenn ihr Hang, ihre Zuneigung gegen ihr Haus und gegen ihren Staat etwa nur vorübergehend gewesen wären, so daß sie beide in der ersten Aufwallung derselben gestiftet hätten und mit einem Enthusiasmus darüber hergerathen wären, der sich nach der Zeit verlohren hätte? Müssen sie nicht stets sich noch so zu bezeigen suchen, daß man es ihnen ansehe, daß sie ihr Haus und ihren Staat noch jezt so einrichten würden, wie sie ihn eingerich-

tet haben, wenn sie ihn noch nicht so eingerichtet hätten? Und können sie dis deutlicher beweisen, als dadurch, daß sie in die Forterhaltung derselben, so, wie diese sind, noch immer unaufhörlich einflieſſen? Nur hiedurch können sie darthun, daß sie von der Vortreflichkeit ihrer getroffnen Einrichtungen noch immer so überzeugt sind, als sie damals waren, da sie sie trafen. Je mehr sie dis sind, desto mehr werden sie auch die Dauer derselben wünschen. In der Masse nun, in welcher ihr Haus und ihr Staat weitläuftiger sind, sind auch Irrungen und Unordnungen in selbigen mit der Zeit unvermeidlich. Sie sehen diese zwar vorher; aber um sie ganz unmöglich zu machen, hätten sie Haus und Staat ungestiftet lassen müssen. So sorgten sie zwar schon auch für die künftige Wiedergutmachung und Wiederherstellung dieser Unordnungen, konnten doch aber die Mittel dazu nicht eher in Thätigkeit setzen, bis die Unordnungen wirklich da waren. Mithin behielten sie sich die immerwährende Aufsicht darüber vor, und konnten sich derselben nicht begeben, ohne Haus und Staat aufs Spiel zu setzen. — Das grosse Haus, das Gott baute, der grosse Staat, den Gott einrichtete, ist — die Welt. So wird sich GOtt noch weit

weni-

weniger von seiner Welt trennen, als der Hausvater von seiner Wirthschaft und der Fürst von seinem Staat; er, der unendlichmehr Ordnung in seine Einrichtungen verwebte, als diese in die ihrigen, und der an der Ordnung noch unaussprechlichmehr Wohlgefallen und Freude hat, als sie; er, der in dem grossen unendlichen Weltall den Abdruk seiner eignen unendlichen Majestät findet und der in keinem Augenblik von uns als unthätig gedacht werden darf. Ja, was noch mehr ist, Gott wird nicht nur, er kann auch nie sich von seiner Welt trennen. Ich will Ihnen dis auf zweierlei Art begreiflich zu machen suchen. Nehmen Sie einen Baumeister, der ein grosses Gebäude aufführt. Wenn dieser das Gebäude ganz fertig hat, so läßt er es stehen und — geht davon. Warum? weil es ganz fertig ist, und er nichts, gar nichts mehr dabei zu thun hat. So ists aber mit dem obersten Baumeister nicht beschaffen. Dieser kann nie, daß ich so sage, von seiner Welt gehn. Warum? weil er nie, nie mit ihr ganz fertig wird. Wer sich vorstellen wollte, daß die Welt, so wie sie jezt da ist, das Werk einiger Augenblicke oder Tage bei Gott gewesen sei: der würde für seinen Verstand eben kein sonderliches Zeugniß dadurch ablegen. Durch allmähliche

Ausbildung, Entwickelung und Vervollkommnung ist sie so weit gediehen, wie sie jezt ist, und ist noch lange — lange nicht ganz ausgebildet, entwickelt und vollkommen. Unter jenen Sternwelten am Himmel mag es noch unzählige geben, die in ihrer Ausbildung noch lange nicht so weit gekommen sind, wie unsre Erde, und vielleicht nach Millionen Jahren erst bewohnbar sind. Selbst unsre Erde ist noch nicht völlig ausgebildet. So, wie sie viel Jahrtausende lang schon da war, ehe irgend eine ihrer Höhen aus dem sie umgebenden Wasser hervorragen konnte, die hernach zuerst bewohnt ward: so kommen noch immer von Zeit zu Zeit mehr Länder auf ihr aus dem Wasser zum Vorschein, die nach Reihen von Jahrhunderten erst wieder bewohnbar werden. Wie könnte man so eine Erde schon fertig und so eine Welt schon fertig nennen? Wie könnte sich aber Gott von ihr trennen, ehe sie fertig wäre? Und wäre auch Gott wirklich mit dem ganzen Weltall fertig — was sollte er denn nun thun? Ruhen etwa? O welch ein niedriger Begriff von einem unendlichen Verstande! Wie ist es möglich, daß ein Augenblik gedacht werden möge, in welchem dieser nicht thätig wäre? Wenn nun Gott aber nicht unthätig seyn kann, was

soll er thun, wenn das ganze Weltall fertig ist? Noch ein Weltall schaffen? Mehr als ein Weltall kanns nicht geben; so wenig als es mehr, als einen Gott gibt. Mithin mußte er also, wenn das Weltall fertig wäre, nun durch Regierung desselben thätig seyn, und kann sich also auf keine Weise von seiner Welt trennen. Aber, mein bester Prinz, es ist noch eine andre Vorstellung hievon übrig. Gott kann sich von der Welt nicht trennen, weil er über alle unsre Vorstellungen innigst mit ihr verbunden ist. Hier ist nicht nur eine Lücke in unserer Sprache, daß es uns an Worten fehlt, sondern auch eine Lücke in unsern Begriffen. — Lieber Prinz, die Natur des höchsten Wesens selbst ist uns unerforschlich. Wir können das Weltall nicht einmal unter unsre Begriffe bringen; geschweige denn den Baumeister des Weltalls. So, wie Gott allein nur den ganzen Umfang seiner Werke kennt, kennt er auch sich selbst allein nur vollkommen. Haben wir aber weder von dem Weltall, noch von Gott einen deutlichen Begriff: so werden wir noch weniger ergründen, wie Gott mit dem Weltall verbunden sei. Ich suche, wie gesagt, in dem ganzen Reiche der Einbildungskraft nach einem Bilde dazu, und in dem gesammten Ge-

biet der menschlichen Sprache nach Ausdrücken dazu; ich finde aber weder jenes, noch diese, weil es an einem deutlichen Begrif gebricht, den sie einkleiden und darstellen sollen. Alles, worauf ich immer hiebei zurükkomme, und worauf ich mich ewig als auf dem Mittelpunkt dieser Lehre drehe und wende, ist dis, daß alles, alles, was da ist, ebenso in jedem folgenden Augenblik durch Gott fortdaure, fortbestehe, oder noch sei, wie es in dem ersten Augenblik seines Daseyns durch Gott ward. Alle die Naturkräfte, welche wir unaufhörlich im Grossen und im Kleinen, im Ganzen und in den Theilen, an und ausser uns wirksam sehen, sind nichts anders als — irgend ein immerwährender Ausfluß der Gottheit. Seine Macht hat immer Vorrath und Ueberfluß an selbigen; seine Güte gibt sie gern her, und seine Weisheit bestimmt ihr Maas und ihre Vertheilung. Hier, Prinz, müssen wir nun aber auch unsern Stab hinsetzen und nicht weiter in unsern Erforschungen gehen wollen; sonst gerathen wir in die Irrgärten der Vernunft, aus denen schwer herauszufinden ist. — Die Absicht, in welcher Gott Schöpfer ward und Fortschöpfer oder Erhalter ist, besteht darin, daß die Welt die höchste Glükseligkeit habe, die für sie möglich ist.

ist. Jedes einzelne Geschöpf nimmt daran so viel Antheil, als es daran nehmen kann, wenn die ganze Welt zusammen so glükselig seyn soll, als möglich ist. Dis ist ein sehr wichtiger Satz; den müssen wir als ausgemachte Wahrheit annehmen; denn den Beweis dafür kann nur Gott, der Allwissende, führen. Glauben wir an seine Weisheit und Güte, so müssen wir auch diesen Satz glauben. Ereignet sich irgendwo etwas, das wir Unordnung in der Schöpfung nennen: so scheint uns dis nur Unordnung zu seyn. Es gehört gewis ebenso zur Erhaltung des Ganzen als das, das wir Ordnung nennen, und ist wirklich ebenso Ordnung, als das. Haben wir nur eine kleine Geduld, so erscheint es uns auch in der That bald so. Das, was wir für Zerstörung hielten, stellt sich uns alsdann als neue Anlage dar, die sich zu unsrer Verwunderung wieder ausbildet. Wir bemerkten die neue Anlage nur nicht eher, als bis sie schon ziemlich wieder vorgerükt war. Nichts in der ganzen Natur wird völlig vernichtet; alles wird nur oft aufgelöset, um wieder unter einer andern Gestalt zu erscheinen. Die nachfolgende Erscheinung desselben hat allemal ihren Grund in der vorhergehenden. So werden die Veränderungen der Welt ins Unendliche fortgehen;

und so wird es Gott auch immer seyn, der sie bewirkt. — Durch diesen Glauben, daß alles durch Gott bestehe und daß Gott die Welt regiere, bleibt jedoch seinen vernünftigen Geschöpfen ihre Freiheit unbenommen. Grossen, grundstürzenden Unternehmungen ist ohnehin keins derselben gewachsen. Alle vernünftige Geschöpfe zusammen sind nicht im Stande, Veränderungen oder gar Zerrüttungen im Ganzen und im Weltall hervorzubringen. Allein freilich können sie auf der Stelle, wo sie in der Schöpfung stehen, Unordnungen anrichten, Thorheiten und Tollheiten unternehmen. Wie noch weit bewundernswürdiger muß uns aber hiedurch die göttliche Regierung werden, wenn sie alles dessen ungeachtet ihre Absichten erreicht, diese Verkehrungen ihres Plans mitten in ihren Plan aufnimmt, und so erhabene und weise Masregeln trift, daß das, was eigentlich wider sie gearbeitet heissen sollte, als für sie gearbeitet erscheint, und das, was ihre Anstalten hindern sollte, dieselben sogar befördern helfen muß!

In diesem Augenblik blizte es. Rothe brach hier ab und freute sich über den glüklichen Zufall, durch welchen die Natur vielleicht zu dem wichtigsten Theile des Textes, den er dem Prinz vorgelesen, jezt den Kommentar liefern würde.

Wäh-

Während daß sie in der Laube gesessen, hatte sich seitwärts in Südwesten ein starkes Gewitter zusammengezogen. Kaum beobachtete es Rothe einige Minuten lang, so ward er gewahr, daß es völlig heraufkommen würde. Nun ward seine Freude vollkommen. Noch war der Himmel über ihnen heiter; noch regte sich keine Luft, noch drükte die Schwäle unaussprechlich. Grausend aber schwebte weiter unten am Horizont der schwarze Schlauch, und eine Blizschlange nach der andern fiel aus ihm herab. Der Prinz wußte zwar von keiner Gewitterscheue, war doch aber noch nie Zeuge von einem ganz herauf ziehenden Wetter gewesen. Rothe suchte deshalb schnell die noch übrigen Augenblicke zu nutzen, um ihn zu einem der feierlichsten, aber auch zugleich mit sinnlichen Schreckungen begleitetesten Auftritte in der Natur vorzubereiten, und ihn ganz in die Stimmung zu versetzen, in welcher er ihn dabei zu seiner vorwaltenden Befestigung im Glauben an Gottes weise Regierung zu haben wünschte. Er erinnerte ihn sogleich an alles das, was er ihm schon über die Entstehung der Gewitter, über Bliz und Donner bei andern Gelegenheiten mitgetheilt hatte, und machte ihm dis jezt um so anschaulichdeutlicher, je mehr der Anblik des aufziehenden Wetters ihn erwarten ließ,

daß es eins der allerschwersten seyn dürfte, welche seit vielen Jahren in diese Gegend getroffen. Sie standen dazu am Ufer des Flusses, wo sie den ganzen südlichen und westlichen Himmel übersehen konnten.

Theodor. (der bald rechts, bald links ins Wasser blikt.) Ach sehen Sie doch, wie sonderbar das alles läßt — —

Zur Rechten spiegelte sich die noch in voller Majestät stralende Sonne in den Fluten, und die Bewegung der kleinen Wellen daselbst verursachte einen Anblik, als wenn immer viel tausend Millionen Feuerfunken aus dem Wasser sprüheten, die hernach weithin noch mit dem Strom fortzogen. Ein fast verblendender Anblik fürs Auge! Zur Linken mahlten sich die schweren schwarzen Wetterwolken im Fluß, und verfinsterten ihn eben so, wie über ihm den Himmel. Der Kontrast zwischen beiden Anblicken war hinreissend. Dort Flamme, hier Finsterniß — dort ekstatische Erhebung der Seele, hier Niederdrückung und Erfüllung derselben mit Schwermuth und Graus.

Theodor. (der plötzlich gen Himmel blikt.) Ach, wie das donnert! Hören Sie einmal — hören Sie einmal!

Rothe. (sehr gelassen.) Ja, es ist ein schweres Gewitter. Es kann auch nicht anders seyn, da wir seit vierzehn Tagen so starke Hitze, und heute besonders eine recht drückende und beklemmende Schwüle haben. Es kommt grade herauf, wie es scheint. Und sollte sich ein Sturm erheben, so wird es schnell da seyn. Der ganze Vorgang wird sehr erschütternd, aber doch majestätisch schön werden.

Theodor. Das wird wohl wieder so werden, wie im vorigen Jahre, da wir zusammen bei dem braven Rasch waren?

Rothe. Das wird nichts dagegen seyn. Es wird blitzen, als wenn sich der ganze Himmel aufthäte, und wird Donnerschläge geben, daß die Erde unter unsern Füssen drehnt, und wird regnen, als wenn das Wasser mit Zobern herabgeschüttet würde.

Theodor. (etwas verlegen.) Bleiben wir denn alsdann hier stehen?

Rothe. (lächelnd.) Das mögten uns Wind und Regen wohl verbieten, Prinz. Aber noch hats nicht Noth. Haben wir doch, wenn es uns überraschte, zum nächsten Gartenhause da nicht weit. Daselbst wollen wir es ganz ruhig mitansehen. — — Sehen Sie nur, wie die anhaltende grosse Hitze das Erdreich überall ausge-

dörrt

dörrt hat, so daß nichts mehr wachsen kann. Sehn Sie, wie die Pflanzen neben uns alle so welk sind und kein Blatt mehr emporhalten können; wie die niedrigern Gesträuche die Zweige hangen lassen, und wie die grössern Bäume sogar leiden und einen Theil ihrer schönen Früchte abwerfen. Sehen Sie jenseits des Flusses die Wiesen, wie sie versengt sind und wie die Rinder da lechzen und keuchen. Sehn Sie hier am Ufer das Heer von Fischen, wie ihnen das freie Wasser sogar zu matt wird und wie sie Schuz unter dem Schatten der hohen Pappeln suchen. Um den grösten Theil der Pflanzenwelt wäre es geschehen, wenn die häufige Schwüle noch um einige Tage anhielte. Die Thiere würden zum Theil verschmachten. Ja für uns Menschen selbst könnte Elend und Verderben entstehen. Können wir auch wohl noch vollkommen athmen? Ists nicht, als athmeten wir Feuer und Glut ein? Woher soll der so nöthige Regen kommen? Wodurch sollen die dämpfenden Dünste wegkommen? Was soll der Luft die nun unentbehrliche Kühlung verschaffen? Die einzige Art, dis sobald, als möglich, zu bewirken, ist — ein Gewitter. Nun erwägen Sie einmal, wie der weise Regierer des Ganzen alles so wohlthätig einzurichten weiß, daß den Bedürfnis-

sen

fen der Natur gerade zu rechter Zeit abgeholfen werde. Wir bedürfen eines Gewitters, dessen Blitze die Schwefeldünste ausleeren, dessen Stürme die Luft abkühlen, und dessen Regen die lechzende geborstene Erde tränken. Wir bedürfen desselben in höchster Masse; und — da ist es ... Müssen wir ihn nicht in voraus schon dafür loben und preisen?

Theodor. (wieder zutraulicher.) Ach ja, das wollen wir auch.

Rothe. Drücken Sie sich einmal den gesammten Anblik der schmachtenden Natur so ganz ein, wie Sie ihn jezt vor sich haben. Merken Sie sichs einmal, wie Ihnen selbst jezt so beklommen und ängstlich ist. Hernach, wenn das Wetter über ist, wollen wir wieder hieher gehen, und dann sollen Sie sehen und fühlen, wie wohl Gott Allem und uns gethan habe. Freilich wird es gewaltig rasseln und rollen, brausen und sausen, platschen und dröschen; aber das muß so seyn. Der Donner ist, wie Sie schon wissen, nichts weiter, als — der gehörte Bliz. Je näher uns also der Bliz ist, desto schmetternder Donner. Und ist er uns ganz nahe, so sehen und hören wir ihn zugleich. Wenn dann zwei Sinne auf einmal heftig betäubt wer-

den:

den: so ists sogar möglich, daß man aus dem Gleichgewicht des Körpers komme, sinke und falle. Dis alles ist natürlich so. Und Sturm ohne Brausen läßt sich auch nicht denken. Und starker Regen ohne Platschern auch nicht. Mithin wissen wir schon, was wir vor uns haben. Und so können wir uns auch darauf geschikt machen. Wir wissen aber auch, was es ist. Es ist lauter Güte Gottes, die da so rasseln und rollen und brausen wird. Es steht ein Kampf der Elemente bevor, der sich in Triumf und Frohlocken für die ganze Natur endigen wird. Der blos sinnliche und unausgebildete Mensch läuft zu Winkel, bis das Gewitter vorüber ist. Derjenige aber, welcher oft über die wahre Beschaffenheit solcher Auftritte nachgedacht hat und sich des Guten bewußt ist, beraubt sich des Vergnügens nicht, dem Schöpfer auch alsdann zuzusehen, wenn er seine furchtbarfeierlichen Anstalten, durch die er oft so viel von der Natur rettet und segnet, ausführt, und deshalb Himmel und Erde bewegt.

Theodor. (herzhaft.) O lieber Hofrath, ich will alles recht dreist mitansehen und mitanhören.

Jezt erhub sich urschnell ein Sturm. Wie, wenn zehn Wagen auf Steindämmen von wei-

tem

tem daherrollen, so hörte man ihn schon in der Ferne brausen. Schon flogen die ersten Wetterwolken vorüber; schon verbarg sich die Sonne. Die Hirten trieben ihre Heerden zusammen; die Taubenvölker eilten freiwillig ihren Dörfern zu; alle Vögel suchten Schuz im Dickigt. Nun ergrif der Sturm auch die Gegend umher.

Rothe. Geschwind, Prinz, sehn Sie noch einmal hier sich um.

Der Himmel überall bezogen — die Luft voll Staubwirbel — der Fluß heftige Wellen schlagend — alle Bäume, als sollten sie niedergerissen werden — Blitz auf Blitz — Schlag auf Schlag — Platzregen und Orkan — die ganze Natur überall in der schrecklichsten Erschütterung — — —. Schnell waren Rothe und der Prinz im Gartenhause, wo sie gefahrfrei den Bodensatz der allgemeinen Gährung abwarten konnten.

Es ward eins der fürchterlichsten Gewitter, welche je auf dem flachen Lande gehört worden sind. Der Sturm dabei war einer der wütendsten, und der Regenguß fast undurchsichtlich. Bei aller Heftigkeit des Windes schienen die Wolken doch wie dicht über den Gipfeln der Bäume weg zu schweben, und die daher entstehende Dämmerung war dem schon eingebrochenen Abend gleich.

Der Prinz blieb immer noch beherzt, und Rothe suchte ihn durch mannigfaltige Gespräche zu zerstreuen. Bald ließ er ihn auf die Schlängelungen des Blitzes genau Acht haben und dann bemerken, wie das Donnergeräusch gerade so sich richte und schlängle. Bald machte er ihn auf die Wohlthätigkeit des schreklichen Sturms aufmerksam, der vielleicht einen so befürchtenden Wolkenbruch verhindre und die gefährlichsten elektrischen Wolken schnell vorübertreibe. Bald erzählte er ihm vom künstlichen Nachmachen der Gewitter. Bald war die Rede von den Blitzableitern u. s. w.

Nun war das Gewitter völlig herauf und Blitze und Schläge folgten fast ununterbrochen nahe auf einander. Theodorn fing das Herz an heftiger zu klopfen.

Rothe. (der ihn ansieht.) Seyn Sie ruhig, Prinz! Jezt ist zwar Gefahr, aber sie wird nach einigen Minuten vorüber seyn. Der Bliz und wir sind unter der Leitung eines Gottes.

In demselben Augenblik fiel einer der entsetzlichsten Blitze, der alles in Flammen zu setzen schien, und ein jämmerlichkrachender Donner begleitete ihn. Es war unmöglich, daß alle philosophische Demonstrationen über Natur

tur und Segen des Gewitters einen stehenden menschlichen Körper dabei im Gleichgewicht erhalten konnten. Rothe und der Prinz prallten weit auseinander.

Rothe. (als er seine Besinnungskraft wieder beisammen hat, von einem Stuhle aufstehend, auf den er ohne sein Wissen gesunken war.) Gott ist die Liebe!

Theodor. (gegen ihn über an einer Wand knieend und die Augen voll Thränen.) Gott — ist — die Liebe!

Rothe richtete den Prinz auf, trat mit ihm an die Thür und rief aus: o sehen Sie einmal dort — —

Der Blitzableiter, welcher am grossen Landhause angebracht war, war noch überall wie glühend und leuchtete stark, und oben auf ihm zeigte sich eine grosse Feuerkugel. Nach einigen Sekunden war das ganze Schauspiel erloschen.

Rothe. Nun wird alle Gefahr vorüber seyn. Wahrscheinlich hat der Ableiter jezt auf einmal die stärkste Macht des Gewitters ausgeleert. Daher der ganz entsezliche Schlag und die Drehnung, als wenn uns dieses Gebäude über den Kopf zusammenfallen sollte.

Die Bemerkung war richtig. Es erfolgte eine lange Blitzpause. Nachher blizte es zwar

noch, aber nur schwach, und die Donner hatten nichts grauenerregendes mehr. Der Orkan legte sich. Der Regen ward sanfter, und tief unten in Südwesten hellte es schon wieder etwas.

Rothe. Das ist ein grosses Glück, daß Ihr Vater jenen Ableiter hat anlegen lassen. Gewis hat heute die ganze Gegend in vielen Meilen umher demselben viel zu danken. Das Gewitter war äusserst schwer und würde noch manches Dorf in Schrecken gesezt haben. Nun sind Menschen, Vieh und Häuser gesichert. Nun werden weder einzelne Familien noch ganze Gemeinen in Armuth gerathen. Sehen Sie, so hat der Urheber der Natur nicht nur sogar in die fürchterlichsten Naturbegebenheiten, die nun einmal unvermeidlich waren, mehr Segen als Gefahr gelegt, sondern er hat auch dem menschlichen Verstande das Vermögen verliehen, selbst die Gefahren, welche damit natürlich verbunden seyn mußten, zu mindern und abzuwenden. Gewitter ohne künstliche Ableiter stiften für das Ganze dennoch unaussprechlichen Nutzen, wenn auch einzelne Theile dabei leiden; aber Gewitter bei und mit solchen Ableitern verschonen auch der einzelnen Theile. Fänden sie nun diese künstlichen Ableiter nicht: so würden sie Heerden, Scheuern, Häuser und Kirchen zu Ab-

leitern für sich machen. Welch eine edle und erhabene Anwendung des menschlichen Verstandes ist es doch, der armen leidenden Menschheit so bei den schrecklichsten Naturereignissen zu Hülfe zu kommen, diese ganz und gar in Segen für sie zu verwandeln und so die Weisheit und Güte Gottes bei selbigen völlig ins reine und lichte zu stellen!

Unter diesen und ähnlichen Reflexionen, welche Rothe anbrachte, verzog sich das Gewitter ganz. Blitze sah man gar nicht mehr. Donner töseten nur ganz schwach noch im Nordosten. Der Regen hörte auf. Die Luft ward still. Der Himmel heiterte sich immer mehr und mehr, und im südlichen Rande des Horizonts waren die Wetterwolken durch einen hellen weissen Saum von dem reinsten Blau, das auf sie folgte, wie künstlich abgetheilt.

Rothe. Prinz, nun wollen wir wieder ans Ufer treten. Es wird binnen einer Stunde noch ein neues ganz unaussprechliches Schauspiel der Natur geben.

Kaum waren sie wieder im Freien, als Theodor schon ausrief — — ach, wie wohl ist mir nun hier! wie hat sich die Luft so schön abgekühlt, und wie sieht alles wieder so frisch aus!

Rothe. Sagt' ich's Ihnen nicht? (indem sie auf ihren vorigen Stand am Ufer kamen.) Und nun, Prinz, erinnern Sie sich einmal recht daran, wie Ihnen vor anderthalb Stunden hier noch so bange und so ängstlich war, und rufen den ganzen Anblick der schmachtenden Natur, wie Sie ihn damals hier hatten, in Ihr Gedächtnis zurück. Fühlen Sie nicht, daß eine grosse drückende Last von Ihnen genommen sey? Können Sie nicht wieder vollkommen athmen? Stärkt die Luft, welche Sie jezt einziehen, nicht in der Masse alle Ihre Kräfte wieder, in welcher die vorige selbige herabspannte? Sind Sie nicht weit heitrer und froher? Ihr Blut, Ihr Nervensistem, Ihre ganze Maschine ist wieder in Ordnung. Dis alles haben Sie einer Naturbegebenheit zu danken, die so viel sinnliches Schrecken und Entsetzen zu erregen vermogte! Und nun schauen Sie um sich her. Wie ist alles so erquickt in der ganzen Pflanzenwelt! Da ist kein hangendes Laub an grossen und kleinen Gewächsen mehr, kein kraftlossinkendes Zweig mehr an den Sträuchern. Mit ihren Blättern hatten sie schon während des Regens viel stärkende Feuchtigkeit eingeschlurft, und nun saugen und pumpen sie auch mit ihren tausendfältigen Wurzelfasern den neuen Nahrungssaft aus

der

der getränkten Erde und treiben ihn bis in ihre äussersten Gipfel. Ein frischeres Grün kleidet sie insgesamt; und auch jede andre Farbe der Natur ist lebhafter geworden. Betrachten Sie dort drüben die Wiesen, wie fruchtbar sie wieder lassen, und wie die Heerden so muthig und lustig auf ihnen wieder umherspringen. Weg sind die Fische, welche wir vorhin in so grosser Anzahl hier im Schatten der Pappeln erblickten; sie ergötzen sich wieder im freien Fluß. Hören Sie, hören Sie die unzähligen Vögel von allerlei Arten, von welchen vorhin kein einziger hier sang. Riechen Sie den starken balsamischen Duft, den alle Blumen im Garten um sich verbreiten. Von jenen Wiesen herüber duften sogar der Feldkümmel und Timian aromatisch uns entgegen. Und — nun nach vier und zwanzig Stunden — dann sollen Sie erst einmal den neuen Wachsthum im ganzen Pflanzenreiche sehen. Einige Tage — so werden alle die kleinen Zerstörungen, welche der Sturm gemacht hat, wieder überwachsen und ersetzt seyn. Selbst die Aussicht, welche wir jetzt hier haben, ist länger und deutlicher; denn keine Dünste, kein Staub verdicken die Luft mehr. Und dort unten das sanfte Himmelblau wieder — — wie weit reiner, sapphirner ist es jezt, als wir es

seit einigen Tagen sahen! Ach wie so herrlich und schön steht es sich jezt hier auf Gottes Erde! Wie entzükt sich der freiathmende Mensch wieder an der allenthalben mit neuem Leben erfüllten Natur! Uud dis ist dieselbe Natur, der während des schrecklichen Wetters ein allgemeiner Untergang zu drohen schien . . . So wird anscheinendes Böses unter den Händen der Gottheit in wahres Gutes verwandelt! So müssen sogar die grössesten Erschütterungen, gewaltsamsten Verkehrungen und sturzdrohendsten Unordnungen die eigentliche Wiederherstellung der vollkommnen Ordnung und Harmonie in der Natur bewirken! Warlich Prinz, diesen Gedanken fühlt man nach einem eben weggezogenen Gewitter in einer ganz ausserordentlichen Deutlichkeit. Und so ist es nun mit allen Erschütterungen, Unordnungen und Kämpfen der Natur; sie endigen sich insgesamt in Sieg, Ordnung und Festigkeit für sie. O Prinz, Prinz, dis stärkt recht inbrünstig im Glauben an die göttliche Fürsehung und Regierung der Welt. Und die Natur soll uns eben aufmerksam machen, zu untersuchen, ob es nicht um Handlungen und Schicksale der Menschen eben die Bewandnis habe, wie mit ihr. Doch hiervon hernach. Die Natur hat nun wie-

wieder eine grosse Arbeit vollbracht und wir wollen ihrem Schöpfer dafür das Triumpflied singen. Aber nur in den wenigsten Fällen arbeitet sie mit solchem Geräusch. Am häufigsten wirkt sie im Stillen und vollendet da oft noch weit grössere Werke, als dieses. Solche bleiben eben dieserhalb dem grossen Haufen verborgen, der da nichts von Bedeutung abndet, wo er kein Getöse dazu hört. Nur der bemerkt und beobachtet selbige, welcher die Natur in ihren geheimsten Werkstätten belauscht, und beobachtet sie um so besser, je weniger er durch sinnliches Geräusch dabei gestört wird. Indessen wollen wir der Natur auch für ihre geräuschvollen Arbeiten danken; weil sonst der größte Theil der Menschen gar nicht auf sie achten oder wohl gar Gottesverleugnung ausüben würde. Eben darum nun aber, weil der grosse Haufe so sinnlich ist, ist er auch so abergläubisch und fürchtet sich vor den geräuschvollern Vorgängen in der Natur so sehr. Die Weisen fliehen jedoch auch diese alberne Denkart, weil sie wissen, daß viel tausend Vorgänge in der Natur, die ganz still geschehen, das Auge nicht blenden und das Ohr nicht täuben, oft gefahrvoller für uns sind, als jene. Wenn die Luft z. E. voll faulender Dünste ist, welche die Men-

schen, die in ihr leben, in sich ziehen müssen: so werden oft Tausende von tödlichen Krankheiten ergriffen oder gar hingerissen, ohne daß es dazu blizt und donnert.

Als Rothe noch so sprach, ward der Vorhang zu dem herrlichen Nachspiel der Natur aufgezogen, das er dem Prinz geweissagt hatte. Die Sonne kam wieder hervor und schien gar majestätischschön. Unzähliche Mirladen Regentropfen, die noch auf dem Grase und auf den Blättern hingen, glänzten nun allenthalben dem Auge entgegen, und die ganze gefiederte Welt führte ein feierliches Tutti im grossen Koncertsaal der Natur auf. Doch dis war noch das geringste. Der höchstmöglichste Kontrast bildete sich nun am Himmel vor ihnen und am Himmel hinter ihnen.

Rothe. Blicken Sie einmal recht aufmerksam in die Höhe hier von uns . . .

Da war ein völligreiner, azürner, spiegelblauer Horizont, und an ihm die göttliche Sonne. Ein Anblick, der das volle Bild des Lebens, der Freude und der Seligkeit war.

Rothe. Nun wenden Sie sich um und sehen dorthin hoch . . .

Da war der Himmel nichts als Nacht. Die Sonne schien nun eben so heftig wieder gegen

das

das weggezogene Gewitter, als sie vor einigen Stunden demselben, da es aufzog, entgegengeschienen hatte. Ganz dunkelschwarz fiel es ins Auge — — ein öder, düstrer Anblick, das Bild des Jammers, der Zerstörungen und des Todes.

Rothe. Und nun sehen Sie hier recht die versinnlichte Lehre von der göttlichen Weltregierung, und den in wirkliches Anschauen verwandelten Satz, daß Verwirrung Ordnung erzeugen und Traurigkeit zur Freude führen müsse. Dort noch Verwirrung — hier schon Ordnung; dort noch Traurigkeit — hier schon Freude. Vor kurzem war auch hier noch Verwirrung und Traurigkeit, und im kurzen wird auch dort Ordnung und Freude seyn. Tief drücke sich Ihnen dieser Anblick ein! Ist irgend eine Anwendung unsrer Sinnlichkeit edel und schön: so ist es diese, wenn wir uns die Wahrheiten unsers Glaubens durch sie recht fühlbar machen.

Rothe richtete es so ein, daß der Prinz jezt das Gesicht einige Zeit nach Westen gewendet hielt; und als er nun bemerkte, daß Zeit dazu sey, rief er aus — nun Prinz wollen wir auch einmal wieder nach Osten hinblicken; und das recht unverwandt.

Theodor. (mit beiden Händen hinaufweisend.) Ach — ach —

Von Augenblick zu Augenblick bildete sich nun ein überaus herrlicher Regenbogen in Osten mehr aus, und nach einigen Minuten stand er in vollkommenster Schöne da. Je dunkler die Wolken waren, desto lebhafter drückten sich alle seine himmlischen Farben aus. Entzücken mußte den warmen Naturfreund bei seinem Anblick ergreifen. Und auch das Herz, welches sonst fühllos gegen alle Freuden der Natur ist, konnte nicht ungerührt dabei bleiben.

Rothe. Das ist das Signal, das der Schöpfer den vielen Tausenden gibt, welche in diesen Gegenden zerstreut umherwohnen, daß sie einmal Alle zusammen und zu gleicher Zeit die Augen, die sonst nur erdwärts gerichtet sind, zum Himmel erheben sollen. Und gewis erreicht er seine Absicht grösstentheils; denn wer könnte so einer Aufforderung zum Blick gen Himmel widerstehn? Gewis schauen die mehrsten davon jezt eben so empor, wie wir; und wenn sie nur einigermassen gute Menschen sind: so wandelt sie, wie uns, ein Gedanke an Gott an, der sie ihm heiligt. So sind denn dis Augenblicke, in welchen die Natur viel tausend menschliche

Her=

Herzen mit den erhabensten Religionsgefühlen erwärmt, Augenblicke, in welchen stille Gottesverehrung die Beschäftigung ganzer Nationen wird! — Welche Farben! Wo ist ein Künstler, der dergleichen bereiten mag? Welch Farbengemisch! welche Schattirung! Wo ist ein Mahler, der so ein begeisterndes Kolorit erschaffen kann? Welch ein Bogen! Sind doch wahre Possen gegen ihn alle Triumpfbögen, und heller klarer Schnickschnack alle Ehrenpforten, durch welche die Könige der Erde in ihre Residenz einziehen! Aber auch nur dir, du König der Könige, du Herr und Vater des ganzen Weltalls, nur dir kommt so ein Bogen zu, so gros und so pompös! Dir bauet ihn deine Natur! Sie baut ihn dir, weil du ihr Fruchtbarkeit wieder geschenkt, den Kampf der Elemente für sie in Sieg und Glorie verwandelt, und Friede und Freude ihr wieder bereitet hast. Und — wir, deine Menschen, sollten unter dem Bogen wandeln können, ohne dir ein Denkmal in unserm Herzen zu setzen, das dir noch weit wohlgefälliger ist, als er? Für wen sind denn die grossen Segnungen geschehen, deren Empfang dir jezt die Natur so feierlich bezeugt? Wer nimmt mehr Antheil an ihnen, als wir? O so werde denn das innigste Gefühl

fühl deiner uns jezt erzeugten Liebe, gestärkter Glaube an deine Fürsehung und Regierung, und neubelebter, neuerwärmter Eifer im Guten dadurch das Denkmal, das wir dir jezt setzen, der Ehrenbogen, den wir dir unter dem grossen Jubelbogen der Natur erbauen!

Aus den Augen des Prinzen leuchteten die erhabensten Religionsgefühle hervor, die jezt seiner ganzen Seele sich bemächtigten. Mit Inbrunst sah er Rothen an, daß dieser doch noch lange so fortsprechen mögte.

Rothe. Es ist unmöglich, daß man, wenn man ein Freund der Natur ist, nicht auch ein sehr warmer Verehrer der Gottheit seyn sollte. Welche Auftritte hat sie! Wie mannigfaltig sind diese, und wie leitet immer einer davon noch gerader, als der andre, zu ihrem Urheber hin! So Prinz, so entstand auf dem ganzen Erdboden und unter allen Weltvölkern die Religion. Auch die rohesten Menschen mußten in den glänzendsten Auftritten der Natur die Idee ihres Schöpfers finden. Die Ausgebildetern fanden sie hernach auch in den stillern Arbeiten derselben. Und die reine, aufgeklärte Vernunft findet Gott nun allenthalben.

Hierauf erklärte Rothe Theodorn die ganze gegenwärtige Lufterscheinung sehr deutlich. Darüber verschwand allmählig der schöne Bogen wieder; und als das ganze Schauspiel der Natur beendigt war, machte er mit ihm noch einen Spaziergang über die Felder, wo sie dem weggezogenen Wetter noch lange nachsehen konnten.

Der Abend, welcher diesen so merkwürdigen Tag schloß, war ein überaus milder Sommerabend. Rothe führte den wisbegierigen Prinz in eine herrlichduftende Laube von Geisblat und sezte seine Unterhaltungen mit ihm über die Lehre von der Providenz fort.

„Die Begebenheiten des Menschengeschlechts, die Schicksale der Völker sind ein ganz besondrer Gegenstand der Reglerung Gottes. Hier ist es und zwar, wo die **Menschen mit ihren Handlungen** grosse und wichtige Einflüsse haben, — auf die Natur, auf die Welt im Grossen und im Ganzen können sie, wie gesagt, nichts schaffen; aber die göttliche Direktion befolgt auch hier dieselben Grundsätze. Ihr Plan ist die höchstmöglichste Glückseligkeit der Menschheit und die dagegen streitendsten Handlungen der Menschen und die widrigsten hieraus entstehenden Vorfälle müssen sich in diesen Plan einfugen und über kurz oder lang sogar zur Beförderung des-

desselben beitragen. Seyn Sie hierbei einmal recht aufmerksam, Prinz. Wollte Gott seinen Plan, die Menschlichkeit möglichstglücklich zu machen, den er als das weiseste und gütigste Wesen treffen mußte, wirklich auch ausführen; so mußte er die Menschen entweder ausser allen Stand setzen, irgend etwas zu thun und zu unternehmen, das diesem Plan entgegen wäre; oder er mußte sich vorbehalten, alle ihre noch so zweckwidrigen Thaten und Unternehmungen so zu leiten, daß sie am Ende doch seinen Plan befördern hülfen. Jenes konnte er nicht thun, weil die Menschen freie und selbstthätige Wesen seyn sollten; folglich geschah das leztre. Dieses richtet er nun aber dergestalt ins Werk, daß Umstände, die Menschen nicht in ihrer Gewalt haben, oder die sie wenigstens nicht vorhersahen und auf die sie also ihre Maaßregeln nicht nehmen konnten, dazwischen treten, und solchen Handlungen, die für menschliche Wohlfahrt im grossen gefährlich und zerstörerisch werden würden, entweder Schranken setzen oder doch ganz entgegengesezte Folgen beigesellen müssen. So wird auf der einen Seite die menschliche Freiheit nicht aufgehoben; so ist aber auch von der andern dafür gesorgt, daß ihr abscheulichster Mis-

Misbrauch den Plan der ewigen Weisheit und Güte nicht zu Grunde richten könne. Hier z. E. wütet ein Landverderblicher Krieg, und das Leben vieler Tausende steht abermals in Gefahr, nach einigen Tagen vielleicht schon verschüttet zu werden; blos darum, weil zwei Herrscher sich mit einander nicht aussöhnen wollen. Wider alle Erwartung aber ist an dem Tage, da Schlacht gehalten worden wäre, schon Waffenstillstand; weil der eine von den gekrönten Unversöhnlichen unterdessen seine Krone und sein Haupt — niedergelegt und sein Nachfolger in der Regierung menschlicher denkt. Dort treibt ein Herrscher seine Gewaltthätigkeiten in einem unterjochten Lande auf das äusserste. Seine Absicht dabei ist, die Einwohner desselben so weit zu bringen, daß sie schon vor ihm zittern und beben sollen, wenn er in Zukunft nur einen Machtspruch unter sie sendet. Aber eben durch seine aufs äusserste getriebenen Mishandlungen wird endlich der männliche Muth dieser Bürger wieder rege. Ein Geist der Freiheit fängt an, sie zu beseelen. Sie wiegeln sich gegen ihn auf, werfen das Sklavenjoch ab und versetzen sich wieder in den Besiz der ersten Gerechtsame der Menschheit. Eben so gab es zu allen Zeiten Leute, welche sich wohl dabei zu befinden glaubten,

daß sie allgemeine Unwissenheit und Dummheit unter ihren Mitbürgern erhielten und erzwängen. Je einfältiger diese waren, desto mehr konnten sie sie betrügen, am Seile hinter sich her ziehen, auskleiden und plündern, wie sie wollten. So, wie sie es aber bis auf den höchsten Punkt getrieben hatten und darüber unter sich jauchzten und triumphirten, traten Männer von Kopf und Herz, die das Unwesen nun nicht länger mit ansehen konnten, auf, zogen ihren Mitbürgern die Binde vor den Augen weg und verschaften ihnen wieder den Gebrauch ihrer eignen Vernunft. Daher pflegt man im Sprüchwort zu sagen, daß eine Sache erst recht schlimm werden müsse, wenn sie wieder recht gut werden solle. Gott, der die Sache der Menschheit führt, weiß jedes Verderben, das ihr bereitet wird, zu ihrem Besten zu lenken. Hier muß ein verheerender Krieg dazu dienen, daß die Ruhe vieler Nationen auf Jahrhunderte durch ihn gesichert werde und daß die Wissenschaften Völker erleuchten, die vorher noch in Rohheit und Wildheit lebten. Dort wird ein arbeitsames, erfinderisches Häuflein von Menschen seines Glaubens wegen so lange gedrückt und verfolgt, bis es auswandern muß. Ein menschenfreundlicher Fürst nimmt es in seine

Staa-

Staaten auf und macht dadurch in kurzem sein ganzes Land voll der blühendsten Fabriken und Manufakturen, die allen seinen Armen Arbeit und Brod geben. — Prinz, um sich recht hiervon zu überzeugen, wie die göttliche Regierung alles Böse, das Menschen anspinnen und anrichten, für die arme leidende Menschheit zum Guten lenke, muß man die Geschichte zur Hand nehmen. Diese, diese bestärkt uns durch alle unsre Jahrbücher im Glauben an eine höhere Providenz erst recht.

Jezt nun machte es Rothe sich zur Pflicht, Theodorn einige Dutzend der allerfrapantesten Beispiele dieser Art aus der ältern und neuern Geschichte des menschlichen Geschlechts zu erzählen. So oft er alsdann auf den ganz unerwarteten Ausgang kam, den die wichtigsten Ereignisse der Welt gehabt, oder so oft er auf die Wendung hinwies, die sie, wie von ungefähr, genommen hatten, rief er aus — hier ist Gott! Der wackere Prinz hörte mit einer Aufmerksamkeit und Freude zu, die beide seinem Herzen Ehre machten, und sein Glaube an Gott, als den obersten Regierer der Welt, ward dadurch ganz unerschütterlich befestigt.

Rothe. Wie es nun um die Menschheit im Ganzen steht: so ist es auch sogar um jeden

einzelnen Menschen beschaffen. Und hier, mein Prinz, folgt nun warlich das allerinteressanteste Stük des Glaubens an die göttliche Regierung für das menschliche Herz. Auch wir sind nicht ganz uns selbst überlassen; auch wir sind kein Ball, womit die Umstände spielen können, wie sie wollen; auch alle unsre Schiksale leitet Gott. Sein Plan an uns ist auch kein andrer, als — uns möglichstglüklich zu machen, und er führt auch diesen Plan troz alles Widerstandes aus. Ueber Unglük und Böses, das uns ohne unsre Schuld begegnet, dürfen wir am wenigsten besorgt seyn. Ohne seinen Willen kann uns nichts, auch das geringste nicht begegnen. Ein frommer und menschenfreundlicher Weiser, mit dem ich Sie bald näher bekannt machen werde, trug diesen tröstenden Gedanken einst mit den Worten vor — daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserm Haupte falle. Eben dieser Weise bestand auch darauf — daß jede Traurigkeit des Menschen über lang oder kurz in Freude verwandelt werde. Man kann sich hievon auch recht lebendig überzeugen, sobald man nur recht aufmerksam den Gang seines eignen Lebens beobachtet. Lieber Prinz, Sie sind noch jung und haben seither hierauf nicht gemerkt; aber

aber von heute an machen Sie ein recht fromes Geschäft daraus, auf alles, was Ihnen wie ohne Ihr Zuthun begegnet, recht genau Acht zu haben. Sie werden einen unverkennbaren Zusammenhang unter allen Ihren Schiksalen antreffen. Sie werden aber auch sehen, daß der Mensch viel zu wenig sei, als daß er allein dabei handle. Sie werden finden, daß nicht das Zehnte von allem, das Sie unternehmen, so gehe, wie Sie wollten, und werden wieder nach einiger Zeit finden, daß es dennoch so, wie es wider Ihren Willen gieng, gerade am besten gieng. Vieles, was Sie wünschen, werden Sie nicht erhalten. Vieles, worauf Sie nicht dachten, wird Ihnen zu Theil werden. Vieles, das Sie wohl gar verabscheuten, werden Sie empfangen und — annehmen müssen. Handeln Sie jederzeit nach Ihren besten Einsichten und Ueberzeugungen! Dis ist der Antheil, den ein vernünftiges Geschöpf, so verborgen ihm auch die Zukunft ist, an der Bildung seines Zustandes und seiner Schiksale nehmen muß. Seyn Sie aber ganz unbesorgt, wenn Sie alsdann irgend ein Misgeschik trift. Ertragen Sie es als ein Weiser und als ein Gläubiger an Gottes Fürsehung. Der Erfolg wird Sie jederzeit lehren,

daß es Beförderung und Beitrag zu Ihrer wahren Glükseligkeit gewesen sei. Wenn wir uns noch so einen schönen und lieblichen Ort wählen, an den wir zu reisen gedenken: so ist es ja doch nicht möglich, daß wir auch durchgehends einen schönen und lieblichen Weg dahin haben. Wir müssen uns vielmehr unterwegs oft bald tiefen Sand, bald steile Berge, bald enge Wege, bald sumpfigte Gegenden gefallen lassen. Sollten wir diese nicht passiren, so müßten wir die Hofnung aufgeben, an den geliebten Ort zu kommen. Denken Sie, daß es auch so mit uns um die Reise unsers Lebens stehe, und nur am Ende werden wir es vollkommen übersehen können, wie gut uns Gott geführt habe. Ja, ich muß Ihnen noch mehr sagen. Auch Unglük, das wir uns selbst zuziehen, steht unter der weisen und gnädigen Regierung Gottes. In dem Augenblik, da wir fehlen und irren, streiten wir zwar gegen den Plan Gottes, uns glüklich zu machen. Aber selbst unsre Verirrungen werden sich an Gottes Plan anschliessen müssen, und Gott wird dennoch sein Werk an uns herrlich hinausführen. Wäre dis nicht so, so stände es bei den gegenwärtigen Schwächen unsres Verstandes und Herzens gar jämmerlich um uns. Alsdann

dann mögten wir fragen und einen Preis auf die Beantwortung der Frage setzen — wo der Sterbliche anzutreffen wäre, der sich Hofnung auf Glükseligkeit machen dürfe? Ein Reisender, der unterwegs irre geht und durch einen des Weges kundigen Menschenfreund, der ihm begegnet, wieder zurechtgeführt wird, kommt zwar später — weil er auf Irregehen einige Zeit zugebracht hat — aber doch endlich auch an den Ort seiner Bestimmung. So auch wir. Durch die Leiden, welche wir uns mit unsern Fehlern zuziehen, wird uns Gott zur deutlichern Erkenntnis unsrer Pflichten führen; wir werden durch sie zum vollkommnern Gebrauch unsrer Vernunft gelangen und an unsrer Verbesserung arbeiten. Dieser Gedanke gehört allerdings zu denjenigen, welche am heiligsten gehalten werden müssen; aber man kann ihn auch unter die zählen, welche für den Gutdenkenden, der einmal gefehlt hat, die stärksten Antriebe sind, sich darüber zufrieden zu stellen, weil er durch Verbesserung seines Herzens auch zugleich Verbesserung seiner Schiksale bewirkt. Was kann den Menschen, der sich nun einmal selbst geschadet hat und diesen Schaden fühlt, mehr ermuntern, als die Vorstellung — wenn du dich durch

den erlittenen Schaden recht klug machen lässest; so betrachte ihn als den Preis, für den du vielleicht zehnmal grössern Schaden, den du dir sonst wohl noch angerichtet hättest, von dir abwendetest! — — Und nun, mein Prinz, fühlen Sie einmal das Tröstende, das mit Leben und Freude erfüllende, das gen Himmel ziehende in einem solchen Glauben an die göttliche Fürsehung recht innigst . . . Er, der die Naturbegebenheiten des ganzen Erdbodens ordnet — er, der das ganze Sonnensistem, wozu unsre Erde gehört, in unverrükter Ordnung erhält — er, der noch viel tausendmaltausend andre solcher Sonnensisteme hat und jedes derselben mit Weisheit und Güte beherrscht — er, der alle diese Sonnensisteme zusammen zu einem einzigen Ganzen verband und dieses unübersehbare Weltall regiert — — dieser Unendliche macht auf der Erde, die gegen das gesammte Weltall nur ein Punkt ist, mich, einen einzelnen meines zahllosen Geschlechts, das gegen die Erde wieder nur ein Punkt ist, und gegen das ich wieder nur ein Punkt bin, zum Gegenstande seiner zärtlichen Fürsorge! — — Ach Prinz, auch ich erliege unter dieser Vorstellung.

lung. Gott verherrlicht sich durch die Regierung meines Lebens wie durch die Regierung des Weltalls . . . Wie sollte ich nun nicht recht herzlich auf ihn vertrauen? Wie könnte es mir nun in den widrigsten Schiksalen meines Lebens an Trost gebrechen? Wie dürfte ich nun aber auch wohl leichtsinnig in Erfüllung meiner Pflichten und träge in Anwendung meiner Kräfte zum Guten seyn, da es hierauf ankommt, ob Gottes weise und gnädige Regierung mich früh oder spät erst glüklich machen solle? Prinz — machen Sie es sich nun zur Pflicht, Ihr ganzes Leben noch mit weit wichtigern Augen anzusehen. Arbeiten Sie durch Weisheit und Tugend auf das möglichste an Vollendung des Plans Gottes über dasselbe — an Ihre Beglückung. Unternehmen Sie nie etwas, das von Belang ist, bis sie durch wiederholte Ueberlegungen gefunden haben, daß es gut und nüzlich sei. Seyn Sie alsdann eifrig in Betreibung desselben und wenden Sie alle Ihre Kräfte dazu an. Wenn Sie aber sehen, daß Sie es nicht durchsetzen können: so lassen Sie davon ab. Suchen Sie es nicht zu erzwingen und denken Sie lieber — es soll nicht seyn. Demüthigen Sie sich, und wenn Sie auch noch so vornehm würden, unser Gott. Dis ist die

höchste Würde des Menschen. Lassen Sie im Unglük nie den Muth sinken. Wir sind alle wie bei Gott in der Schule. Unglük ist eins der würksamsten Mittel, wodurch Gott unsre Erziehung, Ausbildung, Entwickelung, Besserung und Vervollkommung schaft. Vermeiden Sie Fehltritte. Begehen Sie aber dergleichen: so verzagen Sie darum nicht. Auch hierin sind wir wie die Kinder, die noch fallen und durch Fallen gehen lernen müssen. Bei Rechtschaffenheit auf allen Seiten übergeben Sie getrost alle Ihre Schiksale dem grossen Regierer der Welten, und trauen Sie ihm zu, daß er unser kleines unbedeutendes Leben eben so weise ordnen und leiten werde, wie das grosse grenzenlose Weltall durch ihn geordnet ward und besteht . . .

Rothe hatte unter diesen Ermahnungen den stärksten Accent auf die Worte gelegt — demüthigen Sie sich, wenn Sie auch noch so vornehm würden, unter Gott. Theodorn drangen diese Worte an sich schon durch Mark und Bein; um so viel mehr hatte er mit dem auf sie gelegten starken Accent seines Lehrers simpathisirt. Wie Rothe also zu reden aufhörte, fiel er mit einer frommen und liebenswürdigen Naivität ein — ich Wurm! ach ich Wurm, und nicht einmal so viel gegen Ihn — ich sollte

mich

mich nicht demüthigen vor Ihm, dem die ganze Welt gehört? Wozu hätt' ich denn meinen Verstand, wenn ich seine Grösse nicht erkennen wollte? und wie könnte ich diese erkennen, ohne meine Niedrigkeit zu empfinden? und wie könnte ich diese empfinden, ohne vor ihm niederzusinken? (fällt nieder.) Seine Sonnen knieeten gewis auch alle vor ihm nieder, wenn sie könnten. Ich kann es, und darum will ichs thun. Und wenn ich auch nicht immer so knieen kann, so will ich doch immer und lebenslang so gesinnt seyn, wie ein Mensch gesinnt seyn muß, der vor Gott hinknieet. Ich will gut seyn — will gut seyn; will leiden können — leiden; und meines Lebens Trost und beste Zuversicht soll Gott seyn.

Rothe. (innigst gerührt und ihn nach sich heraufziehend.) Halten Sie fest und unverbrüchlich an diesen Gesinnungen; so werden Sie Ruhe des Herzens, Beifall der Gottheit und viel irdische Glükseligkeit geniessen.

Als Rothe dis gesagt hatte, schnitt er Theodors Nahmen und den heutigen Tag in die Rinde einer bei der Laube stehenden Birke ein.

Theodors Seele war nun einmal in der religiösesten Stimmung und fast in beständigen Schwebungen himmelan. Auch folgten die Tage noch immer schön auf einander. Rothe säumte deshalb nicht, beide Vortheile zu benuzen, und den Prinz für die so einfache als herzerhebende Naturreligion noch immer wärmer zu machen.

Der Abendhimmel des Gewittertags weissagte einen folgenden herrlichen Morgen. Man legte sich früher, als gewöhnlich, schlafen. Noch vor Anbruch des Tags wekte Rothe den Prinz und sprach: Ich hab' Ihnen die Freude versprochen, daß wir einmal Licht und Morgenroth, Tag und Sonnenaufgang werden sehen sollen; — haben Sie heute Lust? — Die Natur ladet uns durch Klarheit und Reine ihres nächtlichen Späthimmels dazu ein . . . Schnell war der Prinz aus dem Bette, und ehe noch eine halbe Viertelstunde verging, waren sie schon auf dem Altan, wo sie vor kurzem die Mondfinsternis beobachtet hatten. Noch war wirklich Nacht. Der Mond fehlte dismal; die Sterne aber flimmerten allenthalben.

Rothe. Das Schauspiel, welches uns jezt bevorsteht, ist gewis der allerentzückendsten und allerheiligsten eins, welche die Natur dem

Men-

Menschen vorstellt. Auſſer den Reiſenden aber ſind Hirten und Bauren vielleicht die einzigen, welche ihm oft beiwohnen. Die Städter nehmen nur wenig Antheil daran, und unter den ſogenannten vornehmen Leuten gibt es viele, die es in ihrem Leben nicht geſehen haben. Können Sie ſich ſo etwas vorſtellen, Prinz? Aber die Trägen können ihren Daunenbetten nicht entſagen und ſind durch Ueberfluß und Wohlleben ſo verweichlicht, daß ſie Kolik und Erbrechen befürchten. wenn ſie einmal nicht zehn Stunden ſchliefen oder ſich vor dem ſpäten Morgen in die freie Luft wagten. So verſchnarchen ſie lieber die ſanfteſten Herrlichkeiten der Natur, und ſtehen dann da, wenn wir zu ihnen von den Schönheiten derſelben ſprechen, und machen ein ſo gleichgültiges Geſicht dazu, als wenn wir mit ihnen Portugieſiſch ſprächen. Ich hab' Ihnen mit Fleis dies Schauſpiel der Natur ſeither noch vorenthalten, mein Prinz. Gewis werden Sie aber, wenn Sie's heute geſehen haben, ſolches öfter zu ſehen wünſchen, und ich geb' Ihnen den Rath, dem Verlangen Ihrer Seele künftig recht oft darinn zu folgen, weil Sie dadurch ganz auſſerordentlich in den ſanfteſten Geſinnungen und in der wahren Gottesverehrung werden geſtärkt werden. — — Holla! ſchau'n Sie auf — — —

Theodor. Ja ja, ich seh' es, ich seh' es.

Rothe. Was denn? Wo denn?

Theodor. (nach Osten zeigend.) Da unten ists, als wenn manchmal ein ganz schwacher Lichtschein heraufführe; aber er ist gleich wieder weg. — Da wars wieder so. — Da wieder.

Rothe. Recht! Nach diesem Orte hin wollen wir also unsre Blicke gerichtet halten. Das sind die ersten Funken des Lichts, die aus der Finsternis sprühen. Sie haben aber noch nicht Kraft genug, sich lange als solche zu zeigen.

Theodor. (nach einer kleinen Weile.) Jezt kommt der Schein schon schneller hinter einander wieder.

Rothe. Noch wenig Augenblicke; so werden seine Wiederholungen so schnell auf einander folgen, daß sie in einander fliessen und einen fortdauernden Schein hervorbringen. Die, welche weiter gegen Morgen wohnen, haben diesen Schein schon. Und die, welche weiter gegen Abend wohnen, sehn noch gar nichts.

Rothe erinnerte jezt den Prinz wieder an das hauptsächlichste von dem, was er ihm über Sonne und Erde gesagt hatte, und berechnete ihm, wie tief die Sonne noch unter unserm Horizont ste-

he, wenn dieser erste Lichtschein hervorbräche; wie tief, wenn der Tag anbreche, und wie tief, wenn die Morgenröthe komme.

Theodor. (freudig.) Ach nun hält sich der Schein — nun bleibt er; sehn Sie doch.

Rothe. Ja, aber sehn Sie auch wohl seine zitternde Bewegung? Er kann noch nicht recht fest stehen. Es gibt also immer noch kleine Lükken in ihm, kleine Zwischenräume ohne Licht.

Theodor. Aber nun, nun steht er fest. O sehn Sie einmal, das läßt nun, wie ein feiner weisser Saum, der unten am Himmel angemacht wäre.

Rothe. Nun scheidet sich das Licht von der Finsternis für uns. Nun bekommt das Licht über die Finsternis Uebergewält und wird sie zusehends ausüben.

Von Augenblik zu Augenblik verbreitete und erhellte sich der stehende Schein, und bald erfüllte er schon tiefunten den ganzen Ost.

Rothe. Prinz, dis heißt nun — der Tag bricht an. Der Tag — das eigentliche Leben des Menschen — die Zeit seiner edelsten Geschäftigkeit — der grundvollste Theil seines Daseyns. Wie würdig muß der ihn verleben, der ihn oft so werden sieht! Ist es nicht, als

rief' er uns zu — nun macht euch fertig, an euer Tagewerk zu gehen; nun schikt euch an, die Herrlichkeit des Schöpfers in seinen Werken zu bewundern; nun gehet aus, eure leidenden Brüder aufzusuchen; wozu gäb' ich euch sonst mein Licht?

Der immer welter herauf sich ergiessende Schein ward nun unten schon lichthell, floß hernach heraufwärts in hellblas und noch weiter herauf in lichtgrau über. Bald ward er, wo er lichthell gewesen war, gelblicht, dann hochgelb, dann röthelnd; und in derselben Masse stiegen nun die übrigen Abwechslungen immer weiter herauf, so daß das Lichtgrau schon an den Zenith herflos.

Rothe. Prinz, das ist die **Morgendämmerung.** Sehn Sie, wie die Schatten mit dem Lichte kämpfen und ihm weichen müssen. Sehn Sie, wie es in der Masse, als sich das Licht uns nähert, über uns düstrer zu werden anfängt.

Theodor. Ach — da singt eine Lerche! Das ist ja erstaunend früh.

Rothe. Sie stand unter allen ihren Schwestern zuerst auf, und ist das gegen selbige, was wir heute gegen viel andere auch frühaufstehende Menschen sind, und ist das gegen andre Vögel,

was

was wir heute gegen die Hofkavaliere und Hofdamen sind. Aber sie wird nicht lange ohne Schwestern seyn. — Hören Sie wohl? Dort singt schon noch eine — da wieder noch eine. Sie liegen alle im Getraide und lauschen nur noch. So, wie die erste den Ton angibt, wirbeln auch die übrigen in die Höhe. Diese Art Vögel ist, wie ich Ihnen schon gesagt habe, die allerfleissigste im Singen. Immer die erste und immer die lezte; und macht besonders um diese Tagszeit so viel Eindrük auf Seelen, die noch unverdorben sind. Die Alten pflegten zu sagen, daß sie dem Schöpfer ihr Morgenlied singe. Das war denn nun aber wohl nichts gesagt; denn dem Schöpfer ein Morgenlied zu singen, dazu gehört Verstand, und den haben die Lerchen nicht. Den jungen Morgen begrüßt sie. Das erste Licht hatte sie gewekt. Die Luft war weder stürmisch, noch kalt: darum flog sie in die Höhe. Droben fand sie es so hold und so mild; da ward ihr denn nun so wohl und darum singt sie so schön.

Rechts und Links schnurrten nun immer mehr Lerchen aus den Feldern auf, und so, wie sie die Höhe des Altans erreichten, fingen sie an zu singen. Einige singen ihr Lied grade über Theodors Kopf an: dem Prinz machte dies viel

Ver-

Vergnügen, und bald war die ganze Luft voll Lerchengesangs.

Rothe. Welche schmelzende Harmonie! Wie rührt sie in diesen Zwielichten des Morgens das Herz weit mehr, als in dem vollen Glanz des Mittags. Es ist unmöglich, daß der vernünftigempfindende Mensch nicht noch mehr thun sollte, als die Vögel des Himmels, welche sich nach ihrer Art so herzlich jezt freuten. — — — Allheiliger, der du noch reiner bist, als das Licht, das jezt von dir ausgeht, und noch wohlthätiger, als die Sonne, ohne die unser Erdball eine für Menschen unbewohnbare Wüste seyn würde — empfange jezt von uns, die du zu vernünftigen Wesen schufest, die wärmsten Gefühle deines Daseyns und deiner Liebe! O du Vater der Welten, wie segnest du jezt wieder alle deine Kinder auf Erden! Nun freuen sie sich bald alle wieder ihres Daseyns und laben sich alle wieder an deinen Gütern, die du in so grossem Ueberflus, und wie jedes derselben ihrer bedurfte, um sie her ausschüttetest. Ach mache diesen Tag zu einem recht seligen Tage für unser Vaterland und für seinen guten Fürsten! Laß heute in diesen Gefilden das menschliche Elend noch geringer werden, als es gestern war, und erwecke jeden, der hiezu beitragen kann, zu edler

Thätigkeit! Vergrössere auch an diesem Tage durch das Anschauen deiner Werke die Summe deiner Erkenntniß in diesem Lande, und den Eifer, dir ähnlich zu werden, in den Seelen seiner Bewohner. Mache auch uns heute zu weisern und bessern Menschen. Laß uns unsre Kräfte heute recht wacker anwenden, und gib, daß, wenn der Abend mit seinen Schatten wieder herbeikommt und die Dämmerungen uns wieder so umgeben, wie jezt, dir das ganze Werk unsers Tages recht wohlgefalle!

Unterdessen hatte sich die Morgendämmerung bereits in Morgenröthe verwandelt und die Gegenstände liessen sich auf der Erde schon von einander unterscheiden. Jezt erst bemerkte man, daß einzelne leichte Gewölke umherschwebten, die sich aus den aufsteigenden Dünsten, welche die gestern äusserstdurchnässete Erde von sich gab, erzeugten. Rothe entdekte sie gern, weil sie zur Verschönerung des ganzen Schauspiels viel beitragen mußten. Die untern derselben wurden schon mit blassen Rosen bestreut, die immer herrlicher aufblühten. Allmählig wurden auch die weiter heraufschwebenden rosenbekränzt, und endlich war der ganze Morgenhimmel ein lachendes Rosengefilde. Viel andre himmlische Farben mischten sich schon darun-

ter, und der ganze Anblik ward zusehends prächtiger.

Rothe. O Prinz, Prinz, nun recht viel Empfänglichkeit dazu her, und alle diese Empfänglichkeit zusammengedrängt! Die Freude kommt — die Freude! Sie kommt in einer ganz überschwenglichen Fülle. Vom Himmel herab strömt sie in uns und der Gott der Freude gibt sie uns. — — O du schöne, liebe, holde Morgenröthe, du Verkündigerin der nahen Sonne, wie ziehst, wie fesselst du das Auge des Menschen und sein Herz an dich! So, als wenn Gott, der Schöpfer selbst, daher kommen sollte, machst du am Himmel die Anstalten dazu. O du vollkommenstes Bild aller unsrer jezigen Erkenntnisse und des gesammten Zustandes unsrer Glükseligkeit, wie simpathisirt der Mensch mit dir! Du sagst ihm zwar recht deutlich, was er jezt nur sey; aber du lehrst ihn auch hoffen, daß es bald besser um ihn stehen werde; denn — auf dich folgt Sonnenaufgang. — — Ja, ja, Prinz, und wenn wir noch so weise, noch so gut, noch so glüklich jezt zu werden uns bemühen: so ist es doch nur blosse Morgenröthe erst von unsrer Weisheit, Güte und Glükseligkeit. Nichts Ausgebildetes, nichts Vollendetes, nichts Ganzes. Aber sehn Sie, so

wie

wie es Gott in der Natur nicht bei der Morgenröthe läßt: so wird er es auch an uns nicht dabei lassen. Woher kommt denn diese Morgenröthe am Himmel? Daher, weil die Sonne nun nahe dahinter ist. Hier auf uns her kann sie noch nicht scheinen; jene Gewölke aber scheint sie schon an, die so unweit höher schweben, als wir. Ständen wir so hoch, als diese: so sähen wir die Sonne schon und sie schiene uns schon an. Demnoch ist die Morgenröthe auch für uns schon ein untrüglicher Beweis, daß die Sonne bald für uns aufgehen werde. Ebenso wird auch die Morgenröthe unsrer Erkenntniß, Tugend und Glükseligkeit einst in Sonnenaufgang für uns verwandelt werden; und eben diese Morgenröthe unsres Zustandes sei uns auch ein untrüglicher Beweis vom baldigen Sonnenaufgange für unsern Zustand; denn — sollte uns Gott die Sonne blos von weitem ankündigen, ohne sie für uns aufgehen zu lassen?

Theodor. (dem man die gespannteste Attention ansieht.) Lieber Hofrath, ich versteh' Sie nicht.

Rothe. Mein Prinz, wenn dieses Leben aus seyn wird, dann geht für uns ein andres

an. Dis meinte ich; und diese grosse Wahrheit, auf der fast alle menschliche Tugend und aller menschliche Trost beruht, will ich Ihrem Herzen recht theuer und werth machen.

Theodor. (der mit weit aus einander gebreiteten Armen da steht.) Ach was sagen Sie? was sagen Sie?

Rothe. Dieses künftige Leben wird in Ansehung unsrer Erkenntnis, Rechtschaffenheit und Zufriedenheit gegen das gegenwärtige ebenso vollkommener seyn, als der Tag bei Sonnenaufgang gegen den Tag bei der Morgenröthe jezt vollkommner ist. Jezt merken Sie nur diesen Gedanken; hernach wollen wir mehr darüber sprechen. Ich wollte in diesen Augenblicken nur durch die Natur in Ihnen blosse Ahndungen eines künftigen und vollkommenern Zustandes erwecken. Fassen Sie das Bild dazu recht, in das ich sie einkleide; Sie haben es jezt vor Augen. Es ist die Morgenröthe. Ich sage — aus der Nacht ist jezt Tag geworden. Aber es ist noch nicht der volle Tag. Es ist nur erst der Tag im Morgenroth. Dis Morgenroth entsteht von der nahen Sonne, und wäre nimmermehr, wenn keine Sonne dahinter wäre. Aber eben darum, weil dis sich nun so verhält, so wird und muß auch Sonnenaufgang

und bald Sonnenaufgang erfolgen, weil die Morgenröthe wirklich da ist. Nun, so stehen Sie nie wieder im Morgenroth, ohne zu denken — diese Morgenröthe ist Anlage und Anfang zur Vollkommenheit und Glükseligkeit des Tages. Auch in mir ist Anlage und Anfang zur Vollkommenheit und Glükseligkeit. Hier wird und kann nichts ganzes daraus werden. Gott aber handelt nach einerlei Gesetzen, kann sich nie widersprechen, und kann nichts, das er anlegte und anfing, unvollendet lassen. So wird er auch irgendwo meine Anlagen und Anfänge zur Vollkommenheit und Glükseligkeit ausbilden und vollenden. Auch für mich wird vollkommener Tag werden. Auch für mich wird Morgenröthe sich in Sonnenaufgang verwandeln. Und wie ich in der Morgenröthe der Natur einen untrüglichen Beweis des darauf folgenden Sonnenaufgangs finde: so finde ich auch in meinen jetzigen Anlagen zur Vollkommenheit und Glükseligkeit einen untrüglichen Beweis ihrer einstigen Ausbildung, und in meinem jetzigen Leben den untrüglichen Beweis für das künftige.

Theodor. (sehr begierig.) O allerbester Hofrath, ich bitte Sie, erklären Sie mir das doch recht; — wir sterben ja alle.

Rothe. Hernach, Prinz. Jezt lassen Sie uns den herrlichen Ausgang des grossen Schauspiels der Natur nicht versäumen und unsre Augen wieder himmelwärts richten. Blicke dieser Art bereiten uns am schönsten zu Betrachtungen unsrer höhern Zukünfte vor.

Noch dauerte die Pracht der Morgenröthe fort, welche unterdessen ganz überschwenglich-herrlich geworden war. Purpur streifte schon die weiter nach Osten hin schwebenden Wölkchen, und die ganz untersten faßte bereits ein Goldsaum auf der Sonnenseite ein.

Rothe. O sehen Sie einmal das unnachahmliche Purpur dort — da das herrliche Himmelblau — da das Schwefelgelb — dort das Wiesengrün — da das blendende Weis — dort das matte Aschgrau — — wie das alles gegen einander absticht, eins das andre hebt! — Gott, welch eine Farbengruppe, wozu keine menschliche Hand die Farben rieb und die Striche zog! Und da das glänzende Gold, — wie es die Augen schier blendet, und alle Vergoldungen, die die grösten Künstler in dieser Art verfertigen, so weit hinter sich zurükläßt! — Nun wird es bald

bald erscheinen, das grosse Gestirn des Tags, die Lebengeberin, die Freudegeberin, die Gebe-rin aller Blumen und Früchte, die unsre Gär-ten schmükt, wie sie den Himmel jezt schmükt, und die Trauben am Weinstok mahlt, wie sie die Gewölke mit Purpur jezt übermahlt. Alle Schläuche der aufgezogenen Dünste machen ihr schon Platz. Es wird einen reinen, herrlichen Sonnenaufgang geben. Sehen Sie dort den flammenden Feuerbogen schon. Unter ihm wird sie heraufragen. Sehen Sie da an der untersten Wolke die vielen brennenden Lämpchen und Kerzchen. In ihnen spiegelt sie schon die glor-reichen Strahlen. Und wie nun alles auf der Erde schon wieder seine Farbe empfängt, wie es gestern sie hatte! Aus dem einförmigen Dun-kel, worin die Nacht alles verhüllt hatte, und wo eins aussah, wie das andre, und alles wie eins, ist die ganze Erdenschöpfung nun wieder hervorgetreten und lächelt uns in allen ihren mannigfaltigen Reitzen wieder an. O was du alles vermagst, du benachbarteste unter allen Sonnen Gottes! Heil und Glorie dir, du Segnerin der Erde; — doch nicht dir, sondern dem, der der Erde so weise ihre Bahn um dich her zeichnete, daß du sie gerade so in dem einzigen wohlthätigsten Verhältniß, in der einzi-

gen wohlthätigsten Masse erleuchten und erwärmen könntest! Steig herauf unter dem Jubel aller Geschöpfe und verkündige uns seine Ehre — verkündige uns noch lauter seine Liebe.

Theodor. Ach — ach, da kommt sie — da ist sie . . .

Rothe. Nein, Prinz, das ist sie noch nicht. Das ist eine Art von Vorsonne. Wenn die Luft voll Dünste ist, wie heute: so pflegt sich, wenn die Sonne mehr am Rande des Horizonts ist, auf demselben so ein schwaches Bild von ihr zu zeigen. Aber nun wird sie auch gleich da seyn. Nun lassen Sie uns recht feierlich sie erwarten.

Alles schien jezt zu schweigen und schweigend zu harren. Rothe schwieg — der Prinz schwieg — die Lerchen schwiegen. Ein sanfter Wind erhub sich, säuselte ein wenig und begab sich wieder zur Ruhe.

Da zitterte die Vorsonne — da schwankte sie stärker — da schien sie sich erheben zu wollen und — verschwand.

Da wars, als bildeten sich dicht auf dem Rande des Horizonts in einem kleinen Halbzirkel einige Sterne — da wars, als würden der Sterne immer mehr — da wars, als flössen

die

die Sterne in einander — — da kam sie, die göttliche Sonne!

Theodor. (ganz auser sich vor Freude.) Hofrath — Hofrath — da kommt sie . . .

Rothe. Ja, das ist sie. — Nun, mein Lieber, Arm in Arm, (schlingt den Prinz um sich.) und Blik in Blik, und Gedanke in Gedanke! Wenn irgend ein Anblik in der Natur ist, der uns die Gottheit versinnlichen kann, so ist es — die aufgehende Sonne.

Theodor faßte sich an Rothen recht fest an, legte seine Linke in die Rechte desselben und sah starr nach der Sonne.

Schon ward der feurige Halbzirkel grösser. Schon sah man die kleinere Oberhälfte der glänzenden Kugel. Die noch übrigen Dünste kamen dem Auge zu statten. Auch machten sie bis jezt die Sonne noch strahlenlos.

Rothe. Wie so mild sie heute aufgeht! Sie läss't uns ihr Antlitz sehen, ohne uns zu blenden. Recht das volle Bild ihres Urhebers, wie er sich uns jezt in seinen Werken zeigt!

Webend und wogend erhub sich die Sonne immer höher und höher, bis sie, wie durch Allmacht hervorgerükt, völlig auf dem Rande des Horizonts da stand. Ihre lezten Emporhebungen waren schnell, überraschend, überwälti-

gend. Noch hatte sie keinen Strahl. Noch konnte man gerade in sie hinsehen. Nun sangen wieder alle Lerchen, und tausend andre Vögel stimmten in ihr Lied ein. Rothens Angesicht glänzte vom hohen Wiederschein — Theodors Angesicht glänzte.

Rothe. (der Theodorn mit beiden Händen umfass't.) Lieber Prinz, jezt sind wir wie erleuchtet — wie verklärt — —

Theodor. (der ihn hold ansieht und dann gen Himmel blikt.) Ach Gott, wie viel Freude gibst du dem Menschen! Wie sieht sich mein Auge an deiner Natur nicht satt! Wer bin ich? Wie ist mir? Als wäre ich gar nicht hier unten — als wäre ich irgendwo dort oben — — so ist mir!

Rothe. Denken Sie das jezt nun recht noch einmal, was ich Ihnen vorhin über Morgenröthe und Sonnenaufgang und — über uns sagte. —

Nun hatte sich die Sonne vom Rande des Horizonts losgewunden und schwebte frei. Die Dünste verlohren sich; sie fing an zu strahlen.

Rothe. Da sehen Sie nun, Prinz, das schönste vollkommenste Sinnbild des grossen Weltschöpfers, das wir haben; das Sinnbild seiner Erhabenheit, Allgegenwart, Kraft und

Gü-

Güte! Ich weiß nichts, und der Verstand aller Menschen findet nichts, womit Gott mehr zu vergleichen wäre, wenn er daher wandeln könnte, als — die Sonne, wie sie jezt da ist . . . darum haben viel tausendmaltausend Menschen sie für Gott selbst gehalten und angebetet, und halten und beten sie noch dafür an. Ein Verstand, der sich von der sinnlichen Welt nicht erheben kann, ein Mensch, der einmal glaubt, daß er seinen Gott sehen müsse, weil er seine Freunde und Wohlthäter sieht und sie so gern sieht, verdient die grösseste Verzeihung wenn er glaubt, die Sonne sey Gott selbst. Er selbst, der Weltenschöpfer, wird diesen Irrenden dafür lieben, daß selbiger wenigstens ein so majestätisches Bild für Ihn hielt. Wahr ist es, daß auf unsrer Erde keine Frucht, keine Bluhme, kein Grashalm gedeihen, daß sie völlig unwirthbar und unbewohnbar für uns seyn würde, wenn die Sonne sie nicht mit ihren erwärmenden Strahlen träfe. Dis lehrte der Augenschein auch den rohesten Wilden. Nun schloß er so — ohne Sonne nichts, mit Sonne alles — folglich habe ich alles der Sonne zu danken, folglich ist die Sonne Gott. Daß es noch Millionen solcher Sonnen gebe, davon wußte er gar nichts. Wohl aber wußte er, daß,

wenn sein Freund ihm etwas gebe, dieser der Geber selbst sei. Es fiel ihm dabei nicht ein, sich zu erinnern, daß er von seinen Freunden auch oft etwas durch die dritte Hand bekomme. So vermischte er das Mittel mit der Ursache, und hielt das, wodurch dem Erdboden die Fruchtbarkeit gegeben wird, für den, der sie ihm durch dasselbe gibt. Wir finden, daß der menschliche Verstand, so lange er noch in seiner Kindheit ist, durchgängig so handle, und immer, wenn er erklären soll, so erkläre. Wir aber, die wir durch die Aufklärungen der Vernunft richtiger schliessen und uns von dem höchsten Wesen edlere Begriffe zu machen gelernt haben, suchen die höhere wirkende Ursache der Dinge auf und setzen sie unendlich weit über die bloßen Mittelursachen weg. Wir verehren einen unsichtbaren Schöpfer des Weltalls, dessen Werk die Sonne ebenso nur ist, wie es die Erde ist, und wie es die Menschheit ist, die die Erde bewohnt. Wir steigen von den Geschöpfen zu ihrem Urheber auf und rufen der Sonne entgegen — der uns bildete, bildete auch dich. Du bists nicht, die uns wärmt und erfreut; du bists nur, durch die Er uns wärmt und erfreut; — — Indessen, Prinz, lassen Sie uns mit jenen Sonnenverehrern doch

einig

einigermassen gemeinschaftliche Sachen machen und in ihrem Glauben nur um einen Schritt weiter zurükstehen bleiben. Die Bewunderung der wohlthätigsten Einflüsse der Sonne verleitete sie auf die Idee, in ihr die Gottheit selbst zu finden. Uns soll eben diese Bewunderung ergreifen und so lange wir das wohlthätige Sonnenlicht geniessen, festhalten; aber sie soll uns nur dazu leiten, daß wir in der Sonne blos das schönste Sinnbild der Gottheit erblicken. Und an diesem Bilde bleiben Sie, mein bester Prinz, so lange Sie leben, bei allen ihren Vorstellungen, Gedanken und Betrachtungen über Gott unbeweglich hangen. Wie sie da so mild und so sanft herstrahlt, die aufgegangene Sonne! Ist sie nicht lauter Güte, Segen, Wohlthun, Liebe? So, so ist Gott, ihr Schöpfer, das oberste Wesen, nichts als Güte, Segen, Liebe! Ganz das, unendlich mehr, als das, was der Vater für sein Haus ist — ganz das, unendlich mehr als das, was die Sonne für die Erde ist, ist Gott für uns. Wenn uns bei dem Gedanken an seine Grösse und Vollkommenheit ein Schauer überfällt: so sollen wir ihn durch den Nebengedanken mildern, daß Gott seine gesammte Grösse und Vollkommenheit nur zu unsrer Beglückung und Beseligung gebrauche.

So

So süß, so willkommen nun diese Vorstellung dem menschlichen Herzen ist: so war sie doch bei weitem nicht die erste und ursprüngliche, welche sich die Menschen von Gott machten. Sobald man einen Gott glaubt und die ganze Welt für sein Werk ansieht, ist der erste Eindruck, welchen der Anblik seiner Werke auf das Herz macht, ein erschütterndes Gefühl seiner Macht; ein Gefühl, das durch Sturmwetter, Platzregen, Donner und Erdbeben noch unweit schreckender gemacht wird. Diese Allmacht Gottes fällt geradezu in die Augen; darum mußte sie den ersten Eindruck machen. Bei diesem blossen Gefühl der Allmacht Gottes blieben nun die Menschen anfangs lange stehen. Blosses Gefühl einer unbegrenzten Macht kann aber nothwendig nichts anders, als — Furcht vor dem, der sie besizt, erwecken. Daher unter allen alten Weltvölkern nichts, als furchtbare Vorstellungen von Gott; nichts, als erschütternde Benennungen, womit sie ihn in ihren Sprachen bezeichneten; nichts, als knechtische, sklavische Verehrung, die sie ihm leisteten. Das ist nun aber ganz wider die Absicht, derentwegen sich Gott uns in seinen Werken offenbarte; ganz wider die Wirkungen, welche der Glaube an ihn auf uns hervorbringen soll.

soll. Dieser Glaube soll uns gut machen, ohne unsern Muth niederzuschlagen; er soll uns muthvoll machen, ohne uns den Gefahren des Leichtsinns auszusetzen. Seitdem man aber anfing, mehr zu thun, als blos zu sehen, und zu hören; seitdem man die Natur studirte, entdekte man in ihr ausser der Macht Gottes auch seine Weisheit und Güte. Die Gefühle derselben tröfteten und labten das menschliche Herz wieder in der Masse, in welcher das Gefühl der blossen Macht Gottes es erschüttert und zaghaft gemacht hatte. Endlich ward man durch Beobachten und Nachdenken darüber einig, daß auch sogar die furchtbarsten Naturbegebenheiten für die Erhaltung des Ganzen ebenso nothwendig, als segenvoll wären. Nun verschwand die knechtische Furcht vor Gott, und machte der kindlichsten Zuversicht auf ihn Plaz. Die Benennungen Gottes, die Verehrungen Gottes — alles änderte sich hiernach ab und kündigte die geschehene grosse Veränderung in den Begriffen von ihm an. Aus dem Donnergott ward nun ein Vater der Menschen, und statt leerer Gebräuche und heiliger Feierlichkeiten, womit man ihm sonst wie einem strengen König den Hof gemacht hatte, ward stille, fromme Tugend ausgeübt, die den Men-

schen Gotte ähnlich macht und daher auch nur allein ihm den Beifall desselben verschaffen kann. Blos den Aufklärungen der Vernunft, die durch das Nachdenken der Weisen und durch die herrlichen Fortschritte, die man in der Naturkunde that, bewirkt wurden, haben wir dis zu danken. Glauben Sie jedoch nicht, Prinz, daß dieses mildere, vernünftigere Religionssistem, oder diese sanftere, weisere Denkart über Gott und Gottesverehrung wenigstens nur unter unsern Zeitgenossen die herrschenden seyn müssen. Der grosse Haufe ist auch jezt noch nicht viel weiter, als er zu allen Zeiten war. Ausserdem, daß seine Lehrer viel Schuld daran haben, die oft selbst kein Licht in sich tragen und daher auch kein Licht mittheilen können, liegt die Ursache davon immer noch da, wo sie zu allen Zeiten lag. Die Menschen sehen und hören zwar fast alle; aber die wenigsten lieben das Nachdenken über das, was sie sehen und hören. Gottes Macht fällt in die Sinne, und man sieht sie mit dem äussern Auge. Gottes Weisheit und Güte aber werden nur durch das innere Auge, durch den Verstand entdekt. Die wenigen, welche ihren Verstand ausbilden, werden also auch nur von den Gefühlen seiner Weisheit und Güte sanft erwärmt; die übrigen alle,

die

die nur sinnlich sind, werden blos von den Gefühlen seiner Allmacht erschüttert. Daher kleben denn nun natürlicher Weise auch die mehresten Menschen noch an jenen furchtbaren Vorstellungen von Gott und geben dis auch bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Wenn Sie erst mehr Anlas haben werden, die Menschen zu beobachten, so werden Sie dis völlig wahr finden. Z. E. wenn etwas geschieht, das der grosse Haufe nicht gleich einsehen kann, so hält er es für ein Wunder, für eine übernatürliche Wirkung Gottes, der gleichsam plözlich dazwischenfährt; da doch alles in der Welt ganz natürlich zugeht. Oder wenn irgendwo ein Unglück sich ereignet, so schreit der grosse Haufe gleich, daß Gott gestraft habe; u. s. w. Immer haben die einfältigen, unausgebildeten Menschen den Kopf und den Mund voll von Zorn Gottes, von Rache Gottes und von Grimm Gottes; da er doch das sanfteste, wohlwollendste Wesen und die Liebe selbst ist. Lassen Sie sich durch dis alles nie irre machen. Haben Sie Mitleid mit dem unaufgeklärten Haufen, der elend genug daran ist, weil er sich durch solche irrige Vorstellungen um den schönsten Theil seiner Ruhe und Lebensgenüsse bringt. Erblicken Sie aber für Ihre Person Gott in allen Ver-

hältnissen und Lagen Ihres Lebens nie anders, als in dem holden Vaterbilde. Liebe war es, die Gott zum Schöpfer machte; Liebe ist es, womit er die ganze Welt regiert; Liebe ist es, womit er auch alle unsere Schicksale leitet. Zu so grosser Glückseligkeit, als wir fähig sind, hat er uns bestimmt. Er wird auch jeden Menschen zu derselben bringen, der Mensch mag wollen oder nicht. Aber freilich wird er jeden in der Masse eher zu ihr bringen, in der er glücklich seyn will. Mit welch einer unendlichen Menge seiner Wohlthaten überschüttet er uns jezt schon! Wie voll davon ist die Natur für uns! Wie voll das gesellschaftliche Leben! Unsre ganze Erhaltung ist eine an einander hangende, ununterbrochene Ausübung seiner Liebe gegen uns. Und wir sollten jemals über ihn zweifeln, jemals seinetwegen in Mißtrauen gerathen, jemals durch den Gedanken an ihn auch nur zur Traurigkeit gereizt werden? Mein Prinz, Gott hat uns Menschen grosse Kräfte und Vorzüge gegeben. Mit unserm Verstande können wir das, was nüzlich und gut ist, erkennen, und unser Wille neigt sich auf der Stelle zu dem recht deutlich erkannten Guten hin. Das sind herrliche Anlagen zur Tugend und zur sittlichen Vollkommenheit in uns, dessen ungeachtet aber feh-

len

len und irren wir doch nur allzuoft. In unsrer Natur selbst und in unserm ganzen gegenwärtigen Zustande liegen die Ursachen mit hiervon. Wir sind und bleiben nicht nur eingeschränkte Wesen; wir sind auch Wesen, die sich nur allmählich ausbilden. Unsre körperliche Kraft und Stärke entwickelt sich nach und nach, und unsre höhere Verstandeskraft auch nur nach und nach. Jene aber bildet sich weit eher aus, als diese. Das Gefühl unsrer selbst geht in uns lange vorher vor den Gefühlen von Recht und Unrecht. Wir verabscheuen den Schmerz und lieben das Wohlbefinden lange vorher, ehe wir wissen, was gut und böse ist. So sind alle unsre Triebe schon lange in uns rege, wenn unser Verstand, der noch nicht entwickelt ist, sie noch nicht regieren kann. Wie kann es da anders geschehen, als daß wir unsre Triebe oft dahin richten, wohin wir sie nicht richten sollten. Je öfter wir dis thun, desto fertiger werden wir darin; und bald geht diese Fertigkeit in Gewohnheit über, die leicht so stark wird, daß die Vernunft hernach in aller ihrer Reife sie nicht wieder auszurotten vermag. Dis ist die natürliche, ursprüngliche Quelle unsrer meisten Fehler, daß unser Wille sich weit eher regte, ehe unser Verstand sich regte. Wir

haben hernach, wenn wir zu Verstande kommen, lebenslang daran zu thun, die bösen Fertigkeiten, welche wir im Anfang unsers Lebens und in der Zeit, da wir noch ohne Verstand waren, schon erwarben, wieder zu entkräften, und abzulegen. Sie waren die ersten, welche Besitz von unserm Herzen nahmen und ihm die erste Richtung gaben, die hernach gleichsam in selbiges verwuchs. Auch gibt es so viel Scheingüter, welche uns durch ihr gefälliges Wesen selbst alsdann oft noch täuschen, wenn wir schon in vollem Gebrauch unsrer Vernunft sind. Aus dem Antrieb, uns glücklich zu machen, greifen wir nach ihnen und — werden hernach gewahr, daß wir dennoch falsch gegriffen haben. Daher kommt es, daß auch die Weisesten fehlen. Sie werden durch ihre Sinnlichkeit fortgerissen, welche ihren Verstandesvorstellungen die Deutlichkeit und Kraft benimmt. Unser Temperament ermangelt nicht, seinen Beitrag zu unsrer Unvollkommenheit zu leisten und uns zu gewissen Arten von Fehlern noch geneigter zu machen, als zu andern. Die Macht der Beyspiele vollendet endlich die ganze so erklärbare Geschichte unsrer Mängel. Stellen Sie sich vor, daß der, der uns schuf, unsern ganzen Zustand kenne. Stellen Sie sich vor, daß

er mit diesem, weil solcher nun einmal nicht anders seyn kann, Mitleiden habe. Gott kann nicht Vollkommenheit im eigentlichen Verstande von uns fordern, und fordert sie auch nicht von uns, weil er sonst etwas fordern würde, das über unsre Kräfte gienge. Seine Forderungen, die er an uns macht, müssen den Kräften gemäß seyn, die er uns gab, und müssen mit der Einrichtung übereinkommen, welche er mit uns traf. Aufrichtiges, immerwährendes, thätiges Streben nach Vollkommenheit, stetes Wachsthum im Guten — diese sind in unsrer Macht; diese fordert Gott von uns. Suchen Sie nun, mein Prinz, da Sie zu deutlichen Vorstellungen gelangt sind, so vorsichtig zu leben und zu handeln, als möglich. Wenn Sie denn aber Fehltritte begehen, so zittern Sie nicht vor Zorn und Rache Gottes. Gott ist solcher Leidenschaften nicht fähig, die auch schon an uns Menschen wahre Unvollkommenheiten sind. Er kann von uns gar nicht beleidigt werden. Beleidigung entsteht aus einem uns zugefügten Verlust. Wie wären wir aber im Stande, Gott einen Verlust zuzufügen? Denken Sie nur hierüber recht nach. Uns fügen wir Verlust zu, wenn wir unrecht thun, uns beleidigen wir; uns machen wir

unglücklich dadurch. Mit uns haben wir es also abzumachen; uns haben wir zu versöhnen; bei uns haben wir um Vergebung zu bitten; uns haben wir Vergütung zu leisten. Darum sollen wir aber, sobald wir unsre begangnen Fehltritte entdecken, auf Verbesserung derselben bedacht seyn; damit wir die üblen Folgen, welche sie für uns haben, entweder wieder aufheben oder doch verringern. Gott bleibt gegen uns auch alsdann Vater, wenn wir Unrecht thun. Jeder menschliche Vater verlangt von seinem Kinde nichts, als Besserung. Und auch diese verlangt er nicht seinetwegen, sondern des Kindes wegen, und aus Liebe zum Kinde, weil er es gern glücklich sehen will. Um diese Besserung zu bewirken, verbindet ein weiser und guter Vater mit den Fehlern seines Kindes oft unangenehme Empfindungen für dasselbe; damit es sich durch diese von der Wiederholung und Fortsetzung jener abhalten lasse. Er straft es, nicht um sich am Strafen zu ergötzen, oder sich in einer Art von Uebergrösse und Uebergewicht über das Kind zu zeigen, sondern — um es zu bessern. So verbindet auch Gott mit unsern falschen, schlechten und bösen Handlungen unangenehme Folgen, und hat dabei blos die Absicht, welche die Väter haben. Nur in

diesem milden Sinn darf man sagen, daß Gott strafe. Sind unsre Vergehungen gering und sezen wir sie nicht fort: so verlieren sich ihre traurigen Folgen wieder; sind sie aber von grosser Erheblichkeit: so dauren sie oft lange nach erfolgter Besserung fort, oder endigen sich wohl gar nie gänzlich. In jedem Fall sollen wir in selbigen Gottes weise Vatergüte erkennen, die uns durch sie vor grösserm Unglück oder gar vor gänzlichem Verderben sichern und durch äusserliche Verluste unsre innere Glückseligkeit retten will. Preisen sollen wir Gott dafür, wenn wir für unsre Vergehungen leiden und die wohlthätigen Einflüsse recht dankbar erkennen, welche diß auf unser Herz hat. — Schon darum also, weil unsre Tugend so unvollkommen ist, ist auch unser Glück so unvollkommen; aber es gibt auch ausser den von uns selbst verschuldeten Leiden viel andere Leiden der Natur, des Schicksals und des geselligen Lebens, denen wir unterworfen sind. Die Summe des menschlichen Elends ist unermeßlich groß. Jeder Stand hat ausser dem allgemeinen sein eignes Elend noch, und mancher Mensch muß mehr leiden als zehn andre. Prinz, Ihr Vater ist ein Fürst; aber er ist auch schon zu verschiedenen malen recht tödtlich krank gewesen. Die Ver-

leumdung hat vielleicht im ganzen Lande keinen Menschen mehr zum Gegenstande sich gemacht als ihn. Und wenn er auch keine Sorgen der Nahrung und vollauf Kleider hat: so mags ihm doch oft Unruhe genug machen, wie er die Brod- und Kleiderlosen unter seinen armen Unterthanen alle sättigen und bekleiden will. Seinen Wünschen, seinen Hofnungen, seinen Entwürfen geht es nicht besser, als den Wünschen, Hofnungen und Entwürfen andrer Menschen, wovon immer eins ums andre fehlschlägt. Ja, tausendfache Sorgen, Beschwerden und Lasten drücken ihn unaufhörlich, von denen andre Menschen, die nicht regieren, nichts wissen. Aber auch bei unsern unverschuldeten Leiden, welche uns unser Beruf, unser Stand, unsre Natur, unser Schicksal und unsre Nebenmenschen machen, bleibt Gott Vater gegen uns. Lange hat man den Werth solcher Leiden übersehen, sie aus falschen Gesichtspunkten betrachtet und Gottes weise Güte in ihnen verkannt. Endlich haben Beobachtungen und Erfahrungen über den Menschen einstimmig gelehrt, daß sie der wichtigste und bewundernswürdigste Theil der Zucht Gottes an uns sind, durch welche er uns ausbildet, uns weise und gut und erst zu wahren Menschen macht.

Weis-

Weisheit, Thätigkeit und ein frommer edler Sinn machen unsre eigentliche menschliche Würde aus. Diese an uns zu entwickeln und in immer höhern Graden zu erlangen, — dazu leben wir dis gegenwärtige Leben, und dis ist unsre Bestimmung für dasselbe. In ununterbrochenen Genüssen der Freude bekümmert sich der Mensch wenig um Erweiterung seiner Kenntnisse; alle seine Kräfte erschlaffen in selbigen und seine gesammte Thätigkeit stockt. . Warum soll er sich bemühen, wornach soll er streben, wenn er alles schon hat und immer so hat? Nur abwechselnde Entbehrungen seiner schäzbarsten Freuden und unerwarteteintretende Verluste seiner theuresten Güter setzen ihn wieder in Rege und Bewegung, und geben allen seinen höhern Vermögen wieder Spannkraft. Sehen Sie nur die glücklichsten Menschen an, ob sie nicht mehrentheils auch die trägsten sind. Zwar könnten wir alsdann, wenn wir auch für uns selbst nicht thätig zu seyn nöthig hätten, es doch für andre werden; und so bedürft' es dann keiner Leiden für uns selbst, um uns erst in Thätigkeit zu versetzen. Aber so müßte doch Mitleid in uns seyn, und woher sollen wir dis nehmen, wenn wir nicht auch selbst zu leiden hätten? Wenn uns also ein Unglück begegnet: so

müssen wir es so betrachten, als sollte das Feuer unsrer Betriebsamkeit, das eben im Begrif war, zu verlöschen, dadurch von Neuem angefacht und wieder zu Glut und Flamme gebracht werden. Was für einen Werth erhalten hierdurch schon unsre Widerwärtigkeiten! Thätigkeit, Selbstthätigkeit ist ja der eigentliche Karakter vernünftiger Wesen. Mithin bildet Gott durch Leiden auf dieser Seite schon unsre wahre Menschheit erst aus. Noch beträchtlicher ist der Schatz von Weisheit, den wir durch Unglück erwerben. Uns selbst lernen wir dadurch erst recht kennen. Wir entdecken dadurch in uns Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die uns sonst auf immer verborgen geblieben wären. Diese fangen wir nun an zu gebrauchen und durch den Gebrauch auszubilden. Wir entdecken aber auch Unvollkommenheiten, Mängel und Lücken an uns, die sonst ewig unsern Blicken entwischt wären. Diese suchen wir alsdann zu ergänzen und auszufüllen. Mit unsrer Stärke und mit unsrer Schwäche werden wir im Leiden erst ganz vertraut. Mithin lernen wir dadurch jene erst recht nutzen und dieser zu Hülfe kommen. Ebenso lernen wir auch durch Unglück die Welt ausser uns erst recht kennen. Nur durch dieses werden uns unsre Verhältnisse zu

den äusserlichen Gegenständen erst vollkommen sichtbar. Wir erfahren die Eigenschaften der Dinge und ihre Beziehungen auf uns deutlicher. Aus diesen Erfahrungen leiten wir hernach die herrlichsten Klugheitsregeln für unser künftiges Betragen ab. Wir werden vorsichtiger, bedachtsamer, überlegender. Unser Nachdenken empfängt eine hohe Uebung, durch die unsre Beurtheilungskraft richtiger wird. Wir lernen die Scheingüter von den rechten Gütern unterscheiden. Die Vergänglichkeit und Ungewisheit aller äusserlichen Glückseligkeit lehrt uns dauerhaftes Heil aufsuchen. Wir fangen an, die Quelle unsrer wahren Ruhe in uns selbst zu finden, je öfter wir beim Suchen derselben ausser uns getäuscht worden sind. Wir lassen nach, durch unnütze Vermehrung unsrer Bedürfnisse die Selbstschöpfer unsrer Leiden zu werden, und wünschen gemässigter, um nicht so oft unsre Wünsche getäuscht zu sehen. Wir legen unsre Plane sorgfältiger an und bauen dennoch nicht auf ihre Zuverlässigkeit, wenn sie uns auch noch so vollkommen, noch so untrüglich schienen. Zulezt gelangen wir zu der höchsten Weisheit des Lebens, zu einer lebendigen und uns immer gegenwärtigen Erkenntnis einer höhern Fürsehung und Regierung aller unsrer Schicksale, und zu

dem

dem allerklügsten Entschluß, bey treuer Erfüllung unsrer Pflichten uns ganz dem Urheber unsers Daseyns zu überlassen. Hierin ist warlich nichts so im Stande uns zu befestigen, und zu stärken, als die Erfahrungen, womit wir im Unglück gesegnet werden, daß Unterstützung und Trost theils von Seiten herkommen, wo wir sie uns nie bereiteten und von woher wir sie nicht erwarteten, theils grade alsdann uns zu Theil werden, wenn wir ihrer am höchsten bedürfen; daß die traurigsten Aussichten oft durch einen plözlich dazwischentretenden Umstand sich erheitern, und daß der Ausgang des bangsten Kummers oft eine weit seligere Zufriedenheit werde, als die war, in der wir uns vor demselben befanden. Und diß gehört nun schon zu dem frommen und edlen Sinn, von welchem Gott wollte, daß wir ihn in diesem Leben erlangen mögten. Recht lebendig und innig wollte er uns davon überzeugen, daß er der oberste Regierer sey; daß wir ganz von ihm abhiengen; daß das gesammte Gefühl unsrer Kräfte und das daher entstehende Selbstvertrauen nicht die wahren Stützen unsrer Ruhe wären, und daß stille Ergebung an ihn bey Pflicht und Fleiß die reinste Verehrung sey, die wir ihm leisten könnten. Zwar hätten wir um uns her schon Bewei-

weise der göttlichen Regierung genug; aber nur gar zu leicht pflegen wir diese zu übersehen. Beweise davon aber an uns selbst müssen wir sehen, und da ist denn der Beweis durch Leiden derjenige, welcher uns gradezu ins Auge fällt. Die unangenehmen Empfindungen der Leiden wecken uns nemlich, erregen unsre Aufmerksamkeit und macheu die mancherlei unerwartete Güte Gottes, welche uns in selbigen wiederfährt, desto eindruckvoller auf uns. Ebenso könnten wir auch allerdings im blühendsten Wohlstande schon unsre Abhängigkeit von Gott erkennen, wenn der Mensch nicht die üble Gewohnheit hätte, sein Glück sich selbst ganz allein zuzuschreiben und Gottes nie eher zu vergessen, als wenn es ihm wohlgeht. Nur alsdann erst, wenn ihm die allersicherste Hofnung fehlschlägt, und wenn ein für unzerstörbar von ihm gehaltner Freudengenus ihm geraubt wird, kommt er erst wieder zum Andenken an seine Verbindlichkeit zurück, einem höhern Wesen zu huldigen. Da fühlt' er wieder sein erstes und höchstes Bedürfnis; das Bedürfnis, einen unsichtbaren Führer seines Lebens zu glauben und ihm über alles zu vertrauen. Nichts beugt den thörichten Stolz mehr, als Unglück. Auch das wildeste Gemüth wird durch langan-

haltende Leiden endlich gebändigt. In solchen Fällen leuchtet die Zucht, welche Gott an dem menschlichen Herzen durch Kummer und Noth betreibt, zu sehr in die Augen, als daß man sie verkennen könnte, und über lang oder kurz muß jeder Mensch Gott die Ehre geben, ihm für sein grösstes Unglück noch dazu danken. Menschenfeinde werden durch erlittene Verfolgungen sanftmüthiger, Hartherzige durch körperlichen Schmerz weich für fremde Leiden. Wer nun vollends schon ein guter Mensch ist, der wird durch sein Elend noch besser. Sein Sinn wird immer mehr der Sinn eines Kindes, den Gott so sehr an uns liebt. Er wird immer zufriedner, geduldiger, standhafter, vertraulicher auf Gott. Diese Tugenden aber sind es eben, welche dem menschlichen Herzen erst wahre Schönheit geben, und es ist unmöglich, sich dieselben zu erwerben, als durch Leiden. O Prinz, dis alles merken Sie sich recht, damit Sie Gotte nie in seinen weisesten und liebevollsten Führungen widerstreben. Immer ist und bleibt er gegen uns Vater. So oft Sie einst eine Widerwärtigkeit trift, rufen Sie sich selbst zu — Jezt will dir der Vater wieder eine Gelegenheit geben, Tugend zu zeigen, wenn du sie hast; jezt will er dir die Gnade erweisen, dich in selbiger noch mehr zu stärken

und

und auszubilden; danke ihm, preise ihn, daß er so gütig gegen dich ist; vereitle seine Absichten nicht; erfülle sie und werde als frommer Dulder einer von den Gegenständen seines höchsten Wohlgefallens auf Erden! — — Noch eine Betrachtung lassen Sie mich hier beifügen, Prinz, die von sehr wichtigem Belang ist. Es gibt zuweilen Unglücksfälle, die eine grosse Menge Menschen auf einmal, ja wohl ganze Länder und Völker treffen. Man nennt sie gemeinhin Landplagen; welches schon ein unschicklicher Ausdruck ist. Die grobe Unwissenheit nennt sie noch unschiklicher göttliche Strafgerichte. Am schicklichsten nennt man sie allgemeine Widerwärtigkeiten. Es hat sehr lange gewährt, ehe die Menschen zu gesunden und richtigen Begriffen über diese gelangt sind, und noch denkt der grössere Hauffe darüber äusserstfalsch. Das Vaterbild verschwindet dabey ganz aus seinen Augen, und Gott erscheint ihm in selbigen nur als ein ergrimmter Rächer des Bösen, welches das Volk, das sie treffen, ausgeübt habe. Gott ist und bleibt aber auch bey solchen allgemeinen Unglücksfällen Vater. Man könnte mit der Sache gleich fertig seyn, wenn man sagte, daß Elend, welches ganze Mengen und Völker trift, ebenso für diese im Ganzen göttliche

liche Zucht sei, wie Leiden, die einzelnen Menschen begegnen, es für diese sind. Wir wollen aber tiefer in die Sache eingehen. Man muß bei allgemeinen Unglücksfällen wohl unterscheiden zwischen denen, welche unmittelbare Veranstaltungen der Natur sind, und zwischen solchen, die offenbar durch Menschen, und zwar oft durch höchstens zwei, drei Menschen nur verursacht werden. Fast durchgängig aber mischt man beide Arten noch untereinander und nennt dabei nur immer geradezu Gott. Welch eine Ungerechtigkeit begeht man aber gegen Gott, wenn man alsdann, da es offenbar ist, daß Menschen ganze Völker unglücklich machen, ihn deshalb nicht mehr als den sanften liebevollen Vater erkennen will! Ist es nicht genug, daß seine weise Regierung diesen unglückbereitenden Menschen Grenzen sezt, die sie wenigstens nicht überschreiten können? So ist z. E. der Krieg eine von den allergefürchtetesten sogenannten Landplagen. Er ist auch in der That ein schreckliches Uebel. Aber hat die friedliche Natur auch wohl mit ihm zu schaffen? Ist sie die Ursache desselben? Ist dis nicht vielmehr ein Fürst, der einen andern Fürsten beneidet, der keine Ruhe halten kann und das Blut seiner Unterthanen nicht zu schätzen weiß?

weiß? Dieser, dieser hat aufgehört, Vater zu seyn, und verdient nicht mehr, Vater genannt zu werden; Gott aber nicht. — Nehmen Sie ferner z. E. Theurung. Wahrlich ein furchtbares Uebel, weil es oft Hungersnoth und Verderben nach sich zieht. Aber wer ist denn Schuld, wenn Theurung in einem Lande entsteht? Ist es die Natur? Es könnte scheinen, als wäre sie's, weil sie etwa eine oder mehrere schlechte Erndten hinter einander gibt; aber sie ist's doch nicht. Hat sich denn die Natur anheischig gemacht, jahrausjahrein überflüssige Erndten in einem Lande zu geben? Oder hat sie nur überhaupt versprochen, ihre Kinder zu ernähren, und ihnen in jeder Reihe von Jahren im Durchschnitt so viel Brod zu erzeugen, als sie während derselben nöthig haben? Es kommen überflüssige Erndten; es kommen unzureichende Erndten. Wir müssen gerecht gegen die Natur seyn und eins ins andre rechnen. Sammlet, ruft sie uns zu, in reichen Jahren den Ueberflus, welchen ich in euren Schoos schütte; leget diesen in armen Jahren zu der unzureichenden Ausbeute eurer Aecker; so werdet ihr jahrausjahrein genug haben, ohne daß ich euch gerade in jedem Jahre gleichviel reichen müsse. Ein weiser Fürst, der diesen Zuruf der Natur für besonders

an sich gerichtet hält, und darnach seine Masregeln nimmt, ist allein im Stande, zu verhindern, daß es in seinem Lande jemals zu einer wirklichen Theurung kommen könne. Durch gute Magazine, durch Verschliessung und Oefnung, Füllung und Leerung derselben zu rechter Zeit vermag er auch über den Brodpreis seines Volks zu herrschen, wie er will. So etwas, wie die Theurung, das also sogar ein einziger Mensch verhindern kann, so bald er will, darf am allerwenigsten ein Strafgericht Gottes genannt werden. Das wäre ja eine sonderbare Sache, wenn Gott sich's einmal im Ernst vorgenommen hätte, ein Volk zu strafen, daß — der Fürst dieses Volk's es ihm verwehren könnte! Gott spräche also denn wohl gleichsam zu diesem Volke — wartet, ich will euch hungern lassen, daß ihr Ach und Weh schreien sollt — und der Fürst antwortete dann gleichsam — daraus soll nichts werden, gestrenger Herrgott, denn ich habe dir einen Querstrich gemacht; — meine Magazine sind voll . . . Auf solche Widersprüche und Lächerlichkeiten geräth man, wenn man sich falsche Begriffe von allgemeinen Unglüksfällen macht. Und — wenn Theurung wirklich da ist, wer leidet dann am meisten durch sie?

sie? Sind das nicht die Armen? Die Reichen fühlen sie ja nicht einmal, und doch sind es diese, welche durch ihre Schwelgereien und Ueppigkeiten das Strafgericht nur verdient hätten, wenn es eins seyn sollte. Die Armen, welche mithin nur gestraft würden, wären also gerade der unschuldigere Theil des Volks. Das wäre eine sehr unvollkommene Gerechtigkeit Gottes, die Gerichte ausübte, wobei sie schlechterdings den rechten Mann verfehlen müßte und wahre Grausamkeit triebe! Nehmen Sie ferner z. E. nahrlose Zeiten. Gewiß da, wo hierüber geseufzt wird, ist auch gros Elend. Aber ist die Natur Schuld an selbigen? Fehlt es den Bürgern an den rohen Naturprodukten, um sie verarbeiten zu können, oder fehlt es ihnen am Absatz der verarbeiteten Produkte der Natur? Lezteres ist der Fall. Woher entsteht aber dieser? Antwort — aus Mangel cirkulirenden Geldes. Und woher dieser Mangel wieder? Antwort — daher, daß der Fürst eines solchen nahrlosen Landes entweder seine Einkünfte alle einschichtet, so daß zulezt fast alles baare Geld in seiner Kasse ist; oder daß er grosse Summen ausser Landes verschikt: oder daß er sein Geld zwar im Lande ausgibt, aber es nicht gemeinnüzig ausgibt, sondern höchstens da-

mit einige Lieblinge bereichert, die, wenn sie gesättigt sind, damit fortgehen. Ich frage Sie, Prinz, wer hat in einem solchen Lande aufgehört, Vater zu seyn — Gott oder der Fürst? Ach in einem Lande, dessen Fürst ein weiser Menschenfreund ist, wird es nur wenig allgemeines Elend geben können. Das übrigbleibende sind alsdann jene unmittelbaren Veranstaltungen der Natur, unter welche sich die Menschheit beugen muß. Aber auch in diesen ist und bleibt Gott Vater. Wir müssen solche Unglüksfälle, die ganze Mengen Menschen, ganze Völker und Länder betreffen, als nothwendige Uebel ansehen, die von der Einrichtung der Welt, so möglichstvollkommen diese auch ist, unzertrennlich sind. Sie sind nicht die eigentlichen Absichten Gottes; sie mischen sich aber ganz natürlich ein, wenn Gott seine Absichten erreichen will. Wollte Gott sie nicht zulassen, so müßte er auch seine Absichten aufgeben. Die Pest z. E. ist gewis das Schreklichste, was die Menschheit kennt. Aber sie ist nicht Absicht Gottes, sondern sie äussert sich nur zuweilen nebenzu, wenn Gott eine seiner erhabensten Absichten erreichen wollte. Diese war — daß die Erde, die ganze Erde auf allen Seiten bewohnbar seyn sollte. Zu dieser Absicht mußte

sich

sich die Erde nicht nur gerade in der Laufbahn um die Sonne drehen, in welcher sie sich jezt um sie drehet; sondern sie mußte auch grade die Gestalt haben, welche sie jezt hat. Hieraus aber mußte natürlich folgen, daß auf gewisse Erdstriche die Sonnenstrahlen senkrecht fielen. Hieraus mußte wieder folgen, daß in diesen Erdstrichen die Hitze ausnehmendgros wäre. Hieraus mußte wieder folgen, daß in diesen äusserstheissen Ländern zuweilen die Luft angestekt würde und Pestilenz entstände, welche sich hernach durch menschliche Unvorsichtigkeit bis in die entferntesten Länder verbreiten kann. Ebenso ists mit dem Erdbeben beschaffen, dessen Natur ich Ihnen schon erklärt habe. Man muß einem solchen selbst beigewohnt haben, wenn man seine ganze Schreklichkeit fühlen will. Aber es ist auch nicht Absicht Gottes, sondern es entsteht wiederum nur nebenzu aus der innern Einrichtung der Erde, die doch so überaus vollkommen ist, und muß, so zerstörerisch es für die Erde zu seyn scheint, doch sogar zur Erhaltung derselben dienen. Daß übrigens weder Pest noch Erdbeben ein Strafgericht Gottes genannt werden dürfe, ergibt sich daraus, weil Kinder so gut, als Erwachsene, durch jene hingeraft und durch dieses verschüttet werden. Gesezt

nun auch, daß die Erwachsenen die Pest und das Erdbeben verbrochen hätten; so wäre es ja doch etwas fürchterliches, wenn Gott ihrentwegen auch die armen unschuldigen Kinder mitverderben wollte, welche noch nichts Strafbares begangen haben. Bei einem blossen unvermeidlichen Unglük mögen Kinder allemal mit leiden müssen; aber bei einem ausdrüklichen Strafgericht kann Gott auch nicht einen einzigen Unschuldigen mitstrafen, wenn er nicht ein ungerechtes, grausames Wesen werden will. Diß thut er aber auch nicht, weil es sowohl wider seine Weisheit, als wider seine Güte, seyn würde. Also, Prinz, — in allen Lagen und Vorfallenheiten des Lebens sei dis Ihr erster und lezter Gedanke — Gott ist Vater!

Prinz Theodor hatte Rothen während dieser langen Unterhaltung mit keinem Auge verlassen. Zuweilen hatte er die Brust gehoben, wie ein Mensch, der Fragen thun oder Einwürfe machen will. Viel neues, und nichts als erwünschtes hatte er vernommen. Seine ganze darüber erfreute Seele schwebte in seinen Augen und er rief aus: O mein lieber, bester Hofrath, Sie haben mir schon so viel Beruhigung mitgetheilt, aber solche Beruhigung noch nie, als heute. Manchmal, ich gesteh' es, hätt' ich Sie gern unterbro-

chen.

chen. Es fielen mir allerlei Fragen ein. Ich habe sie mir aber alle gemerkt und will sie zu einer andern Zeit an Sie thun. Heute haben Sie sich doch wohl müde genug an mir geredet.

Rothe. Noch kommt die Sonne nicht, Prinz, und wir haben nichts zu versäumen. Die Fragen könnten Ihnen auch wieder entfallen. Wir wollen uns setzen.

Theodor brachte hierauf seine Fragen und Einwendungen nach der Reihe an; und ob sie zwar nicht alle von Erheblichkeit waren: so gaben doch verschiedene derselben Rothen Gelegenheit, seine herrlichen Anlagen zum Scharfsinn und Tiefdenken noch mehr zu entdecken. Die Unterredung dauerte lange; und so kam der Mittag heran, ohne daß es Theodorn eingefallen wäre, frühstücken zu wollen.

Rothe. Wir waren heute eher da, als die Sonne, und nun ist sie schon grade über uns. Kommen Sie — der Vater ruft uns zu Tische.

Nach Tisch war Fürst Adolf wieder da. Wo jezt Rothe ging und stand, da ging und stand auch der Prinz. Sonst wandelte er oft im Garten und am Flus allein umher, heute aber verlies er seinen Lehrer auf keinen Augenblik. Ro-

the merkte es ihm sehr deutlich an, daß er etwas auf dem Herzen habe. Eben waren sie bei dem Blizableiter, als der Fürst kam. Adolf vernahm mit Vergnügen die glüklichen Wirkungen, welche derselbe gehabt hatte, und unterhielt sich lange darüber mit Rothen. Als dis geschehen war, nahm der Fürst seinen Sohn am Arm und ging im Garten mit ihm auf und nieder. Theodor schien weit mehr zu sprechen, als sein Vater, und aus der Herzlichkeit, welche aus allen seinen Bewegungen dabei hervorblikte, konnte man schliessen, daß die Rede von den schönen und herzerhebenden Kenntnissen sei, die er gestern und heute erlangt hatte. Rothe machte sich unterdessen bei einem Blumentheater zu thun, bemerkte aber, daß der Fürst einmal, als der Prinz recht in ihn hinein redete und ihn dazu mit beiden Händen umschlug, plözlich still stand, sich den Huth aus dem Gesichte schob und dann nach ihm hinblikte.

Adolf. (im Weggehen zu Rothen.) Ich will nur wieder Plaz machen. Theodor hat heute noch ein gros Anliegen an Sie. Aber das ist wahr, das Bild von der Morgenröthe und vom Sonnenaufgang haben Sie treflich gewählt, ich bin nicht darauf gefallen. Vollenden Sie, vollenden Sie, mein Theuerster, was Sie

an

an der Seele meines Kindes schon so herrlichweit gebracht haben. Wie wird Ulrike ihn unter Freudenthränen an sich ziehn, wenn er wieder zu ihr kommt.

Kaum war der Fürst weg, so war Theodor wieder bei Rothen, und wich und wankte nicht von ihm.

Rothe. Prinz, der Nachmittag ist so schön; wir wollen eine Wasserfart halten.

Theodor. Ach nein, lieber Hofrath, ach nein.

Rothe. Warum denn nicht? Es machte Ihnen ja lezthin so viel Vergnügen, als wir da so gefahrlos in der Gondel umherschwommen. Und heute ist das Wetter so still.

Theodor. (der Rothen einmal übers andre küßt.) Heute nicht. Heute müssen Sie mir von dem künftigen Leben noch recht viel sagen, wie Sie mir versprochen haben; ich lasse Sie nicht los.

Rothe. Nun ja, ich verspreche Ihnen dis auch. Und darum wollen wir den Flus hinunter fahren bis an die hohen Platanen. Da wollen wir ans Land steigen und uns einen Plaz dazu suchen, der Ihnen nicht fremd seyn wird.

Nun war niemand zur Wasserfart bereiter, als Theodor. Eilends holte er selbst die Gärt-

nerbursche, welche schon einmal die Ruderer gemacht hatten, herbei, und man bestieg die kleine Gondel. Die Fahrt ging mit dem Strom. Schnell und sanft gleitete der geschmükte Nachen mit den Wellen hin. Auf beiden Seiten schienen die Ufer ebenso neben ihnen wegzugleiten und die Aussichten veränderten sich unaufhörlich. Der ganze Vorgang war überaus geschikt, die Seele des Prinzen zur bevorstehenden Unterhaltung vorzubereiten, und es bedurfte nur eines elektrischen Schlages noch, so mußte sie ganz in Stimmung dazu seyn.

Rothe. Wir machen alleweil in der That die beste Einleitung zu unserm vorhabenden Gespräch. Diese unsre Wasserfahrt jezt ist recht das Bild unsers gegenwärtigen Lebens. Die Fahrt selbst ist das Leben; der Strom, mit dem wir fortgleiten, ist die Zeit, mit der wir dahin schlüpfen. Wir beide und unsre Begleiter sind die Gesellschaft, in der wir uns befinden. Die leztern stellen unsre Nebenmenschen vor, welche uns das Fortkommen erleichtern, Dienste leisten und für unsre Bequemlichkeit und Vergnügung arbeiten. Die Ufer auf beiden Seiten, welche unsern Augen stets neue Anblicke darreichen, bilden die immerwährende Veränderung unsers gegenwärtigen Zustandes ab. Vor uns hin sind

noch

noch Aussichten zu einer langen Farth. So denken wir auch im Leben oft noch auf viele Jahre, aber schnell wird dann wohl die Aussicht abgebrochen und — wir müssen aus- und ans Land steigen, wie jezt . . . .

Rothe ließ links herrüberrudern und man stieg unter den hohen Platanen ans Land. Prinz Theodor ward hier auf das angenehmste überrascht. Rothe führte ihn auf einem schmalen Fussteig durch halbnatürliche und halb erkünstelte Waldungen eine Zeitlang fort. Je weiter man kam, desto dicker ward auf beiden Seiten das Gehölz. Theodor wußte nicht, wo er wäre.

Theodor. (aus einem hohen Tannendickigt hervortretend, freudigerschrocken.) Ach, wo sind wir denn?

In diesem Augenblik erkannte er seine holde Einsiedelei, welche dicht vor ihnen lag.

Theodor. Ha, bist du es? — Nun, desto schöner! Das hätt' ich nicht vermuthet. (sieht sich noch einmal nach den Tannen um.) Auf diesem Wege war ich noch nicht hieher gegangen.

Rothe. Prinz, dorthin liegt die Residenz — da das Landhaus, woher wir jezt kommen. Ich wollte Ihnen die Freude, sich hier wiederzufinden, recht unerwartet machen. Da, wo ich Sie mit den Beispielen der edelsten Tu-

gen-

genden bekannt machte, will ich Ihnen auch den stärksten unter allen Antrieben, denselben ähnlich zu werden, reichen. — (als sie in die Einsiedelei eingetreten waren.) Nun, mein lieber Prinz, das Schönste und Beste, wovon jemals ein Mensch mit dem andern sprechen mag! Nun das, was der Tugend die höchste Stärkung darreicht und im Unglük der grösseste Trost ist; was überall erst recht das Herz erweitert und uns erst mit dem freudigsten Dank über unser Daseyn gegen den Urheber desselben erfüllt! Auf dis Leben folgt noch ein anders, ein vollkommneres. Denken Sie jezt recht wieder an Morgenröthe und Sonnenaufgang zurük.

Theodor. (freudig und bedenklich.) Aber, lieber Hofrath, — wie ich schon gesagt habe, wir sterben ja alle, und dann scharrt man uns in die Erde, und so sind wir weg? So müßten wir ja das zweite Leben, wie die Regenwürmer in der Erde leben? Oder wir müßten wieder aufstehen. Aber das thut ja keiner. Nicht wahr, alle die Leute, die jezt leben und die wir sehen, leben zum erstenmal noch?

Rothe. Sicher, Prinz!

Theodor. Nun, so ist also unter allen keiner, der das zweite Leben vor unsern Augen schon lebte. Und da unten in der Erde kann ja auch

uns

unmöglich jemand leben; denn die Leichen verwesen ja alle. Auch spricht man von den Leuten, wenn sie schon wer weiß wie lange begraben sind, immer noch als von Todten . . .

Rothe. So spricht man freilich, aber es wird sich heute zeigen, daß dis nicht recht gesprochen sei; oder man müßte, wenn von einem Todten die Rede ist, einen ganz andern Begrif damit verbinden, als wenn von todten Thieren gesprochen wird; und so wäre es besser, man machte auch lieber gleich ein andres Wort dazu. Ein todtes Thier — das heißt ein Thier, das aufgehört hat, zu leben; aber ein todter Mensch — das heißt ein Mensch, der aus dem ersten Leben ins zweite übergegangen ist. Dis zweite Leben wird nicht in der Erde gelebt. Was da begraben liegt, braucht auch nicht wieder aufzustehn, um das zweite Leben erst möglich zu machen. Es mag immerhin verwesen, denn es ist nicht der Mensch.

Theodor. (sehr verlegen.) Was wär' es denn? — Lezthin starb der Hofmarschall — einige Tage hernach begruben sie ihn bei Fackeln; ich hab' ihn auch hernach nicht wieder gesehen: haben sie denn da nicht den Hofmarschall begraben?

Rothe. Den Hofmarschall selbst nicht, sondern — des Hofmarschalls Leiche.

Der Prinz stuzte hier Rothen an und konnte nicht begreifen, wie derselbe zwischen den beiden Ausdrücken einen Unterschied fände.

Rothe. Hören Sie mir einmal recht zu, Prinz, so werden Sie bald sehen, daß man allerdings des Hofmarschalls Leiche begraben habe, den Hofmarschall selbst aber nun und nimmermehr begraben könne. — Wenn wir sprechen — mein Haus — sind wir das Haus?

Theodor. (lächelnd.) Warum nicht gar! Wir gehen ja herein und heraus. Das Haus gehört uns nur zu.

Rothe. Gut! Merken Sie dis wohl. Wenn wir ferner sprechen — mein Kleid — sind wir das Kleid?

Theodor. (noch mehr lächelnd.) Ich dachte! (wie beschämt.) Aber was fragen Sie mich denn auch? Mein Kleid hangt ja Abends im Schrank. Es gehört mir auch nur zu.

Rothe. Werden Sie nicht ungeduldig. Ich mußte diese Fragen erst thun. Nun frag' ich aber weiter; wenn wir sprechen — mein Fus — sind wir der Fus?

Hier ward Theodor verlegen und blieb die Antwort schuldig.

Rothe. Oder gehört uns der Fus auch nur zu?

Theodor. (stotternd.) Ja — nein — ohne Fus — —

Rothe. Ohne Füsse kann man freilich nicht gehen. Ich habe aber Soldaten gekannt, denen im Krieg beide Füsse abgeschossen wurden und die noch Jahre lang sichtbarlich fortlebten. Menschen ohne Füsse waren sie nun freilich. — Kurz, Sie sehen, der Fus könne abgelegt werden, wie das Kleid. Wenn man spricht, mein rechter Fus — ist denn das der rechte Fus, der dis spricht?

Theodor. (verwundernd.) Freilich wohl nicht!

Rothe. Also gehört er mir nur zu. Nun geh' ich aber noch weiter. Wenn ich sage — mein Auge — bin ich das?

Theodor. Auf die Weise freilich auch nicht; aber —

Rothe. Ohne Auge kann man nicht sehen, wollen Sie sagen. Aber es hat Leute gegeben, denen die Augen ausgestochen wurden und doch noch lange vor anderer Augen lebten. Menschen ohne Augen waren sie freilich dadurch geworden. — Nun geh' ich aber noch weiter. Wenn

Wenn ich sage — mein Herz — meine Lunge — mein Gehirn — — bin ich das?

Theodor. (zuversichtlich.) Das muß seyn; denn ohne dis alles könnten Sie freilich ja nicht leben.

Rothe. Sagen Sie das noch einmal — wer könnte nicht leben?

Theodor. Sie.

Rothe. Nun, da unterscheiden Sie ja selbst zwischen Etwas, das Sie an mir Sie nennen, und zwischen meiner Lunge, meinem Herzen und Gehirn . . . Wer — was ist denn das Sie . . . Ich kann Ihnen alles vom Fus bis zum Kopf herrechnen, was ich habe, und das man zusammen Körper nennt, und immer unterscheiden Sie an mir von diesem allen noch ein Sie, das nicht nur zum Fus und zum Kopf besonders, sondern auch zum ganzen Körper spricht — du bist mein. Dis Sie ist eigentlich der Mensch. Dis ist das Ich, das jezt zu Ihnen spricht; alles andre ist sein, und gehört ihm nur zu, auch Zunge und Lippen, durch die ich jezt spreche. Dis Ich stirbt nicht und wird nicht begraben, wenn der ganze Körper begraben wird.

Theodor. Ich kann mich darin doch gar nicht finden.

Rothe. Geduld, Prinz! Ich wollte Ihnen nur auf die allersimpelste Weise zeigen, daß das, was begraben wird, der Leib des Menschen, nicht der Mensch selbst sei. Ich spreche — mein Haus — mein Kleid; dis beides bin ich nicht. So spreche ich auch — mein Leib — und kann dis auch nicht seyn. An diesen kann ich alles, bis auf den lezten Blutstropfen, bis auf die geringste Nervenfaser von einander unterscheiden und mein nennen und als mein denken. Wer ist denn nun der, dem dis alles zugehört? Ists ein einzelner Theil des Körpers oder ists der ganze Körper? Ein einzelner Theil kanns nicht seyn; weil jeder Theil des Körpers mein genannt wird. Der ganze Körper kanns auch nicht seyn; weil der ganze Körper aus lauter einzelnen Theilen besteht, die alle mein genannt werden. Nun wessen ist er denn? Wem gehört alles an ihm zu? Mir! — Wem? — MIR! Nun, also ist das Ich völlig von meinem Körper unterschieden; eben so verschieden, wie der Besizer vom Eigenthum. Ich gehe aus meinem Hause, und bleibe, was ich bin. Ich gehe aus diesem meinem Kleide, und bleibe, was ich bin. Ich werde aus diesem meinem Leibe gehen, und bleiben, was ich bin.

Theodor. Ich versteh' das noch nicht recht. Seyn Sie doch ja so gut und machen mir die Sache noch deutlicher.

Rothe. Der Hofmarschall ward also nicht begraben, sondern sein Körper, der alsdann, da kein Odem mehr in ihm war, Leiche genannt ward. Prinz, nehmen Sie all' Ihr Nachdenken zusammen. Wenn wir vor einem grossen Spiegel stehen, in dem wir, wie wir zu sagen pflegen, uns in Lebensgrösse sehen: so sehn wir da blos unsre künftige Leiche — den äusserlichen Menschen von uns. Dieser äusserliche Mensch sieht sich da nicht selbst, sondern wird gesehen von dem innern Menschen, der vermittelst des Auges das Bild seiner äusserlichen Gestalt, seines Körpers, da aufgreift, und — noch in sich selbst festhält und ohne Auge fortsieht, wenn er auch nicht mehr in den Spiegel blikt. Dieser innere Mensch ist das Ich, der eigentliche Mensch, der durch den Körper, der ihn umgibt, von seinem Schöpfer mit der übrigen Körperwelt um ihn her blos in Verbindung gesezt ward; denn durch den Körper und durch die Sinne desselben gelangt er einzig und allein zur Empfindung der ihn umgebenden Körperwelt. Geben Sie recht

genau

genau auf sich Acht, wenn Sie etwas sehen, oder hören, oder fühlen. Die äusserlichen Gegenstände machen alsdann einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Nerven, welche, wie ich Ihnen schon beschrieben habe, durch den ganzen Körper vertheilt sind, vom Gehirn ausgehen und bis in die Fingerspitzen reichen. Diese Eindrücke pflanzen sich mit einer unaussprechlichen Geschwindigkeit, die noch über die Geschwindigkeit des Blitzes geht, bis in das Gehirn fort, wo die Nerven ihren Ursprung haben. Bis hieher ist alles körperliche Handlung. Aber nun das Bewußtwerden dieser von aussen empfangnen Eindrücke, die innere Empfindung, die Vorstellung, die Idee davon — dis ist nicht mehr körperliche, hier wirkt eine andre, höhere Kraft. Diese heißt Seele, Geist, und ist der eigentliche Mensch, das Ich. Diese Seele empfängt durch die Nerven die Eindrücke von aussenher, unterscheidet sich dadurch genau von der Welt ausser ihr, gelangt dadurch zur Erkenntnis der äusserlichen Gegenstände, lernt diese immer richtiger kennen, erneuert diese erlangten Kenntnisse hernach in sich selbst, ohne äusserliche Eindrücke dazu weiter erst empfangen zu müssen, vergleicht diese Kenntnisse mit einander, reihet sie an einander und bringt es dadurch

oft zu einer erstaunenswürdigen Weisheit. Aus diesen Erkenntnissen entstehen in der Seele Verlangen, Begierden. Aus diesen Begierden Entschliessungen. Aus diesen Entschliessungen wirkliche Selbstthätigkeit. Sie wirkt nun auf die Gegenstände auffer sich so wieder zurük, wie diese auf sie gewirkt hatten. Die äusserlichen Eindrücke, welche ihr die Nerven zugeführt hatten, brachten sie zur Empfindung der Welt auffer ihr. Nun will sie und sogleich wird sie durch eben diese Nerven wieder auf die Welt auffer ihr thätig. In beiden Fällen, sowohl beim Empfinden, als beim Wirken, läßt sich dreierlei genau von einander unterscheiden. Erstlich, das, was empfunden und worauf gewirkt wird, nemlich die Welt auffer uns; — sodann das, wodurch empfunden und gewirkt wird, der Körper; — endlich das, was empfindet und wirkt, die Seele. So wenig die Welt, die wir empfinden und auf die wir wirken, wir selbst ist: ebenso wenig ist der Körper, durch den wir sie empfinden und auf sie wirken, wir selbst. Sehen Sie, dis ist ein sehr faßlicher Beweis vom Daseyn der Seele. Verbinden Sie damit einen Blik auf das Vermögen des Menschen, sich an das, was er gesehn hat, genau wieder zu erinnern; so muß es Ihnen

sonnenklar werden, daß unser Körper nicht wir sei. Nach vielen Jahren noch können wir uns einen Gegenstand, den wir heute sorgfältig betrachten, wenn und wo wir wollen, deutlich wieder vorstellen, ohne daß er dabei vor unsern Augen schweben, ja, ohne daß er einmal noch irgendwo existiren dürfe. Wäre der Körper wir: so müßte bei jeder neuen Vorstellung, die wir uns von einem äusserlichen Gegenstande machen, dieser äusserliche Gegenstand auch von neuem auf unsre Nerven wirken und dadurch die Vorstellung hervorbringen. Dis ist aber offenbar nicht wahr. Gelte, Sie können sich den Hofmarschall in diesem Augenblik noch vorstellen?

Theodor. (rasch.) O so leibhaftig, als wenn er hier stände!

Rothe. Und doch ist er so gewis nicht hier, wie wir jezt hier sind. Nun, also schwebt in Ihnen das Bild des Hofmarschalls. Und so schweben in uns Millionenmalmillionen Bilder von äusserlichen Gegenständen, die wir einst empfanden und nicht mehr empfinden. Wohlan, wo mögen diese Bilder eigentlich schweben? Im Körper — im Gehirn etwa? Diejenigen, welche dis zu behaupten versuchten, waren nie im Stande, dis auch nur wahrscheinlich zu

machen. Die uneingeschränkte Freyheit, welche wir haben, diese Bilder hervorzuziehn und zu erneuern, wenn und wo wir wollen, streitet auch offenbar wider alle Gesetze der Bewegung; als wovon ich Ihnen in der Folge noch vollkommnere Begriffe mittheilen werde. Es bleibt uns also nichts weiter übrig, als das Daseyn einer ursprünglichen und vom Körper verschiedenen Kraft in unserm Körper uns zu denken, welche die Vorstellungen von äusserlichen Gegenständen durch die Sinne zwar empfängt, aber sie hernach ohne Hülfe der Sinne wieder erneuren kann. Diß mag nun entweder nur eine Kraft der Seele, oder die Seele selbst seyn; — so ist doch dadurch entschieden, daß der Körper nicht wir sey. Der Körper ist weiter nichts, als — unser Empfindungs- und Wirkungswerkzeug. Er ist das, wodurch wir mit dieser irrdischen Welt zusammenhangen. Ohne ihn wäre diese Welt für uns so gut, als — nicht da. Er macht, daß sie auf uns wirke, und daß wir auf sie zurükwirken. Denken Sie sich auf einen Augenblik die Welt ausser uns und uns selbst ohne Körper: so sind beides zwei Dinge, zwischen denen gar keine Gemeinschaft statt hat und statt haben kann. Nun denken Sie sich aber unsern Kör-

per

per dazu, so ist zwischen der Welt und uns der unaussprechlichste Zusammenhang und Verkehr. Denken Sie sich einen Blindgebohrnen — für den ist die halbe Welt verlohren. Denken Sie sich diesen Blindgebohrnen auch taubgebohren, so ist für ihn der vierte Theil der Welt nur da. Denken Sie sich einen Menschen ohne alles Gefühl — — für diesen ist nichts da. Wenn also unser Körper einmal zerstört wird und untergeht: so hört allerdings zwar unser Zusammenhang mit dieser Welt dadurch auf, und auf ewig auf; aber das folgt nicht daraus, daß wir aufhören. Diese Welt kann blos alsdann auf uns nicht mehr wirken, und wir können auf sie nicht mehr zurükwirken. Denken Sie sich einen Menschen in dunkler Nacht. Dieser sieht nichts von allem dem, was alsdann um ihn her vorgeht, und kann sich also auch nichts davon vorstellen. Aber — hört deswegen seine Vorstellungskraft selbst auf? Denken Sie sich einen Menschen, der von seinem Wirkungsplatze entfernt wird. Er wirkt nun in der That nicht. Aber — ist dadurch sein Wirkungsvermögen zerstört? Nein, der Fall ist nur dieser — bei jenem kann sich seine Vorstellungskraft und bei diesem sein Wirkungs-

vermögen nicht äussern. — — Die Bestimmung eines Geistes ist die Erkenntnis des obersten Geistes. In dieser kann er zwar ewig wachsen und fortgehen, weil Gott unendlich ist; aber er muß auch erst in ihr anfangen. Er würde die mittlern, die höhern Erkenntnisse Gottes einst nicht begreifen können, wenn er nicht die ersten Vorerkenntnisse zum Grunde gelegt hätte. Nun, mein Prinz, diese ersten Vorerkenntnisse Gottes sollen wir in diesem Leben, in dieser Welt lernen. Gottes Macht, Weisheit und Güte offenbaren sich für einen Geist, der eben erst entstanden ist, am angemessensten, am begreiflichsten in der KOERPERWELT. In der Körperwelt sollen wir daher anfangen uns zu bilden, weil diese die Anfänge von der Majestät Gottes in sich enthält. Sollten wir aber hier die ersten Vorerkenntnisse Gottes aus Gottes untersten Werken ableiten lernen: so müßten wir so einen Körper haben, wie jezt, durch dessen Sinne wir auch zu den Wahrnehmungen dieser Werke Gottes gelangen könnten. Darum sind wir also jezt mit diesem Leibe angethan. Alle unsre gegenwärtigen Gotteserkenntnisse haben wir ihm zu danken; und wenn er uns auch zu manchen

chen Zeiten viel Leiden macht: so werden wir ihn doch in jeder Scene unsers künftigen Daseyns noch segnen. Ueberaus meisterhaft ist sein Bau und seine Einrichtung, ob er gleich am Ende der Verwesung Raub wird; und noch ist es keinem Weisen gelungen, deutlich und einleuchtend zu sagen, wie wir mit unserm Körper, die Seele mit dem Leibe, der innere Mensch mit dem äusserlichen eigentlich verbunden sind. Wohl uns, wenn wir unsern Aufenthalt in ihm recht benutzen, und durch sinnliche Wahrnehmungen hier auf Erden den Grund zur Gotteserkenntnis legen und das ABC derselben lernen! Haben wir dis einst gethan, so ist er uns weiter nichts nütze; so können wir seiner entbehren. Er falle — er verwese; — unsre Verbindung mit dieser Welt, in der wir durch ihn standen, hört zwar alsdann auf, aber wir hören nicht auf, sondern wachsen alsdann in unsern Gotteserkenntnissen ohne ihn fort, empfangen höhern Unterricht in selbigen, als der sinnliche war, der jedoch der erste seyn mußte, und sehnen uns gewis nie wieder in den irrdischen Leib zurük.

Theodor. (sehr heiter.) Aber Hofrath, was wird denn das für ein höherer Unterricht

seyn, wenn wir nicht mehr sehen und hören können? Oder können wir das etwa dann noch?

Rothe. Gewis nicht; weil wir weder Augen noch Ohren in dem künftigen Zustande haben werden. Genug, daß uns die Vorstellungskraft bleibt, welche durch Augen und Ohren hier ausgebildet ward. Prinz, von Zuständen, in denen wir noch nicht gewesen sind, ist es nicht möglich, uns deutliche Begriffe zu machen; besonders, wenn diese Zustände ganz und gar von dem gegenwärtigen abweichen. Gewis ist's, unsre Vorstellungskraft ward durch die Sinne erst ausgebildet; darum muß der Mensch so lange erst sehen und hören, oder darum vergiengen so viel Jahre für uns, ehe unsre Vernunft einige Stärke erhielt. Gewis ist's aber auch, daß, wenn die Vernunft durch die Sinne einmal in uns erst recht ausgebildet ist, sie sich hernach ohne Sinne mit sich selbst beschäftigen und weiter forthelfen kann. So sitzen in diesem Leben schon viel Weise und meditiren über die Wahrheit, ohne auf die Welt auſſer sich weiter zu sehen und zu hören, und machen nun im Reiche der Wahrheit blos durch sich selbst die erstaunenswürdigsten Entdeckungen. Sie sollten

ein-

einmal einen recht tiefdenkenden und angestrengten Mathematiker sehen. — — Der lebt und webt in seinen Meditationen und ist schon wie ausser dieser Welt und wie ausser dem Leibe. Wer sich auch erst recht in die Wahrheit hineingedacht hat, der schäzt dieses geistige Vergnügen fast einzig und allein. Ich habe Leute dieser Art jederzeit mit einem unnennbaren Entzücken betrachtet, weil sie mir einen herrlichen Beweis davon gaben, daß der Mensch seine wahre Seligkeit nicht in dieser Welt, mit der ihn der Körper verbindet, sondern in sich selbst finde, und daß er daher durch die Trennung von derselben einst nicht unglüklich, sondern gar noch glüklicher werden werde.

Theodor. O bester Hofrath, hören Sie doch ja noch nicht auf. Ich bin immer noch so zweifelhaft, ob es dem Menschen nicht am Ende doch auch so gehe, wie es allen übrigen Dingen auf Erden geht . . .

Rothe. Prinz, es wäre etwa der einzige Gedanke noch übrig, daß die Allmacht Gottes sich es vorbehalten habe, uns, wenn unser Körper durch seine eigne Natur untergeht, mit ihm zugleich zu vernichten. In diesem Fall könnte man sagen, daß überhaupt auch das

Da-

Daseyn und die Fortdauer eines Geistes von der Willkühr Gottes abhange, und daß auch jeder geschaffne Geist mit dem Maaß von Daseyn zufrieden seyn müsse, das ihm der oberste Geist, sein Schöpfer, bestimmt habe. Allein wir dürfen in Gott nichts theilen; das heißt, wir dürfen keine seiner Eigenschaften einzeln betrachten. Der Allmächtige ist eben der, der auch der Allweise und der Allgütige ist. Gottes Weisheit und Güte stellen uns Bürgschaft dafür, daß seine Allmacht, statt ein Wesen, das längerer Dauer fähig ist, mit seinem Körper zugleich willkührlich zu zerstören, es vielmehr mit selbiger begnadigen werde. Wir wollen diesem Beweise bis zu seiner innersten beruhigendsten Ueberzeugungskraft nachgehen. — Ich denke mir jezt die Erde auf einige Augenblicke ohne Menschen. Da enthält dieselbe denn nun freilich eine überaus grosse Mannigfaltigkeit von Geschöpfen und Bewohnern. Ich frage — wozu diese? Man antwortet mir — Gott wollte, daß so viel Leben auf der Erde wäre, als möglich, und daß so viel Geschöpfe, als möglich, die Daseynsseligkeit geniessen sollten. Ich finde in dieser Antwort viel Vortreffliches. Ich finde, daß sie dem höchsten Verstande Gottes so wie seiner unend-

unendlichen Güte, Ehre macht. Unüberseh-bare Millionen von Wesen theilen also auf der Erde unter sich Daseyn, Leben, Freude — das ist schön! das ist schön. Aber nun — keins von allen diesen Wesen kennt weder seine eignen Eigenschaften, noch die Eigenschaften des andern. Dennoch ist unter ihnen allen das bewundernswürdigste Verhältnis gegen einander. Wer von ihnen bemerkt dis? Und dennoch macht dieses ihr Verhältnis gegen einander der Weisheit Gottes noch unendlich mehr Ehre, als ihr bloßes Daseyn. Sie machen alle ein Ganzes aus, worin die höchste Ordnung und Harmonie herrscht. Wer von ihnen erkennt diese? Rund um alle diese Geschöpfe her ist so unendlich viel Schönheit verbreitet. Wer von ihnen hat Gefühl für diese? Die ganze Oekonomie der Natur ist so unaussprechlichvollkommen eingerichtet. Wer von ihnen beobachtet auch nur das geringste davon? Ueber ihnen, in den grenzenlosen Räumen der Himmel ist noch tausendmaltausend mehr bewundernswürdige Oekonomie, Ordnung, Harmonie, Schönheit. Wer von ihnen blikt auch nur hinauf? — — Sehen Sie da, Prinz, nichts als unerklärbare Sonderbarkeiten und unauflösliche Räthsel, wenn

wir

wir uns auf einige Augenblicke die Erde ohne Menschen denken. Wir sehen zwar einen untern Zwek Gottes bei ihr, nehmlich — die möglichstvervielfältigte Daseyns- und Lebenssumme; aber unsre Vernunft sagt uns, daß dieses nicht der Hauptzwek der Erdenschöpfungen seyn könne, sondern daß es noch einen höhern Zwek geben müsse, dem jener nur untergeordnet sei. Nun setzen Sie in Gedanken Menschen auf die Erde — so ist auf der Stelle der höhere Zwek Gottes bei der ganzen Erdenschöpfung da. Der Mensch ist's, der alles erkennt; alles übrige, was da ist, wird nur erkannt, und zwar nur von ihm. Er findet die Eigenschaften der Dinge. Er erblikt ihre Verhältnisse gegen einander. Er entdekt die Ordnung darin. Er bewundert die Harmonie dabei. Er wird entzükt durch die Schönheit der Erde. Er blikt staunend gen Himmel. Er steigt von den Geschöpfen zum Schöpfer auf, erkennt ihn, seegnet ihn, betet ihn an. Nun ist ein Hauptzwek Gottes bei der ganzen Erdenschöpfung sichtbar; nun ist alles erklärt, beantwortet. In jeder Welt muß es eine Gattung von Geschöpfen, die denken und betrachten können — Geister — geben, die unter ihren übrigen Bewohnern an der Spitze

stehen.

stehen. Diese sind der Hauptzwek derselben. Auf der Erdenwelt ist dis der Mensch. Dieser ist also der Hauptzwek der Erdenwelt. Was meinen Sie aber wohl, kann die höchste Weisheit jemals ihren Hauptzwek fahren lassen? Kann Gott eine Gattung von Geistern zerstören, vernichten, für die er erst eine ganze Welt erbaute und so wundervoll einrichtete, daß sie dadurch zur Erkenntnis seiner Majestät gelangen sollten? Was wäre es alsdann, daß sie ihn erkannt hätten? So, wie sie dahin wären, wäre ihre erlangte Erkenntnis Gottes ein Nichts. Also um nichts willen hätte Gott eine Welt erbaut? Welch ein undenkbarer Widerspruch in Gott! Welch eine abscheuliche Blasphemie der höchsten Weisheit! Nein, nur alsdann ist die Weisheit Gottes gerechtfertigt, wenn Geister, die ihn erkannt haben, fortfahren ihn zu erkennen und in dieser Erkenntnis immer wachsen. Dann ist eine Absicht da, warum sie ihn erkannt haben; nehmlich die, um ihn noch immer mehr erkennen zu lernen. O Prinz, Prinz, so verbürgt uns schon die Weisheit Gottes unsre Fortdauer beim Verfall dieses Leibes! Und nun denken Sie hinzu — — daß diese Geister wirklich der Absicht Gottes entspro-

chen

chen haben; daß wir Menschen es uns haben angelegen seyn lassen, unsre Vorstellungskraft auszubilden, die bewundernswürdige Dekonomie der Natur zu studiren und ihren grossen Urheber in ihr kennen zu lernen; daß wir im Nachdenken und in Selbstthätigkeit unsre Glükseligkeit gefunden haben — — wäre alle Grausamkeit, die die ausgeartesten Menschen jemals an andern ihresgleichen ausübten, nicht eine Kleinigkeit gegen die unbarmherzigste Grausamkeit, die Gott ausübte, wenn er uns nach diesem allen beim Untergang unsers Körpers vernichtete? Das wär es dann also, wozu wir nachgedacht hätten, um ein Ungeheuer über uns kennen zu lernen, das seinesgleichen nicht hätte? Das wärs, wozu wir gewirkt hätten, um am Ende die Folgen unsrer Wirksamkeit unnatürlich abgerissen zu sehen? Das wärs, wozu wir an Gottes Altären geknieet hätten, um zulezt zum Lohn unsrer treuen Anbetung als Opfer von ihm gewürgt zu werden? Das wärs, wozu wir Glükseligkeit genossen hätten, um nach höhern Seligkeiten lüstern zu werden, und endlich noch den lezten

Zäh-

Zähneknirsch gegen Gott zu thun — darüber gegen ihn zu thun, daß er uns arme, gutherzige, leichtgläubige Geschöpfe so jämmerlich betrogen hätte? — — O Theodor, Theodor, so wahr der Allmächtige auch ein Allweiser und Allguter ist, so wahr muß auch für uns Menschen noch ein Leben nach dem Tode seyn! — Der Mensch hat es auch um die Erde gar nicht so schlecht und arg gemacht, daß es seinen Schöpfer reuen könnte, ihn an die Spitze einer Welt gestellt zu haben, und daß es heissen möge, er habe seine Daseynsfortdauer an ihr verwirkt. Er ist vielmehr der, welcher die Schöpfungen Gottes auf ihr fortsetzte und von Jahr zu Jahr noch mehr vervollkommnet. Ein ödes, unwirthbares Land, eine ungeheure grosse Wüstenei würde die Erde seyn, wenn in allen den verstrichnen Jahrtausenden seine Hände sie nicht bearbeitet hätten. Alle Gärten, alle Wiesen, alle Felder hat er angelegt. Den grösten Theil ihrer Schönheiten hat sie ihm zu danken. Die Berge hat er zwar nicht zusammengetragen, auf denen uns die Aussichten der Natur so entzücken; aber mit Weinstöken hat er sie doch bepflanzt, und was würden wir denn von den Bergen herabsehen, wenn er

in den Gründen nicht baute, ackerte, pflügte, ausrodete und austrocknete? Würden wir etwas mehr sehen, als ein grosses überall verwachsenes Gefilde, das unter Wasser stände, und höchstens hie und da einige leere Sandstriche, wo gar nichts wüchse? — Setzen Sie den Fall, daß jezt noch irgendwo die Menschen aufhörten, einen Strich von Aeckern zu bebauen; so würden daselbst alsbald allerlei Arten von Gehölz aufschlagen. In hundert Jahren — wie würde es da aussehen? Wie in fünfhundert? Wie in tausend? Und nun denken Sie sich den ganzen Erdboden so, daß in allen den vergangenen Jahrtausenden keine menschliche Hand sich auf ihm geregt hätte. Alle die herrlichen Anblicke der mannigfaltigsten Abwechselungen, welche jezt seine Schönheit ausmachen, wären also gleich dahin; sein ganzer Prospekt wäre ein ödes abschreckendes Einerlei. Doch das wäre das geringste noch. Alle die edlern Pflanzenarten und Früchte, welche nur im Freien gedeihen, fänden also auch auf ihm keinen Platz. Die höhern Holzarten erstickten, verdrängten sie. Alle die Thierarten, welche von jenen sich ernähren, wären folglich auch nicht da; ja, es wäre die Frage, ob auch für die mehresten Thierarten nur Fortkommens auf dem Erdboden seyn dürf-

dürfte. Die Regen fielen von Zeit zu Zeit in diese Dickungen; kein Sonnenstrahl könnte den durchnäßten Erdboden treffen; kein Wind könnte die Wohlthat der Austrocknung an ihm ausüben; die Dünste müßten sich also schrecklich häufen, müßten sich erst in kleine Teiche, dann in grössere Betten sammlen. Endlich würde der ganze Erdboden ein undurchwadlicher Morast. Die Stürme stürzten von Zeit zu Zeit die ältern abgestorbenen Bäume um. Während, daß diese verrotteten, wüchsen wieder andre dazwischen auf, und so würde die ganze Oberfläche der Erde ein Hackgemack, wo endlich kein Thier mehr sich durchwinden, trocknen Fus fassen und Aesung finden könnte. Nur auf den Gipfeln der Berge würden einige Thierarten leben können, und die ganze übrige Erde würde eine Krö-ten- und Wasserspinnenwelt seyn. Aber unter den Händen des Menschen ward die Erde ein Garten Gottes. Er machte Platz auf ihr; er schuf freie Luft; er lud die Sonnenstrahlen herab; er machte urbar; er pflanzte; er verwandelte den stinkenden Sumpfboden in einen trocknen, gesunden Aufenthalt, nnd segnete dadurch auch die gesammte übrige Thierwelt. Noch wird von Jahrhundert zu Jahrhundert die Erde durch ihn schöner, fruchtbarer, gesegneter, pa-

radisischer. O so hat er denn seine Daseynsfortdauer an ihn nicht verwirkt! so hat er sich des Vorzugs würdig gemacht, an die Spitze der Erdenschöpfungen gestellt worden zu seyn! So hat er gegen die erste ihm anvertraute Welt dergestalt gehandelt, daß er aus ihrem Schosse nicht in den Schos des öden Nichts, sondern in den Schos besserer Welten überzugehen verdient zu haben hoffen darf!

Theodor. (sehr zutraulich.) Ach wie hebt sich bei diesen Betrachtungen mein Herz im Busen! Wie glaub' ich nun so fest an ein künftiges Leben! Wie wird nun aber auch alles erst recht hell um mich her! Wie halt' ich's nun erst recht für mein allernöthigstes Bestreben, zu suchen, weise und gut zu werden!

Rothe. Mein Prinz, ich freue mich, daß Ihr eignes Herz mir zuvorkommt und sogleich die richtige Anwendung von dieser grossen Lehre macht! Wenn wir auch weiter nichts, als dis jetzige Leben, zur Aussicht in unser Daseyn hätten: so müßten wir doch vor allen Dingen nach Weisheit und Tugend streben, weil ein vernünftiges Geschöpf nur in deutlichen Begriffen und in Thätigkeit, die diesen Begriffen gemäs ist, sich glücklich fühlen kann. Die Empfindungen aller unsrer

übri-

übrigen irrdischen Glückseligkeiten, so angenehm sie auch in den Augenblicken des Genusses für uns sind, befriedigen uns doch nicht ganz und sättigen uns noch weniger dauerhaft. An dem Licht unsrer Erkenntnis aber labt sich der Geist unaufhörlich; und kommt das Bewußtseyn hinzu, daß wir in diesem Lichte wandeln, oder daß wir so thun, wie wir erkennen, daß wir thun müssen: so ist unsre Freude vollkommen. Ist unser Verstand aufgeklärt, ist unser Wille gut — o mein Prinz, dann gibt es keinen Verlust, den wir nicht leicht verschmerzen sollten. Ein erstaunender Beweis, daß der Geist seiner Selbstwürde fühle, und daß er, so innig er auch durch den Körper mit dieser Welt verbunden ist, doch keine wahre Abhängigkeit von ihr anerkenne. Er hat seine eigenthümlichen Güter, die ihm nicht geraubt werden können. Aber wenn nun jenseits dieses Lebens noch ein andres für uns ist, wenn der Geist den Untergang seines Körpers überdauert — — o wie noch weit heiliger muß uns dann das Streben nach Weisheit und Tugend werden! Sind dis dann nicht die einzigen Güter des Geistes? Nimmt er nicht an allen übrigen Erdengütern nur durch den Körper Theil? Wie? wenn nun der Körper hingesunken seyn

wird, wenn er an den übrigen Gütern ohne ihn keinen Theil mehr nehmen kann, in was für einer fürchterlichen Lage würde er sich alsdann ohne Weisheit und Tugend befinden! Woran sollte er sich halten? womit sich beschäftigen? wodurch sich vergnügen? Ich kann mir keinen elendern Zustand denken, als der ist, in welchem sich ein unaufgeklärtgebliebener oder gar bösegewordener Geist befinden muß, sobald seine Verbindung mit der sinnlichen Welt ein Ende nimmt. So lange er noch in dieser war, hatte er auf allen Seiten Zeitvertreib, Spielwerk, Zerstreuung. Er fühlte in dieser Lage weder seine Verstandsschwäche noch seine Herzensblösse. Statt nachzudenken, genos er; und wenn ihn einmal sein Gewissenstrieb anwandelte: so unterdrückte er ihn durch sinnlichen Taumel. Nun aber empfängt er von aussenher keine Glückseligkeit mehr; sondern seine ganze Glückseligkeit soll aus der innern Beschauung seiner Vollkommenheit bestehen. Da hat er nun auf der einen Seite keine Erkenntnisse, die sich ihm jezt darstellen sollen und auf denen er fortbauen könne; ja, er hat nicht einmal geübte Vorstellungskraft und mithin auch nicht einmal Empfänglichkeit zur Erkenntnis. Die ersten Begriffe von Wahrheit,

welche er von den sinnlichen Gegenständen abziehen sollen, hat er vernachlässigt und kann sie weiter nicht nachholen, weil er in die sinnliche Welt nicht zurückkehren kann. Auf der andern Seite muß er nun seine schlechte moralische Beschaffenheit betrachten, er mag wollen oder nicht, und muß sich mit dem Andenken an seine ausgeübten schlechten Handlungen unaufhörlich quälen, weil es ihm nicht mehr frei steht, seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Behelf zu nehmen, sich nemlich zu zerstreuen, die Blicke von sich selbst wegzurichten und sich von sich selbst zu entfernen. Nicht einmal Hang zum Guten empfindet er, weil sein ganzer Sinn nun einmal eine veraltete und verwachsene Richtung zum Bösen angenommen hat. Sehen Sie, Prinz, diese unaussprechliche Armuth des Geistes und die ununterbrochene innre Empfindung dieser Blösse und Dürftigkeit wird das Elend derer in jenem Leben ausmachen, welche das gegenwärtige schlecht angewendet haben. Ach welch eine feierliche Aufforderung für uns, von dem jetzigen Leben den edelsten Gebrauch zu machen! Wir legen in demselben nicht nur den Grund zu unserm künftigen Daseyn selbst, sondern auch den Grund zur Beschaffenheit unsers Zustandes in unserm künftigen Da-

seyn. Ein künftiges Leben erwartet jeden; aber Glückseligkeit in selbigem, ein künftiges höheres, besseres Leben erwartet nur den, der hier nach geistiger Vollkommenheit gestrebt hat. Jeden Tag, welchen wir jetzt nicht hierzu anwenden, werden wir dort vermissen. Er wird Abgang an unsrer Glückseligkeit seyn. Und das ganze jetzige Leben vollends hierzu nicht angewendet, würden wir nie wieder nachholen können. Wir würden wenigstens um ein ganzes Leben an Glückseligkeit zurückbleiben, und ewig würden wir die allen bemerkbare Schmach an uns tragen, daß wir hier umsonst gelebt hätten. O mein Prinz, ich habe Sie oft aufgefordert, täglich weiser und besser zu werden! aber nun — nun bei dem Glauben an ein künftiges Leben — seyn Sie recht äussersteifrig, recht unermüdeteifrig darin! Bereichern Sie Ihren Verstand immer mehr mit Kenntnissen. Denken Sie nach; thun Sie in der Welt nichts lieber, als dis; und machen Sie dadurch Ihre Kenntnisse und Einsichten noch immer richtiger und deutlicher. Schauen Sie um sich her und lernen Sie von der physischen Welt, von der Natur, immer mehr wissen. Jede neue Kenntnis eines Geschöpfs, jede neue Einsicht in seine Beschaffenheit und Bestimmung,

und

und in seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, jeder neue Blick in die bewundernswürdige Einrichtung und Oekonomie der Natur ist — eine Vermehrung der Gotteserkenntnis, in welche sich alle edle und nützliche menschliche Kenntnisse und Wissenschaften endlich koncentriren. Und wenn auch viele dieser Kenntnisse in Ihren Augen nicht geradezu und unmittelbar zu Ihrer Weisheit und Vollkommenheit beizutragen scheinen: so tragen sie doch mittelbar dazu bei, indem Sie Ihren Verstand im Nachdenken, und seine Vorstellungs- und Beurtheilungskräfte üben. Bleiben Sie nie bei der blosergözlichen Seite dieser sinnlichen Welt stehen. Dis ist keineswegs die Hauptseite für uns. Nachdenken sollen wir über die sinnlichen Gegenstände. Sinnlichreizende Eindrücke sollten sie darum nur auf uns machen, daß sie uns an sich zögen; weil sie sonst vielleicht unsrer Aufmerksamkeit entwischen könnten. Gleich müssen wir aber fragen, warum sollten sie uns so an sich ziehen? Alsdann öfnet sich erst das rechte Feld, das Feld der Vernunft für uns, wo unser eigentlicher Platz ist, wohin wir zu Hause gehören und wo wir des Wanderns nicht müde werden dürfen. Lassen Sie uns nie die sinnlichen Freuden anders

betrachten, als daß sie nur die Anlockungen, Aufmunterungen und Stärkungen des noch schwachen Geistes zum Nachdenken über die Gegenstände, welche selbige mit sich führen, seyn sollten. Wir wurden nicht in diese sinnliche Welt gesezt, um uns an ihr zu berauschen und uns mitten unter den Körpern zu verlieren, sondern — um durch Hülfe unsrer Sinne von ihr die ersten Begriffe über Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit, Wahrheit und Tugend, oder — über Gott — abzuziehen. Geniessen Sie also immerhin die angenehmen sinnlichen Eindrücke der Körperwelt; aber unterlassen Sie nicht beim Genusse derselben noch weit mehr Nahrung für Ihren denkenden Geist aus ihr zu schöpfen. Diese ist der Kern, jene sind nur die Schalen davon. Ziehen Sie dann Ihre Blicke von der Welt auffer sich oft auf sich selbst zurück. Denken Sie recht über alle Ihre Kräfte und Fähigkeiten und über die grosse Bestimmung derselben nach. Dringen Sie immer tiefer in den Endzweck Ihres Daseyns ein, der nichts anders, als Ausbildung Ihres Verstandes und Herzens oder lebendige Erkenntnis Gottes, das heißt Erkenntnis und Nachahmung Gottes ist. Vergegenwärtigen Sie

sich

sich diesen Endzweck Ihres Daseyns so, daß er Ihnen immerdar vor Augen schwebe. Ich führe Sie nun zu der höhern Wissenschaft des Menschen. Folgen Sie mir dabei mit eben dem Fleis, mit welchem Sie mir seither bei Mittheilung aller Vorerkenntnisse gefolgt sind. In die Gefilde der Wahrheit leite ich Sie; damit Sie aus selbigen den Weg in das Land der Tugend finden mögen. Sie sollen nichts für wahr annehmen, als was Sie dafür erkennen. Aber die erkannte Wahrheit darf nicht müssig und todt seyn. Sie muß übergehen in Gesinnung und Handlung. Die Weisheit hat ihren Grund in Kenntnis der Menschen, und hat zum Endzweck die Vervollkommnung der Menschen. So müssen Sie immer das erkannte Wahre darauf betrachten, wie Sie es auch wollen und ausüben, oder wie es ihnen wenigstens ein Beweggrund mehr zum Wollen und Ausüben des Guten werde. Je mehr Sie die Welt, den Urheber derselben, sich selbst, Ihre Kräfte und Bestimmung kennen: desto deutlicher werden Ihnen alle ihre Pflichten einleuchten, die blosse Folgen unsrer Verhältnisse sind, und desto inniger werden Sie sich angetrieben fühlen, selbigen ein immer vollkommneres Genüge

zu leisten. Leben und weben Sie immerdar in Ausübung ihrer Pflichten: so werden Sie nicht nur Ihre Bestimmung für die Welt erfüllen und einer der nützlichsten Menschen werden; sondern Ihr ganzes Herz wird dadurch auch eine Richtung zum Guten erhalten, die bald Ihnen eigenthümlich und mit der Zeit unzerrüttbar werden wird. Sie werden eine Menge edler Handlungen vollbringen, die Ihnen nicht nur die reinsten Freuden gewähren, sondern deren Andenken und Segen Sie auch noch in jene Welt begleiten. O Prinz — gutes thun und nicht müde werden — dis werde das Motto Ihres Lebens! Vielleicht, daß Sie das Schicksal in eine Lage versetzt, in der Sie einst recht viel Gutes thun können. Wohin Ihre Kräfte nur reichen, nützlich zu werden und menschlichen Leiden abzuhelfen, dahin wirken Sie auch mit selbigen. Alles Gute, das Sie thun können, halten Sie auch für Pflicht, wirklich zu thun. Wenn Sie so denken und handeln werden, so dürfen Sie nicht weiter auf besondre Verehrungsarten Gottes sinnen. Dis ist die reinste Verehrung des obersten Wesens — nach Erkenntnis der Weisheit und Güte desselben allenthalben zu streben, und an Weisheit und Güte allenthalben

ihm

ihm ähnlich zu werden. Unaussprechlich viel Glückseligkeit wird dadurch Ihr jetziges Leben schon für Sie haben, weil Sie nie ohne Wohlgefallen an sich denken, sich betrachten und ihre wahre Beschaffenheit erblicken werden. Aber auch der Tod wird diese Glückseligkeit Ihnen nicht rauben können. Ihr Geist geht alsdann aufgeklärt und edel in jene Welt über. Sie verlieren im Tode nur die Güter, welche Sie weiter nicht gebrauchen können. Sie thun Verzicht auf die gesammte sinnliche Welt, in deren Verbindung Ihr Körper Sie sezte; aber ohne arm dadurch zu werden. Das, wodurch Ihr Geist nur glücklich war, haben Sie in Sicherheit. Sie haben Ihre Vorstellungskraft geübt, Fertigkeit der Vernunft erlangt und Erkenntnis erworben. Sie haben Ihren Willen fest auf das Gute gerichtet, Fertigkeit im Guten sich verschaft und durch ausgeübte edle Handlungen auf Ihre Zukünfte Segen verbreitet. Der Endzweck Ihres ersten Daseyns ward von Ihnen erreicht; wie selig muß alsdann das zweite für Sie seyn! Wie werden Sie dort mit Ihrer geübten Vernunft so schnelle und grosse Fortschritte in den höhern Erkenntnissen thun! Wie werden Sie da mit Ihrer erlangten Fertigkeit in guten Gesinnungen vor

vielen andern rascher zu Vollendung reifen! Und wie werden Sie dann an dem innern Anschauen Ihrer immer wachsenden Vollkommenheit die höchste Glückseligkeit geniessen, deren ein endliches Wesen nur fähig ist! — Prinz, nicht wahr, bei einem solchen Glauben fühlt man erst recht, wie es der Mühe werth sey, weise und gut zu werden; wenn alle unsre Bestrebungen darnach im Tode nicht vergebliche Arbeit werden, sondern wenn es sich alsdann erst recht ausweiset, wie nützlich sie uns waren, wie sie ihren Segen noch auf ein kommendes neues Daseyn für uns verbreiten und Vorarbeit für unsre Glückseligkeit in selbigem gewesen sind?

Prinz Theodor sank bei diesen Worten an Rothen hin, und that weiter nichts, als daß er ihn immer fester umfaßte.

Rothe. Aber nun Prinz, von nun an sind wir erst recht Vertraute. So lange ich um Sie seyn werde, masse ich mir das Recht an, Sie, so oft es nöthig ist, an jenes Leben recht ausdrücklich zu erinnern. Ich werde dis nicht immer mit vielen Worten thun; sondern, so oft ich mit der Hand gen Himmel weise, wissen Sie nun, was ich damit sagen will. Wenn Sie im Nachdenken ermüden, und — ich zeige nach oben hin, so sammlen Sie aufs

neue

neue alle Ihre Aufmerksamkeit. Und sehe ich Sie, wie Sie eine offenbarunmoralische Handlung thun wollen: so würde ich beide Hände gen Himmel erheben, und dann — dann erschüttre dieser Anblick Ihr ganzes Herz!

Theodor. (sehr eifrig). O das sollen Sie nicht nöthig haben! Ich will mich schon selbst daran erinnern. (noch eifriger.) Ach ja, lieber Hofrath, ach ja, das thun Sie doch ja, wenn ich mich vergessen sollte . . . Sie sollen immer das Recht haben, mir alles zu sagen, was ich mir nicht selbst sage, und ich will Ihnen allemal recht herzlich dafür danken, wenn Sie mich von etwas abhalten, das nicht recht wäre.

Rothe. Prinz, es ist zweierlei — Gott bestimmte nach diesem Leben noch ein andres für uns — und — Gott gab uns hier schon die Wissenschaft davon, daß er uns dazu bestimmt habe. Unaussprechliche Wohlthat würde es schon für uns gewesen seyn, wenn er auch jenes nur gethan hätte; und das erste nach Untergang dieses Körpers uns zu Theil gewordne Bewußtseyn unsrer Fortdauer dessen ungeachtet würde uns mit unnennbaren Wonnen überrascht und uns mit einer Liebe, Dankbarkeit und Anbetung gegen den Schöpfer erfüllt haben, wie wir sie noch nie empfunden

hät-

hätten. Aber ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren, wie alsdann immer tausend Seelen gegen eine Gotte darüber einen Vorwurf würden gemacht haben, daß er ihnen von ihrer Fortdauer im Tode auch gar keinen Wink, gar keine Ahndung gegeben. Ich denke sie mir, wie sie geseufzt haben würden — — ja, hätten wir dis auch nur vermuthen können, wie würden wir unser erstes Daseyn ganz anders angewendet und nach Weisheit und Tugend gestrebt haben! . . Wie würden wir die sinnliche Welt nicht blos als ein Spiel für unsre Sinne gehalten haben, wenn wir gewußt hätten, daß unsre Vernunft sich an ihr zuförderst üben sollte, um zu höhern Erkenntnissen geschickt zu werden . . . Wie würden wir mit weit mehr Vorsichtigkeit gehandelt haben, wenn uns gesagt worden wäre, daß unsre Handlungen ewige Folgen hätten! . . . Darum Prinz, bestimmte Gott uns alle nicht nur zu höhern Zukünften, sondern legte auch uns allen die Ahndungen davon äusserstnahe. Es ist kein Volk in der Welt gewesen, das sich auch nur aus der rohesten Barbarei hervorgearbeitet hatte, welches nicht die Hofnung auf sie in seinen Glauben aufgenommen hätte. In der Hofnung selbst kamen sie alle überein, in den Vorsteliungen

dar-

darüber aber wichen sie von einander ab, weil ihre Verstandesaufklärung, ihre Sitten, ihre Lieblingsfreuden, ihre bürgerliche Verfassung und ihr Klima, die alle auf die Religionsmeinungen der Menschen unbeschreibliche Einflüsse haben, äusserst verschieden waren. Selbst für wirklichweise und gute Menschen war es nöthig, daß Gott, der sie zu einem künftigen Leben bestimmt hatte, ihnen auch die Barmherzigkeit erzeigte und sie hier schon davon benachrichtigte. Sie schwebten ohnedis in so viel Zweifeln und Bekümmernissen, von denen sie sich auch durch die aufrichtigste Anwendung ihres Verstandes nicht befreien konnten. Sie sahen im ganzen Menschen nichts, als Widersprüche, und in seinen Schikfalen viel Unauflöslichkeiten, und wurden dadurch um die schönsten Genüsse des Lebens gebracht. Nun aber — die Hofnung eines zweiten Lebens im Auge — wird ihnen alles deutlicher, erklärbarer, holder; und wo sie jezt noch nicht Licht, noch nicht Harmonie genug erblicken können, da beruhigen sie sich mit der freudigen Erwartung einer bessern Welt, welche dis Licht, diese Harmonie in ganzer Fülle ihnen vorhalten wird. Da stehen denn nun die Weisen und Guten in langen Reihen, denken und forschen, und theilen einander die erforschte

Wahrheit mit; und wenu sie dann über irgend einen Gegenstand von ausgezeichneter Wichtigkeit für den Menschen weder einig noch ruhig werden können: so tritt einer aus ihnen hervor und weiset mit seiner Rechten nach oben hin — und — so wiegt sie alsbald frommes, gläubiges Harren in Seelenstille ein.

Hierauf breitete sich Rothe noch weitläuftig über alle die bekannten Data aus, welche die Geschichte davon hat, daß der Glaube an einen künftigen Zustand der Glaube der Menschheit zu allen Zeiten gewesen sei, sobald nur einige Verstandeskultur erst unter ihnen Plaz gegriffen hatte. Er machte ihm besonders die wichtigern und merkwürdigern Vorstellungen bekannt, welche sich die Völker auf Anleitung ihrer Weisen von der Beschaffenheit der Zukunft gemacht, und ließ ihn den Grund davon allemal in ihren übrigen Meinungen und Verfassungen finden. Er wandelte mit ihm bald gegen Morgen, bald gegen Abend, stieg mit ihm bis in das entfernteste Alterthum hinauf, begab sich allmählich mit ihm wieder herunter, blieb mit ihm lange bei den Ursprüngen des Christenthums stehen, führte ihn hernach abermals dahin zurük, brach da ab und sprach — Nun ist uns noch eine wichtige Unterhaltung über die Religion übrig. Es soll auf Sie an-

ankommen, wenn wir sie halten wollen. Alsdann mögen Sie selbst auf diesem gelegten Grunde unsrer schäzbarsten Erkenntnisse fortbauen — fortbauen bis in Ewigkeit.

Der Prinz hätte gern auf der Stelle gleich diese lezte noch übrige Unterredung gepflogen; Rothe aber erwiederte ihm, daß er für heute Materie genug zu weiterm Nachdenken bekommen habe. Noch lieber, noch heiliger, sezte er hinzu, sei Ihnen von nun an diese Ihre holde, fromme Einsiedelei, da Sie zum Glauben an die Ewigkeit in ihr eingeweiht worden sind! Gehn Sie nach Jahren noch zuweilen recht ausdrüklich dazu in sie ein, um sich in diesem erhabensten Glauben zu stärken. Die Stille der Natur hier, das heilige Dunkel des Waldes umher sind ausserordentlich der Seele begünstigend, wenn sie über ihre grosse Bestimmung jenseits dieser Welt nachdenken will.

Der Prinz schrieb den heutigen Tag in der Einsiedelei an, und darunter die Worte: Dis war der Tag, an welchem ich an mein künftiges Leben glauben lernte! Man begab sich wieder auf einem andern durch hundert Krümmungen führenden Fussteig an den Flus. Die Rükfahrt gieng stroman, und also langsamer. Die Ufer auf beiden Seiten zogen sich

nur allmählig vorbei, und man hatte mehr Zeit, die abwechselnden Gegenstände auf selbigen zu beobachten.

Rothe. Indem wir jezt so langsam fahren und alles um uns her genauer betrachten, sind wir das Bild eines Weisen, der bedachtsam lebt. Gewöhnliche, blos sinnliche Menschen gleiten schnell mit dem Strom dahin, heften unterwegs auf nichts eine feste Aufmerksamkeit, und haben am Ende wenig mehr, als einen langen Traum, gehabt. Der Weise fährt gleichsam stroman. Er versteht die Kunst, die Augenblicke festzuhalten, die Stunden zu verlängern und aus einem Tage ein Jahr voll Daseyns zu machen; weil er an einem Tage oft mehr denkt und wirkt, als der blossinnliche Mensch in einem ganzen Jahre. Je deutlicher wir uns unsers Daseyns in den auf einander folgenden Minuten bewußt werden: desto länger dünkt uns auch das Leben. Nun gibt es aber kein deutlicheres Bewußtseyn unsers Daseyns, als — einen recht hellgedachten Gedanken, und kein stärkeres Gefühl unsers Daseyns, als — Anwendung unsrer Kräfte, ausgeübte Wirksamkeit, Handlung, That. Denken — thun — heißt leben. Viel denken — viel thun — heißt lan-

lange leben. So sei auch Ihr Leben, Prinz, immerdar so viel, als möglich, Leben nicht stromab, sondern stromauf! Fixiren Sie recht Ihre Blicke auf die Gegenstände auser Ihnen; beobachten Sie sie genau; denken Sie darüber scharf nach; abstrahiren Sie davon immer mehr Kenntnisse; handeln Sie diesen Kenntnissen gemäs; handeln, wirken Sie, so viel Sie können: so leben Sie nicht nur in der That, sondern leben auch für die Ewigkeit.

Als sie ans Land stiegen, trennte sich Theodor wider seine jetzige Gewohnheit von Rothen und ging den ganzen Abend allein im Garten umher. Rothe beobachtete ihn oft von weitem und erblikte ihn ganz in der Gestalt eines Menschen, der über alles das, was er seit einiger Zeit gelernt hat, sehr eifrig nachdenkt.

In dieser Stimmung blieb der Prinz bis an den folgenden Morgen. In dieser Stimmung traf ihn Fürst Adolf noch, der kurz vor Mittag schon wieder eintraf. Als Theodor, welcher eben auf einem freien Plaz im Garten umherwandelte, der mit allen Blumen desd Sommers geschmükt war und auf dem einzelne Pomeran-

zenbäume standen, seinen Vater mit Rothen auf sich zu kommen sah, verband sich mit der Mine des ernsten Nachdenkens, die er noch hatte, die Mine der Heiterkeit, wodurch sein ganzes Ansehen eine gewisse Feierlichkeit erhielt, die ihm eine Art von noch nie gehabter Würde gab. Diese dauerte sowohl in den ersten Umarmungen, als auch in den Anfangsgesprächen fort.

Adolf. (der dis bemerkt hat, auf der Seite zu Rothen.) Gewis weis er nun, daß er einst Fürst werde?

Rothe. (in einer Art von Verlegenheit.) Nein; er weis blos erst, daß er ein Unsterblicher sei.

Adolf. (wie beschämt.) Es ist ja wahr; das hätte ich auch wissen können, wenn ich an seine gestrige Unterredung mit mir gedacht hätte.

Hier erfolgte eine Pause zwischen Adolf und Rothe. Der eine schien über seine Frage, der andre über seine Antwort nachzudenken.

Adolf. (nach einer langen Weile Rothen ganz auf die Seite ziehend.) Meine Frage geschah bei Gott nicht aus Eitelkeit. Ich bin nur ganz ausserordentlich neugierig auf die Eindrücke, welche jene Nachricht zum erstenmale auf ihn machen werde.

Rothe. (sehr bescheiden.) Edelster Fürst, ich habe Sie auch wahrlich nicht misverstanden. Ich hoffe, daß meine Antwort, die natürlich so — —

Adolf. (der Rothen den Mund zuhält.) Schweigen Sie! Ich fühle alles. Sie haben durch Ihre Antwort unaussprechlichviel bei mir gewonnen.

Rothe. Ich hoffe wenigstens, daß der Prinz seine wahre künftige Fürstenwürde, die Grösse seiner künftigen Fürstenpflichten, erst dadurch recht zu schätzen wissen werde, daß er weiß, daß er unsterblich sei, und daß er sich über seine geführte Regierung noch in einer andern Welt werde Rede und Antwort geben müssen . . .

Adolf. (feierlich.) Stark gesprochen, aber auch richtig und wahr! Dort hat unser Fürstenwesen ein Ende; aber — aber, wenn wir hier fürstlichen Unfug getrieben haben: so werden wir dort tausendmal wünschen, daß wir lieber Unterthanen gewesen seyn mögten . . . . (lächelnd im Fortgehen.) Aber hüten Sie sich ja, daß Sie nicht einmal meinem Fürst Nachbar so antworten, wie mir, wenn wir bei ihm sind. Dieser hat es, wie ich höre, vor einigen Tagen noch weiter ge-

trieben, als mein unvergeslicher Grosvater, der mit seinem Kammerdiener des Todes wegen so umsprung, und hat seinen Hofpredigern bei Kasation untersagt, wenn er in der Kirche ist, wieder von Tod und Sterben zu predigen.

Rothe zukte die Achseln. Während daß Fürst Adolf mit Theodorn im Garten umherging, schlich er sich an seinen Schreibeschrank und sezte ein Gebet auf, welches hier und da für die Unterthanen ein sehr nüzliches Einschiebsel in das allgemeine Kirchengebet, wenn für den regierenden Herrn gebetet wird, seyn würde. — —

„Lieber himmlischer Vater, unser theuerster Landesvater ist auch ein Mensch, wie wir, und önnte es daher manchmal vergessen: uns aber ist sehr daran gelegen, daß er es nie vergesse; darum erinnere du ihn selbst durch deinen heiligen Geist oft an Tod und Sterben. Sag ihm oft selbst, daß es ihm zulezt um kein Haar besser gehe, als uns, seinen Unterthanen, und daß an seinem Schedel, den jezt Insignien zieren, einmal ebenso Insekten nagen werden, wie an dem unsrigen. Sag ihm aber auch, daß er, wenn er gleich alsdann nicht mehr Fürst seyn wird, dennoch fortleben und den Lohn empfangen werde, dessen seine Fürstenthaten werth sind. So wird er über uns gewis

weise und gütig regieren, uns hören, wenn wir klagen, uns beistehen, wenn wir leiden, uns nicht mit unerschwinglichen Abgaben drücken, und uns und unsre Söhne einst nicht ohne Noth aufs Schlachtfeld führen, sondern uns überall so behandeln, wie du, lieber himmlischer Vater, willst, daß er uns behandeln soll. Wir mögten gar zu gern, daß wir ihn nicht blos hier, und zwar aus Furcht nur, ehren müßten, weil er uns in die Vogtei bringen lassen kann, sondern, daß wir ihn auch dort noch einmal aus freiem Herzensantrieb ehren und lieben könnten, wo er uns nichts mehr zu befehlen haben wird. Darum erhöre uns um deiner Liebe willen."

Als Rothe hernach auch wieder in den Garten kam, verabschiedete sich der Fürst und ging noch einmal in Theodors Zimmer, wo Rothe seinen Schreibeschrank offen gelassen hatte.

Prinz Theodor nahm seinen wackern Lehrer bei der Hand, führte ihn auf einen schattenreichen Siz in einem schönen Akazienrunde und sprach zu ihm: „Ich habe den göttlichen Wahrheiten und Lehren, welche Sie mir seither mitgetheilt haben, seit gestern recht nachgedacht, und sie alle vor mir in ein schönes an einander hangendes Ganzes gestellt. Dis soll nun immerdar

vor meiner Seele ſchweben, mein Glaube bleiben, ſo lange ich lebe, und auch in allen meinen Handlungen ſichtbar ſeyn. Was haben Sie mir nun aber noch dazu zu ſagen, woran ich Sie erinnern ſollte? O ich bitte Sie, ſagen Sie mir dis gleich jezt und vollenden Sie dadurch Ihren Religionsunterricht an meinem Herzen!“

Rothe. Ueber die Religion ſelbſt, mein Prinz, wären wir fertig; aber über die Religionsgeſchichte iſt uns noch eine wichtige Betrachtung übrig. Alles das, was ich Ihnen über die Religion geſagt habe, glaubt jezt jeder wahre Weiſe; allein Sie müſſen ſich nicht vorſtellen, daß dieſes obgleich kurze, aber doch vollſtändige Siſtem zu allen Zeiten ſo, und gleich von Anfang ſo bei einander war. Hätte dis ſeyn ſollen: ſo hätte ſchlechterdings Gott ſelbſt daſſelbe dem menſchlichen Geſchlecht gleich ſo, wie es da iſt, in ſeinem ganzen Umfange mittheilen müſſen. Ich will nicht einmal unterſuchen, ob dis überall an ſich möglich geweſen ſeyn würde; ſondern ich bemerke nur dis, daß dieſe Art, die Menſchen zur Religion zu bringen, mit der Art, wie Gott auf allen übrigen Seiten das menſchliche Geſchlecht geführt hat, ſtreite. Nirgends iſt ein Beiſpiel davon da, daß Gott die Menſchen auf irgend einer Seite

ihres Zustandes sogleich und durch unmittelbare Dazwischenkunft jemals in Vollkommenheit versezt habe. Auf allen Seiten hat sich das Menschengeschlecht vielmehr tief aus dem Staube zu der Höhe heraufarbeiten müssen, auf der es jezt steht. Alle unsre übrigen Wissenschaften waren einmal weit unvollkommener, als jezt. So war es auch einst die Wissenschaft der Religion. Alle unsre übrigen Wissenschaften waren einmal gar nicht da. So war auch einmal die Religion noch gar nicht da. Sie ist ebensowohl ein Werk der menschlichen Vernunft, wie es alle übrigen Wissenschaften und Künste sind. Der Schöpfer gab dem Menschen die Anlagen zur Vernunft, breitete um sie her die Natur, wie ein grosses Buch, aus, und rief ihnen gleichsam zu — nun leset darin! so werdet ihr selbst nach und nach die Wahrheiten finden, welche eure schäzbarste Erkenntnis sind . . . Die Menschen haben sie auch darin gefunden, und es ist nur eine einzige Religion auf dem ganzen Erdboden, — die Naturreligion, welche aus den Betrachtungen der Welt ausser uns und unsrer selbst abstrahirt ward. Wie jezt keinem einzigen Menschen Religionsbegriffe angebohren sind, so waren sie auch den ersten Menschen weder angeschaffen

noch

noch auf unmittelbare Weise geoffenbahret worden. Aber freilich mußten die Menschen in dem grossen Buche lange lesen, ehe sie zu recht reinen und aufgeklärten Religionsbegriffen gelangten. Eine dunkle Idee von Gott war die erste, auf die sie bald geriethen, und sobald gerathen mußten, als sie die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung allenthalben entdekten. Der Begrif der Allmacht dieses Gottes ward hernach der, den sie zunächst fanden. Daß Gott aber weise sei, lernten sie viel später erst einsehen; und daß Gott in allen, allen seinen Einrichtungen Vater sei, sehr spät; u. s. w. In der Masse, in welcher sie ihren Verstand bauten und ausbildeten, klärte sich auch ihre Religion auf. Die Wissenschaft derselben hielt mit den übrigen Wissenschaften gleichen Schritt. Besonders war es die Wissenschaft der höhern Naturkunde, bei der man nicht blos die Oberfläche der Dinge beschaut, sondern in ihr Inneres eindringt, — und die Wissenschaft des Menschen selbst, bei welchen man seine Kräfte untersucht und aus diesen seine wahre Bestimmung erräth; durch die die Religion ihre wahre Aufklärung erst erhielt. Die Ausbildung dieser beiden Wissenschaften war aber allein schon eine Arbeit für Jahrtausende. Der Weg der Er-

fahrung und der Beobachtung war der einzige, auf welchem man zu ihr gelangen konnte. Aber wie viel tausend und aber tausend Erfahrungen und Beobachtungen wurden erfordert, ehe man aus ihnen Schlüsse machen konnte! Wie oft schlos man dennoch falsch, und wie viel tausend neue Beobachtungen und Erfahrungen wurden alsdann wieder erfordert, diese falschen Schlüsse zu berichtigen! Schreiben konnte man noch nicht; Bücherdrucken noch weit weniger. So starben die Weisen, welche beobachtet hatten, dahin, und mit ihnen wieder ihre Beobachtungen. Einige derselben brachten ihre Erfahrungen durch mündliche Ueberlieferung vor ihrem Tode noch an Jüngere. So entstanden Schulen der Weisheit, und diesen hat die Religion beinahe alles zu danken. Aber welch eine Reihe von Jahrhunderten gehörte dazu, ehe dis alles so weit kam! Die reine, aufgeklärte Naturreligion, wie wir sie jezt haben, ist ein Werk, woran millionenfache menschliche Vernunft hat arbeiten müssen, ehe es vollendet ward. Es ist aber auch gewis unter allen ihren Werken dasjenige, welches der Menschheit die gröste Ehre bringt. — Diese Naturreligion, mein Prinz, ist nun zwar, wie ich gesagt habe, die einzige; aber sie ist auf dem Erdboden unter unzähligverschiedenen

Ge-

Gestalten da. In jeder dieser verschiedenen Gestalten gibt man ihr auch einen andern Nahmen. Darum werden Sie in Zukunft von sehr vielen Religionen hören; aber das schadet nichts. In diesen noch so verschiedenen Religionen liegt sie dennoch durchgängig zum Grunde. Ich denke Ihnen jezt über die Verschiedenheit der Religion in den verschiedenen Ländern und Zeitaltern der Erde recht viel begreifliches und lichtgebendes sagen zu können. Jede Nation hat zu allen Zeiten ihre Religionsbegriffe ihren Weisen zu danken gehabt. Diese selbst aber waren nicht gleicherleuchtet. Der eine von ihnen hatte vollständigere, der andre unvollständigere Kenntnisse der Naturreligion. Ein Saz derselben also, der ihm fehlte, fehlte auch natürlicherweise der Religion, die er gründete. Der eine von ihnen hatte deutliche, der andre dunkle, der eine richtige, der andre falsche, der eine reine, der andre vermischte Begriffe von den Sätzen der Naturreligion. Mithin wurden nach dieser Masgabe hernach auch diese Sätze von ihnen in der Religion, die er lehrte, deutlich oder dunkel, richtig oder falsch, rein oder vermischt bestimmt. Daher allein schon eine unaussprechliche Verschiedenheit unter den Religionssistemen der Völker, in denen allen

zwar

zwar die Naturreligion zum Grunde liegt, die aber auch alle die Mahlzeichen ihrer Stifter an sich tragen. Bei manchen Völkern ward es zum Landesgesez gemacht, nichts an der einmal festgesezten Religion abzuändern. Diese blieben denn da stehen, wo ihre Vorfahren und Vorvorfahren gestanden hatten. Bei andern war es den folgenden Weisen erlaubt, die Unrichtigkeiten, Dunkelheiten und Unvollkommenheiten in der Religion, welche ihre Vorgänger gelassen hatten, zu berichtigen, aufzuklären und zu ergänzen. Daher von Zeit zu Zeit die fortdauernden Veränderungen der Religion bei einer und derselben Nation. Die Weisen aber, welche die Religionen stifteten, waren nicht nur verschieden, sondern die Völker waren es auch, für die sie sie stifteten. Wollten jene Glük mit ihrer Religion machen: so mußten sie sich nach dieser ihrer Verschiedenheit richten. Dis hatte einen ganz unaussprechlichen Einflus nicht blos auf das, was sie nur lehren durften, sondern auch auf die Art, wie sie es nun vortragen mußten. Niemals fanden sie ein Volk so aufgeklärt, daß sie ihm die Wahrheit in ihrer eigenen natürlichen Gestalt und nackend mittheilen konnten. Immer mußten sie sie unter Bildern vortragen, und die Art der Einkleidung so wählen,

len, daß sie mit der gesammten übrigen Vorstellungsart ihres Volks übereinstimmte. Diese mannigfaltige Einkleidung einer und derselben Wahrheiten und Lehren würde fast einzig und allein schon die sonderbare Erscheinung von der ungeheuren Menge der Religionssisteme auf dem Erdboden erklären. Man glaubt, wenn man diese lieset, hunderterlei Wahrheiten zu lesen; gibt man sich aber die Mühe, sie zu entkleiden und alle die hundert Bilder wegzunehmen: so findet man doch nur eine und dieselbe Wahrheit der Naturreligion, die durch das eine Bild bald mehr, durch das andre bald weniger hervorblikt. Immer mußten die Weisen dahin sehen, daß der Gedankengang, welchen sie bei dem Vortrage der Wahrheit wählten, derjenige wäre, an den ihr Volk sich gewöhnt hatte. Man kann dis sehr deutlich aus dem Vortrage der Lehre von Gott und von seiner Regierung in den Religionen der Völker schon erkennen. Die Person, welche der Fürst eines Volks spielt, ist in dem Glauben dieses Volks auch allemal die Vorstellung, welche sich dasselbe von Gott macht. Die Regierungsform in einem Lande ist auch jederzeit das Bild dazu, wie man daselbst über die Regierung Gottes denkt. Sklavischgehaltene Unterthanen schweben auch in

Knech-

knechtischer Furcht vor Gott. Barbarische Justizpflege in einem Lande ist allemal mit den abscheulichsten Vorstellungen von göttlichen Strafgerichten verbunden. Wo aber ein milder Regent herrscht, der von keinen Todesstrafen, von keiner Tortur etwas wissen mag, der an Unwissenden, wenn sie fehlen, keine Rache ausübt, der die Strafen menschenfreundlich mildert, und sie oft, sobald die Besserung ohne sie bewirkt werden kann, ganz erläßt: da findet man auch bald die richtigere Vorstellung von Gott, wie dieser dem Fehlenden verzeihe, ohne erst Blut zu sehen oder für seine Gnade sich erst bezahlen zu lassen, und wie er, wenn er straft, blos strafe, um zu bessern. Die Lehre der Naturreligion, von der hier die Rede ist, ist immer nur eine, nehmlich die — Gott regiert. Wird nun aber gefragt — wie regiert er — so wird die Vorstellung hierüber von der Art abgeleitet, wie jeder Fürst von den verschiedenen Nationen seine Nation regiert. Eben so kann man auch erkennen, was die Verschiedenheit der Völker und ihrer Vorstellungsarten auf ihre Religion für Einflüsse habe, wenn man die mannigfaltigen Bilder betrachtet, unter welchen die Glükseligkeit des künftigen Zustandes vorgetragen wird. Die Weisen wollten lehren, daß jenseits des Grabes noch

ein weit vollkommnerer Zustand dem Menschen bevorstehe. Sobald sie wahre Weise waren, mußten sie einsehen, daß für einen Geist, der seinen Körper verlohren hat, die höhere künftige Glükseligkeit blos in richtiger Erkenntnis und in unbehinderterer Selbstthätigkeit zu setzen sei. Hätten sie dis so einfach und nackend gelehrt: so würde der grössere Haufe der Menschen, dem es mehr um Geniessen, als um Denken und Wirken zu thun ist, wenig dadurch bewegt worden seyn. Mithin mußten sie die Wahrheit — es steht ein glükseligerer Zustand nach dem Tode bevor — unter Bildern von solchen Dingen vorstellen, in welchen ihre Völker einmal ihre Glükseligkeit sezten. Was ihr Volk hier auf Erden schäzte und liebte, das liessen sie selbiges in jener Welt doppelt und dreifach besser finden. Daher gibt es in vielen Religionen äusserstsinnlichgrobe Vorstellungen von der künftigen Glükseligkeit, weil die Völker, denen sie gereicht wurden, alle ihre Glükseligkeit in den sinnlichgröbsten Vergnügungen fanden. Da wird nach dem Glauben mancher Völker nicht nur im Himmel wacker getanzt und gesungen und musicirt werden; sondern es wird daselbst auch so tapfer geschmauset und gezecht werden, daß sich die lieben Seligen einander unter

den

den Tischen werfen. Und da man dis ohne Körper nicht thun kann, der Körper aber, wie jeder weiß, vermodert und verweset: so mußte man auch den Körper wieder auferstehen, wieder hergestellt werden lassen. Diese Beispiele, mein Prinz, können Sie überzeugen, wie die Weisen bei Lehrung der Naturreligion von jeher auf ihrer Huth seyn mußten, um bei Vorstellung der Wahrheit nicht der Vorstellungsart überhaupt zu widersprechen, welche einmal unter ihrem Volke herrschend war. Sie mußten sich oft sogar nach den herrschenden Vorurtheilen ihres Volks bequemen, und diese in dem Volksglauben stehen lassen. Oft mußten sie wohl gar sich so stellen, als huldigten sie gewissen abergläubischen Meinungen, denen sie doch das Garaus zu machen recht eigentlich ausgingen. So hat es einen Weisen gegeben, von dem ich Ihnen hernach mehr sagen werde, der unter seinem Volke den Aberglauben an höhere böse Geister, die man Teufel nannte, ganz unbändigherrschend fand und sichs recht eigentlich zur Sache gemacht hatte, denselben auszurotten. Aber er durfte es noch nicht wagen, seinem Volke geradezu zu sagen — es gibt keinen Teufel — wie wir jezt frank und frei sagen; sondern er mußte sich damit begnügen, daß er lehrte und

darthat. daß auch diese Teufel unter der Obergewalt Gottes ständen und ohne seinen Willen den Menschen nicht schaden könnten. Und so hatte er zum menschlichen Verstande das Zutrauen, daß er jenen Saz nach und nach wohl selbst finden werde, sobald ihm dieser nur erst gereicht wäre. — Bis hieher hab' ich Ihnen von den Weisen erzählt, die Religion stifteten und lehrten. Nun fehlte es aber auch nicht an Schwärmern, die sich zu Religionsstiftern und Religionslehrern aufwarfen. Diese hatten zwar einige Begriffe von Naturreligion aufgefangen; aber sie verfolgten sie nicht. Sie studirten die Religion nicht in der Natur, sondern in ihrer Fantasie. Da kam denn oft ein Mischmasch von Sinn und Unsinn, von Vernunft und Unvernunft heraus, daß man kaum noch einige Spuren der Naturlehren darin entdecken konnte. Diese Thoren hielten sich für besonders erleuchtet und begeistert, bildeten sich ein, daß sie mit Gott und Geistern Umgang hätten und in Träumen und Gesichtern unmittelbare Belehrungen empfingen, und theilten diese Belehrungen, welche eigentlich nichts, als Spiele ihrer verrükten Einbildungskraft waren, den Völkern mit. Viele von ihnen mögen es wohl sogar recht gut damit gemeint haben; aber sie

haben unsägliches Unheil dadurch gestiftet. Da ein grosser Theil der Menschen lieber fantasirt, als denkt, und an den bunten Spielen der Einbildungskraft mehr Unterhaltung, als an reiner Vernunft findet: so erhielten diese Schwärmer oft grossen Zulauf und Beifall; und nur dem zunehmenden Anbau der Vernunft haben wir es zu danken, daß sich in unsern Zeiten die Sache zur Ehre der Menschheit merklich geändert hat. Indessen sind von ihren Träumereien doch viele in die aufgeklärtesten Religionssisteme übergeschlichen, und die Weisen der Völker dürften noch viele Jahrhunderte hindurch damit zu schaffen haben, ehe sie sie alle auf die Seite räumen werden. Manche derselben haben ein so heiliges und verjährtes Ansehn erhalten, daß es jezt kaum noch gewagt werden dürfte, sie laut für Träumereien zu erklären. Die Weisen machen deshalb über dergleichen ganz den Weisen, und — flüstern sichs einander nur ins Ohr, daß es Träumereien sind; während daß das Volk noch steif und fest an ihnen hangt und in ihnen seine Ruhe und seine Seligkeit findet. Dis betraf die Schwärmer. — Nun muß ich Sie noch eine recht verabscheuungswürdige Art von Religionsstiftern, Religionslehrern, oder vielmehr Religionsverderbern kennen lehren, die man mit

dem Nahmen wirklicher Täuscher und Betrüger von Rechtswegen belegt. Diese fanden ihren Vortheil dabei, das Volk nie zu richtigen Einsichten über die Naturreligion kommen zu lassen, sondern in Dummheit und Aberglauben vorsätzlich zu erhalten. Da verfälschten sie denn die reinen Naturlehren, ersonnen selbst neue, die ihnen Ansehen, Gewalt und Gelderwerb verschaften, und schufen eine Menge von heiligen Aeusserlichkeiten, Gebräuchen und Gaukeleien, unter denen sich der gesunde Menschenverstand der Völker ganz verlohr. Nun, da sie die Völker erst abergläubisch und furchtsam gemacht und sie schier der Vernunft beraubt hatten, konnten sie mit ihnen machen, was sie wollten, tirannisirten über ihr Habe und Gut, über ihre Ruhe und Zufriedenheit, ja sogar über ihr Leben, und lachten darüber, daß es so viel Thoren gebe, die ihnen alle aufs Wort glaubten. Manche derselben gaben sich sogar auch für begeistert und von Gott gesandt aus, und täuschten vermöge ihrer bessern Kenntnisse der Kräfte der Natur den grossen Haufen mit erdichteten Wundern. In dieser entsetzlichen Lage sind noch viel Weltvölker. Ihre Fürsten wären allerdings die Einzigen, welche der ganzen Teufelei ein Ende machen könnten; aber entweder erzieht man diese selbst

nicht

nicht zu aufgeklärtern Einsichten, als ihre Völker haben, oder sie würden sich in Lebensgefahr wagen, wenn sie die Volkstäuschungen zerstören wollten, oder sie theilen sich wohl gar mit ihren Priestern in den reinen Gewinn des öffentlichunterstützten Aberglaubens und Volksbetrugs. Im leztern Fall lieben sie ihre Priester dafür und privilegiren sie recht feierlich dazu, das Volk dumm und furchtsam zu machen, um desto allumumschränkter über sie herrschen zu können. Bei vielen Religionssistemen ist es nicht das Interesse der Völker, sondern das Interesse der Fürsten und Priester, welches sie schuf und herrschend erhält. Selbst in mancher aufgeklärten Religion gibt es noch viel solchen Priestertrug. Man würde in selbiger auf der Stelle dis und jenes abändern, abschaffen, anders lehren und thun, wenn man nicht sähe, daß man dadurch offenbar seinen Pfaffenstolz kränkte, oder Sporteln und Accidenzien einbüßte. — — Nehmen Sie nun das alles zusammen, was ich Ihnen jezt von den Weisen, Schwärmern und Betrügern unter den Stiftern und Lehrern der Religionen erzählt habe; so werden Sie es höchstbegreiflich finden, wie im Grunde nur eine einzige Religion, die Naturreligion, sei, und wie dennoch so unzählichviel Reli-

gionssisteme auf dem Erdboden gefunden werden können. In diesen allen liegt die Naturreligion zum Grunde; und je mehr selbige durch ein Religionssistem hervorschimmert; desto ehrund liebenswürdiger ist dasselbe. Dasjenige Religionssistem, welches in diesen Gegenden des Erdbodens herrschend ist, heißt das christliche — das Christenthum. Der Stifter und Lehrer desselben war Jesus Christus, ein sehr merkwürdiger Mensch, der vor siebenzehn Jahrhunderten gelebt hat. Man hat noch verschiedene Lebensbeschreibungen von ihm, die uns ausserordentlich auf ihn aufmerksam machen, und worin grosse Sammlungen von dem, was er gesprochen haben soll, enthalten sind. Ich besitze sie, und es wird Ihnen nicht nur viel Freuden der Theilnehmung, sondern auch viel Erhebung des Herzens gewähren, dieselben zu lesen.

Theodor. (im vollen Affekt.) Ach dis Buch geben Sie mir doch ja! Dieser Mann hat wohl recht viel Gutes gestiftet?

Rothe. Ausserordentlich viel! Er hat das entschiedentste Verdienst um die Aufklärung des menschlichen Geschlechts; aber es ist ihm auch gegangen, wie es allen seinesgleichen geht. Er hat von den Feinden der Aufklärung unaussprechlich zu leiden gehabt, kurz gelebt und we-

nig eigentliche Erdenfreude genossen. Doch zu seinem Glük hatte er sich gleich anfangs so gesezt, daß er auf die irdischen Freuden gutwillig Verzicht that. In der bessern Welt wird er dafür überschwenglich viel Freude haben. — Nach allem dem, was wir von ihm wissen, daß er gesagt haben soll, hat er den grossen Vorzug vor allen andern Weisen, die seine Vorgänger waren, daß er sie an Gemeinnützigkeit übertraf, und daß er die Lehren der Natur, welche diese unter dunkeln Bildern dem Volke reichten, und nur ihren Vertrauten nach Art der Geheimnisse entkleideten und entzifferten, frei und öffentlich allen seinen Zeitgenossen ohne Bild und Hülle vortrug. Er hatte sie freilich auch von den Weisen gelernt und hernach in der Natur selbst weiter studirt; aber er machte es nicht so damit, wie diese, daß er sie an sich hielt, sondern er theilte sie allen und jeden mit, und hierdurch empfieng er mehr Werth und mehr Verdienst um die Aufklärung als sie sich insgesamt erworben hatten. Sein Religionssistem war ebenso auf Naturreligion erbauet, wie alle übrige; aber durch kein Religionssistem, das jemals herrschend geworden ist, blikt die Naturreligion so hell und lauter hindurch, als durch das seinige; dis

ist der sicherste Beweis, daß er weder Schwärmer noch Betrüger war, und dis ist auch zugleich der wahre Vorzug des Christenthums vor allen andern Religionssistemen des Erdbodens. Ich werde die übrigen Tage, welche wir hier noch auf dem Landhause zubringen, dazu anwenden, dis Ihnen recht deutlich zu beweisen. Sie müssen das christliche Religionssistem näher kennen lernen, als alle die übrigen, weil es dasjenige ist, wozu Sie sich in Zukunft äusserlich bekennen sollen; denn Landesverfassung und Landesreligion hangen zu genau an einander, als daß man der leztern seine Achtung versagen dürfte. Ich gesteh' auch frei, daß ich, wenn ich unter allen herrschenden Religionssistemen mir eins aussuchen sollte, zu dem ich mich bekennte, auf den heutigen Tag noch nach dem christlichen griffe; blos darum, weil in keinem andern so viel Naturreligion ist, als in diesem. Inzwischen bleiben Sie lebenslang im Herzen der reinen Naturreligion zugethan. Wer dis ist, der ist auch gewis nicht nur ein Christ, sondern auch der ersten Christen einer. Diese Art, sich wegen der Religion zu setzen, ist keineswegs Heuchelei oder gar Betrug; sie ist vielmehr diejenige, welche alle wahre und gutgesinnte Weise wählten, um die Pflicht

ihrer

ihrer eignen höchstmöglichsten Aufklärung mit der Pflicht der Schonung des unter ihrem Volke herrschenden Religionssistems zu verbinden. Ich will Ihnen auch vorläufig noch verschiednes hieher gehöriges sagen, worauf wir in Zukunft oft zurükkommen werden. Erstlich hat Jesus Christus, der Stifter des Christenthums, nie gesagt, daß er eine wirklichneue Religion lehre, und nie befohlen, daß man seinem Religionssistem einen besondern und neuen Nahmen geben solle. Seine Religion war nur in so fern neu, als sie gegen die, welche er unter seinem Volke fand, ganz ausserordentlich abstach. Im Grunde war sie aber die allerälteste, welche vor derjenigen, die sein Volk hatte, wie selbst die alten Urkunden desselben besagen, lange schon geglaubt worden war. Er wußte mehr, denn zu gut, daß es nur eine Religion gebe; — die Naturreligion. Diese fand er in der Religion seines Volks äusserst verunstaltet; so warf er das weg, was sie verunstaltete, stellte sie wieder her und stürzte das Religionssistem seines Volks, das ungeheuergros angewachsen war, auf die wenigen einfältigen Lehren derselben zurük; — dis war es, was er that... Bei jeder Gelegenheit wies er auf die Natur, als auf die Quelle, hin, aus der er seine Leh-

ren schöpft, erwies und bewies alles aus ihr, und verlangte ausdrüklich, daß die Menschen nach Anleitung der Natur über das, was er sagte, weiter nachdenken und der Natur nicht seinetwegen, sondern ihm der Natur wegen glauben sollten. Hieraus folgt, daß wir uns blos an die Naturreligion zu halten haben — daß dis eben die war, woran sich Jesus hielt und der er zugethan war — und daß der, wer sich an sie hält, eben das glaubt, was Jesus geglaubt und gelehret hat. Zweitens befand sich auch Jesus nicht in der Lage, daß er die Naturreligion ganz so rein und einfach, wie er sie selbst gewis nur glaubte, lehren konnte. Die allgemeine Ursache hiervon war die, daß er das Volk lehrte. Das Volk, der gröbere, ungebildetere Haufe oder Theil einer Nation, hat an der simpeln Naturreligion nie genug. Auch versteht und verträgt er die Lehren derselben ohne Bilder nicht. Auch muß man sich, wenn man sie ihm vorträgt, in seine Sprache stimmen. Daher wird es nie auf dem Erdboden ein Volksreligionssistem geben können, das weder mehr noch weniger, als pure, simple, unvermischte Naturreligion wäre. Das Christenthum, oder der Unterricht Jesu über die Religion konnte dis also auch nicht seyn,

weil

weil es Volksreligion seyn sollte. Hierdurch wird nun aber dem ausgebildeten Menschen die Freiheit nicht benommen, die Zusätze zur Naturreligion und die Vorstellungen derselben, deren er nicht bedarf, und die auch gar nicht seinetwegen, sondern des Volks wegen gemacht sind, aus dem in seinem Lande eingeführten Religionssistem für sich wegzulassen und dasselbe für sich auf die ursprüngliche reine Naturreligion zurükzubringen. Eine besondre Ursache aber noch, warum Jesus die Naturreligion nicht ganz so rein und simpel, wie er sie gewis selbst nur glaubte, lehren konnte, war dis, daß seine ganze Nation, nicht nur der gemeine Haufe derselben, sondern die ganze Nation dazu äusserst ungeschikt war. Sie war seither einem Religionssistem ergeben gewesen, welches unter allen Religionssistemen der Erde sich am allerweitesten von der Naturreligion entfernt hatte. Die ausführlichern Beweise hiervon sollen Sie hernach von mir hören. Ihre ganze Gottesverehrung z. E. bestand in lauter äusserlichen, wesenlosen Handlungen, die sie nach sehr pünktlichen Vorschriften verrichteten. Ist dis nicht aber recht das Gegentheil von der Gottesverehrung, die uns die Naturreligion vorschreibt? Nun entsteht die

grosse

grosse Frage, ob diese Nation den Sprung von dem allerunnatürlichsten Religionssistem zur ganz reinen Naturreligion würde ertragen haben . . . Unmöglich, Prinz! Hätte Jesus also diesen wagen wollen, so würde er gar nichts an ihr ausgerichtet haben. Sie war gar nicht vorbereitet dazu. Die damaligen Juden waren im ganzen genommen dumm und sklavisch. Zu viel Licht hätte sie geblendet; zu viel Freiheit im Denken auf einmal hätte sie ausgelassen gemacht. Auch waren sie an ihren alten Aberglauben, wobei ihre Priester, wie allenthalben, wacker ihre Rechnung fanden, zu sehr gewöhnt, als daß sie ihm einmal Dank dafür gewußt haben würden. Jesus leistete also an dem, was er noch für sie leistete, warlich noch unglaublichviel; es ist aber kein Zweifel, daß er, wenn er in unsern Tagen und unter uns lebte, wo Philosophie und Naturkunde die Köpfe aufgeklärt haben, noch weit mehr geleistet und die Naturreligion in noch weit höherer Reinigkeit gelehrt haben würde. Auch muß man von seinem gesammten Vortrage der Naturreligion die morgenländischen Abdrücke abrechnen, in denen er ebenfalls nicht gelehrt haben würde, wenn er in unsrer Erdgegend gelehrt hätte. Nun aber, wenn Je-

sus

sus beim Vortrage der Naturreligion nach seiner Nation sich richten müssen, was sollte uns behindern, das blos für seine Nation gehörige darinn als nicht für uns gehörig zu betrachten, und von der eigentlichen Naturreligion darinn abzusondern, die morgenländischen bildlichen Vorstellungen in abendländische deutliche zu verwandeln und überall die Naturreligion so zu glauben, wie er sie selbst geglaubt hat? Ist dis nicht vielmehr Pflicht für uns? Müssen wir nicht auf dem Wege der Aufklärung, den er einschlug, so weit fortzugehen suchen, als möglich? Müssen wir uns nicht freuen, wenn wir noch mehr Licht vertragen können, als seine Nation vertragen konnte? — Endlich, so ist es auch für jeden, der ein Weiser seyn will, darum nöthig, sich zwar äusserlich zu dem in seinem Lande herrschenden Christenthum zu bekennen, im Herzen aber der reinen Naturreligion anzuhangen, weil das Christenthum jezt das gar nicht mehr ist, was es war, da es Jesus lehrte. Sie werden erschrecken, wenn ich Ihnen in Zukunft beweisen werde, daß man jezt ganze Lehren für Christenthum ausgibt, an die Jesus mit keinem Wort gedacht hat, und daß man fast alle seine Lehren, die er wirklich gelehrt hat, jezt so vorträgt, daß sie seine

Lehren gar nicht mehr sind. Mithin bleibt dem, der sich nicht will vorsäzlich hinter das Licht führen lassen, nichts weiter übrig, als sich für sein Theil einzig und allein an die reine Naturreligion zu halten, weil er dabei am sichersten geht, und übrigens gegen die in seinem Lande herrschende Art von Christen, äusserlich Achtung zu bezeigen. — Mein Prinz, das Wort Christenthum war ursprünglich ein Wort, das nur eine Bedeutung hatte; nehmlich das Religionssistem Jesu. Jezt aber ist's ein Wort, das überaus viel verschiedne Religionssisteme andeutet, deren jedes für das wahre Religionssistem Jesu ausgegeben wird. Die Christen theilen sich nicht nur in viel grosse Partheien und Sekten, sondern jede dieser grössern Partheien theilt sich wieder in noch viel mehr kleinere, und am Ende glauben vielleicht nicht zwei Lehrer des Christenthums in allen Stücken einerlei. So steht die Sache des Christenthums, und warlich auf keinem kläglichern Fusse könnte sie stehen. Da streiten sie sich denn nun über das Christenthum und sind in ihren Gedanken doch alle die rechten Christen. Jesus hatte ihnen überhaupt alles Zanken verboten, und sie zanken sich sogar über ihn . . . Man könnte

mit

mit den Streitschriften über das Christenthum diesen Garten austäfeln, so gros er ist. Der Kluge macht mit keiner der verschiednen Partheien gemeinschaftliche Sache, sondern hält sich an das, was Naturreligion im Christenthum ist. Ueber dieses ist nie Streit entstanden. Es ist gewis kein Religionssistem in der Welt, das so ungeheuer viel Verfälschungen erlitten hat, als — das christliche. Das Unglück war dis — — sein Stifter war kaum todt, so fing man an seine Weisheit daran zu zeigen. Man machte Jagd auf Spitzfindigkeiten, warf unnütze Fragen auf, die nicht zur Sache gehörten, und flickte seine eignen Meinungen, die man aus seinem vorigen Religionssistem noch mitbrachte, hinein. Darüber ging der Lerm nun an. Einige seiner Freunde hatten den Juden, die Christen wurden, das Christenthum durch Anwendung jüdischer Vorstellungen begreiflich zu machen gesucht; diese Vorstellungen erklärte man hernach buchstäblich. Diejenigen, welche aus den philosophischen Schulen der Heiden zum Christenthum übergingen, suchten ihre gelehrte Schulsprache darauf anzuwenden. Man bemühte sich aus dem Christenthum ein künstliches Lehrgebäude zu machen, und nun ward der Lerm vollkommen. Man

ließ die Hauptsachen und stritt sich über Nebendinge. Jeder wollte Recht haben. Man hielt grosse Kirchenversammlungen, um zu entscheiden, was geglaubt werden sollte. Die klugen christlichen Lehrer wurden auf selbigen verketzert, und die dummen, welche jederzeit am besten schreien können, trugen den Sieg davon. Mancher verstand die Sprache nicht, in der das Grundbuch der Christen geschrieben war, und konnte es nur in einer fehlerhaften Uebersetzung lesen. Diese verleitete ihn, Lehren auszuhecken, welche nimmermehr zum Christenthum gehört hatten. Da wurden denn Glaubensbekenntnisse verfertigt, und wer sie nicht annahm, ward verfolgt. Ganz abscheulich haben die Christen selbst gegen sich untereinander gewüthet. Endlich kamen Stolz, Herrsch- und Habsucht der Priester hinzu und machten aus dem schönen, unschuldigen Christenthum eine recht verabscheuungswürdige Religion. Da traten einige Rechtschaffene auf und versuchten, das Gold des Christenthums wieder von seinen Schlacken zu reinigen und die ursprüngliche christliche Lehre wieder herzustellen. Aber theils hielten sie selbst wieder von den Schlacken noch manches für Gold; theils konnten sie sich nicht darüber vereinigen, was eigentlich beibehal-

behalten werden müsse; und so entstanden durch sie selbst, trotz ihrer gutgemeinten Bemühungen, neue Trennungen unter den Christen, die noch bis auf diesen Tag fortdauren. Das Volk selbst, welches zu den verschiedenen Partheien gehört, weiß eigentlich nichts von dem, worüber die Partheien streitig sind. Die Fehde ist blos Sache der Priester. Die klugen und gutgesinnten unter diesen begeben sich zwar des Streitens jetzt selbst bescheidentlich; aber der dummen und blinden Eiferer ist bei weitem unter ihnen noch die grössere Zahl. Diese sind eine ganz famöse Menschenrace, und man hat sich wohl vor ihnen in Acht zu nehmen. Im Grunde wissen sie selbst nicht, was sie wollen; sie schreien und toben aber, wenn man nicht ihrer Meinung ist, als wenn die Stadt im Brand stände. Das lustigste ist, ihre Sisteme zu lesen, welche sie über das Christenthum schreiben. Da ist erstlich so viel Gewäsche darin, das nicht den geringsten Nutzen hat; und wenn zweitens ihrer zehn von einer und eben derselben Parthie Sisteme schreiben, so ist keins davon mit dem andern völlig übereinstimmend. Unwissenheit, Faulheit, Stolz und Schlendrian verblenden sie, und sie können nichts weniger leiden, als — die Vernunft, weil ihnen diese bei jeder Ge-

legenheit widerspricht. Das beste ist, man läßt sie reden, schreien und schreiben, was sie wollen, und hält sich im Stillen an die Naturreligion, bei der man keines Priesters bedarf. Diese wird bleiben, so lange die Erde bleibt, und wird auch die einzige sichre Grundfeste seyn, auf der sich das Christenthum noch lange erhalten kann. Durch die immer mehr sich verbreitende Ausbildung der Vernunft scheint man endlich dem Zeitpunkt nahe gekommen zu seyn, wo man die hunderttausend Zusätze der hunderttausend spätern Lehrer des Christenthums von der ursprünglichen Christusreligion, die im Grunde nichts anders als — seinem Zeitalter und seiner Nation gemäs von Jesu vorgetragne Naturreligion war, nach einander wieder absondern und sie wieder zu ihrer ersten Einfalt und Lauterkeit zurückbringen wird, in der sie die Achtung und Liebe der Welt verdiente. Dieser glückselige Zeitpunkt, welchen der Haufe der blinden Eiferer noch immer weiter hinauszusetzen sucht, der aber dennoch endlich erscheinen muß, wird dem Christenthum die Würde wiedergeben, welche es seither in den Augen der Weisen verlohren hatte. Jesus hatte z. E. ausdrücklich die Meinung, welche unter seiner Nation herrschend war, daß, wer von Gott geliebt

seyn

seyn wollte, ein Jud seyn müßte, bestritten und gelehrt, daß jeder gute Mensch, der Gott nach der Natur erkenne und anbete, ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens sei. Diese Lehre verwandelte man in spätern Zeiten in den Glauben, daß nur die Christen von Gott geliebt würden, und daß man in keiner andern Religion selig werden könne, als in der ihrigen. Jesus hatte ferner z. E. die Meinung bekämpft, daß man, wenn man gefehlt habe, Gotte erst Opfer bringen und Thiere erst tödten müsse, wie die ältern Juden thaten, um von ihm Vergebung zu erlangen, und hatte blos gelehrt, daß man sich nur aufrichtig bessern müsse. Die spätern Lehrer der Christen kehrten dis um, machtens noch ärger, wie die Juden, die dem lieben Gott doch nur Thiere geschlachtet hatten, und sagten, daß Jesus selbst sogar habe geschlachtet werden müssen, um Gott mit uns auszusöhnen. Jesus hatte ferner z. E. ausdrücklich gelehrt, daß die Kinder unschuldig wären, und daß die Alten wieder so werden müßten, wie diese, wenn sie Gotte gefallen wollten. Ganz das Gegentheil hiervon lehrte man in spätern Zeiten und behauptete, daß die Kinder, so, wie sie gebohren würden, schon Bösewichter wä-

ren. Wie war es anders möglich, als daß sich gegen solche Sätze die gesunde menschliche Vernunft und das gute menschliche Herz empören mußte? Jedoch war dis alles nicht im Stande, jemals in den Augen der Weisen die Achtung zu vermindern, welche sie Jesu selbst schuldig waren. Was kann ein Erleuchter der Menschen dafür, wenn man nach Jahrhunderten seine Lehrsätze verunstaltet, unrichtig erklärt und noch unrichtiger aus ihnen folgert? Immer unterschied man daher zwischen dem ursprünglichen und zwischen dem spätern Christenthum, und hatte für jenes in derselben Masse Hochachtung, in welcher man dieses gar nicht für Christenthum erkannte. Und so werde, sei und bleibe auch Ihnen, Prinz, dieser Weise und Menschenfreund, Jesus, jederzeit ein Liebens- und Verehrungswürdiger? Sie sollen alles lesen, was er gesagt, gethan und gelitten haben soll, und dann wird Ihnen Ihr eigenes Herz das Zeugniß für ihn abdrängen, daß sein Karakter der ausgebildetste, sein Leben das schönste Ganze, sein Schicksal ein redender Beweis des künftigen Lebens, und seine Lehre so reine Naturreligion gewesen sei, wie sie jemals dem grossen Haufen vorgetragen zu werden gewagt werden durfte. Ein Mensch, der nach den Grundsätzen

und

und Beispielen dieses Naturweisen lebt, kann nicht anders als ein Liebling der Gottheit seyn, weil er sich dadurch zur Vollkommenheit der Menschheit aufschwingt; und eine ganze, wie er, gesinnte und lebende Gesellschaft von Menschen müßte ein Bild von der Gesellschaft der Vollendeten in jenem Leben, und ihre Glückseligkeit wahrer Vorgenuß der künftigen Seligkeit derselben seyn. Diese Seiten an Jesu werden es seyn, auf die ich Sie immer aufmerksam machen werde. Es gibt dann auch noch andre an ihm, mit welchen sich der unnachdenkendere Haufe jederzeit mehr beschäftigt und fast geblendet hat. Das, was von diesen eigentlich zu halten sei und was Jesus selbst davon gehalten habe, will ich Ihnen gelegentlich beim Lesen seines Lebens mittheilen. Es ist unleugbar, daß er allerlei Eignes, Ausgezeichnetes und Auffallendsonderbares an sich gehabt; es ist aber auch wahrscheinlich, daß manches Sonderbares an ihm von der Fantasie seiner Freunde noch vergrössert worden sei, und daß die überspannten Sagen davon hernach in seine Lebensbeschreibung, als ganz so, übergegangen sind. Der Nachdenkende in unsern Tagen verweilt bei dergleichen Sonderbarkeiten weniger, als bei den Schönheiten der Lehre und des Lebens Jesu. Er weiß

auch, daß jedem grossen und nicht alltäglichen Manne etwas dem ähnliches nachgesagt werde, und daß besonders das höhere Alterthum seinen Weisen dergleichen viel nachzusagen pflege. Sein Herz bedarf dessen nicht, um sich erst dadurch zur Achtung für Jesum bewegen zu lassen; sondern er liebt, ehrt und segnet Jesum schon darum zureichend, weil derselbe die Naturreligion vollständiger, reiner und populärer vorgetragen hat, als sie je ein Volkslehrer vortrug. — Noch muß ich Ihnen einen ganz entschiedenen Vorzug Jesu vor allen andern Religionsstiftern vorläufig bekannt machen, nemlich den — **daß er gar keine äusserlichen Gebräuche oder Cerimonien, gar keinen äusserlichen Gottesdienst verordnete.** Hieraus kann man augenscheinlich sehen, daß er einzig und allein der Naturreligion zugethan war, die, von aufgeklärter Vernunft geleitet, hievon nie etwas weiß. Alle die jezt im Christenthum befindlichen Aeusserlichkeiten, deren manche christliche Religionsparthei eine ganz ungeheure Zahl hat, sind Erfindungen späterer Zeiten, und zwar grösstentheils Erfindungen des Aberglaubens, der groben Sinnlichkeit, der Dummheit und des Priesterbetrugs. Auf das Gebet drang er allerdings bei jeder Gelegenheit;

heit; aber das ist kein äusserlicher Gebrauch, das war in seinen Augen die höchste Andacht, die Richtung der ganzen Seele auf Gott, wobei Händefalten, Kniebeugen, Himmelblicke, und Sprechen selbst nur zufällig und willkührlich sind, und gar keine Aeusserlichkeit nothwendig ist. Nur von zwei jezt durchgängig unter den Christen üblichen Cerimonien kann man sagen, daß Jesus den Ton dazu angegeben habe; ob man gleich in spätern Zeiten auch hierüber die Vorstellungen unendlich übertrieben hat. Er ließ nemlich alle die taufen, welche sich zu seiner Lehre bekannten; aber das war damals so üblich, daß die Leute, welche von einer Lehrart zur andern übergingen, durch die Taufe zum Uebergange eingeweiht wurden. Allein niemals hat er auch nur eine Silbe davon gesagt, daß diese Taufe geheime Kraft habe, auch kann man, aus dem wenigstens nicht, was er selbst darüber verordnet hat, nie beweisen, daß immer fortgetauft werden soll, wenn auch der Grosgrosvater schon ein Christ gewesen wäre, oder daß man gar Kinder taufen soll, weil es natürlich ist, daß eigentlich niemand ohne seinen Willen getauft werden sollte und daß ein Kind vom Christenthum noch gar nichts weiß, wenn man es schon darauf tauft. Und kurz vor

seinem Tode, als er zum letztenmal mit seinen Vertrauten zu Abend as, suchte er ihnen sein Andenken noch recht unvergeslich zu machen. Dis konnte er nun nicht besser, als — wenn er es genau an eine ihrer Handlungen knüpfte, die sie tagtäglich verrichten mußten. Also verband er sein Andenken mit Essen und Trinken, sagte ihnen, daß er aus Menschenliebe sterbe, dabei zerbrochen werden und sich verbluten werde, und bat sie, nie wieder Brod zu brechen und blutfarbnen Wein, der bei ihm zu Lande der Tischwein war, zu trinken — oder mit andern Worten — keine Mahlzeit jemals zu halten, — ohne an ihn und an seine Liebe zu denken. Daraus hat man in spätern Zeiten eine ganz ausserordentlichgeheimnisvolle Handlung gemacht, sie von den Mahlzeiten weg und in die Kirchen geführt und manche bis zur Unvernunft getriebene Vorstellung damit verknüpft; da es doch sonnenklar ist, daß er damit nichts weiter seinen Freunden habe sagen wollen, als — esset und trinket nie, ohne an mich zu denken; und da es auch ebenso historisch erwiesen ist, daß die ersten Christen nichts weiter dabei gedacht haben. Diese Handlung, Prinz, werden Sie auch zuweilen begehen müssen, und vielleicht bald zum erstenmal.

mal. Man kann dabei viele gute Gedanken haben, welche ich Ihnen zu seiner Zeit mittheilen will. — — Alles übrige, das Christenthum noch betreffende, wollen wir nun in diesen Tagen versprochenermassen nachholen. Ich schliesse unsre heutige Unterhaltung mit der wichtigen Folgerung, daß, wenn es um die Religion und ihre Geschichte so steht, wie ich Ihnen gezeigt habe, wir gegen alle die verschiedenen mehr oder weniger herrschenden Religionssisteme des Erdbodens tolerant seyn müssen. Sie sind im Grunde alle insgesamt nichts, als die einzige allgemeine Naturreligion, welche in ihnen bald reiner, bald vermischter, bald mit mehr, bald mit weniger Zusatz vorgetragen wird, und bald heller, bald dunkler durch sie hervorschimmert. Die Weisen haben unter allen Nationen einerlei Glauben, und überlassen die Verschiedenheiten der im Lande eingeführten Religionssisteme den Priestern, welche sie fortpflanzen. Das Volk selbst nimmt daran auch kaum einigen Antheil; es wäre denn, daß seine Priester es aufhetzten. Es begegne Ihnen also in Zukunft auf dem grossen Erdboden ein Mensch, wer da wolle, und man nenne ihn nach einer Religionsparthei, nach welcher man wolle; — so betrachten Sie ihn als ein

einen Verehrer desselben Gottes, und als einen Gleichunsterblichen, wie Sie. Er sei in Ihren Augen Ihr Verwandter, Ihr Bruder, Gegenstand Ihrer Liebe und Dienstfertigkeit; — er gehe übrigens in einen Tempel, in welchen er wolle, und beobachte heilige Gebräuche, welche er wolle! Nie lassen Sie sich in Fehden über Glaubensunterschiede ein; nie beunruhigen Sie einen Menschen in seinem Gottesdienst und in allem, was er dazu rechnet. Was jedem heilig ist, das lassen Sie ihm auch heilig und erwecken ihm nicht einmal Mistrauen darüber. Wir gehen alle aus einem Punkt aus, aus dem Glauben an ein höheres Wesen, und so verschiedene Wege wir auch hernach nehmen, werden wir doch alle wieder an einem Ziel zusammentreffen, nemlich in gereinigter, erhöheter Erkenntnis desselben. Glückselig sind wir alsdann hier schon vor andern, wenn unsere Erkenntnis Gottes hier schon reiner und erhabener ist, als die ihrige! Lassen Sie uns diese unsere Glückseligkeit im Stillen unter fortdauerndem Forschen nach Wahrheit und unter Preis des Ewigen geniessen, ohne andern Menschen dadurch Schmerzen zu verursachen!

Die Wisbegierde des Prinzen hatte heute überaus viel und überaus starke Nahrung bekom-

kommen. Auch simpathisirte sein wohlwollendes Herz ganz mit Rothens leztern Zusätzen über die Toleranz. Was Wunder also, daß er jezt an seinen Lehrer hinsank und ihm noch in jenem Leben den wärmsten Dank dafür versprach?

„Mein bester Hofrath, wie so glücklich mag ich nun vor tausendtausend Menschen seyn, daß ich gleich zu Anfang solche reine, edle Begriffe von der Religion bekommen habe, die mein Verstand so vollkommen billigt und in deren Glauben mein Herz sich so wohl befindet! Der Naturreligion sei ich nun geheiligt! Nichts soll mich von ihr trennen — nichts in ihr irre machen. Aber wie will ich nun auch in ihr fortgehen und in meiner Gotteserkenntnis zu wachsen suchen, bis das bessere Leben für mich angeht! Wenn ich denn dort an Weisheit und Tugend noch weit vollkommener werde, als ich hier jemals werden kann: so will ich Sie noch ewig dafür lieben und segnen, daß Sie es waren, der mich zu beiden hier anleitete und den Grund dazu in mir legte .... So sind Sie denn der Urheber meiner wahren Glückseligkeit — — o mein bester Freund! So sind mein Vater, meine Mutter und Sie die drei Menschen, welche mir mehr, als die ganze Welt, geworden sind!...

Rothe.

Rothe. (sehr gerührt.) O Prinz, Prinz — jezt fühle ich erst die grosse Würde derjenigen Bestimmung ganz, welche mir Ihr Vater durch Ihre Erziehung anwies! Ich hoffe viel, unaussprechlichviel von Ihnen. Der Ewige, den wir anbeten, wird mir den hohen Lohn gewähren, daß Sie meine Hofnungen noch übertreffen. Ich freue mich, wie ich mich über mein Daseyn freue, daß ich Ihr Erzieher geworden bin. Sie müssen auch einer der weisesten und edelsten Menschen werden. An dem Tage, wenn wir diesen Landsitz wieder verlassen, will ich Ihnen sagen, warum?

Rothe hielt sich mit Theodorn noch zwei ganze Wochen daselbst auf, während daß Fürst Adolf einen Tag um den andern sie besuchte und sie jederzeit noch heiterer verließ. In dieser Zeit füllte Rothe alle die Lücken aus, welche er vorhin noch in seinem Unterricht über das Christenthum gelassen hatte. Er bewies ihm nun ausführlicher, daß das Christenthum in seinem Innern weder mehr noch weniger, als die ursprüngliche Naturreligion sei, machte ihn mit dem Stifter desselben genauer bekannt, verglich den eigenen Vortrag desselben mit dem Vortrage der jetzigen Zeiten, zeigte ihm in der Kirchengeschichte den Ursprung und die Entstehungsart der wichtigern

Ab-

Abweichungen von dem erstern, sprach mit ihm über die Reformation des Christenthums, die ehemals angefangen worden und hernach wieder liegen geblieben wäre, schilderte ihm die gegenwärtige Lage des Christenthums im Deutschen Reiche, lehrte ihn die verschiedenen Lehrbegriffe der in demselben öffentlich geduldeten und nicht geduldeten christlichen Sekten kennen, und setzte ihn dadurch in den Stand, künftighin jede derselben reden, predigen, eifern und kontrovertiren zu hören, ohne daran Theil zu nehmen und ohne dadurch in seinem Glauben an die reine Naturreligion sich irre machen zu lassen. Thevdorn giengen nun erst recht die Augen auf. Die Eindrücke, welche dis alles auf ihn machte, bestanden darin, daß er anfangs über die zahllosen, mehrentheils unnützen und unbeträchtlichen Missverständnisse der Christen und über die daher entstandenen ins Grosse gehenden Trennungen erstaunte, hernach aber zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen alle und jede derselben sich hinneigte, bei welcher er nun auch auf sein ganzes Leben stehen blieb.

Rothe. (am lezten Abend.) Morgen wollen wir zurück nach der Residenz.

Theodor. Sie wollten mir ja erst noch sagen, warum ich einer der weisesten und besten Menschen werden müßte.

Rothe. Das soll morgen auch noch geschehen.

Theodorn war von dem Augenblick an die äusserste Erwartung anzusehen. Die ganze Nacht über schlief er wenig, und so oft Rothe wach war, hörte er ihn im Bette sich von einer Seite auf die andre werfen. Mit Anbruch des Tags sah er ihn recht inbrünstig sein Morgengebet verrichten. Als dis geschehen war, kleidete sich der Prinz schnell an und sah zum Fenster hinaus.

Theodor. Kommen Sie doch, Hofrath; die Sonne kommt sonst eher, als Sie.

Rothe. (der thut, als wenn er erst erwachte, und schnell aufsteht.) Das soll sie nicht, Prinz; hier bin ich.

Der Prinz drang in Rothen mehr, als jemals, die Morgenpromenade mit ihm im Garten zu machen.

Auf dem Altan konnte sich der Prinz nicht länger halten. „Nun, lieber, bester Hofrath, was

was wollten Sie mir sagen? Alle Menschen sollen ja suchen weise und gut zu werden; warum soll ich besonders einer der weisesten und besten zu werden suchen? O ich bitte Sie, sagen Sie mir es; ich habe die ganze Nacht darüber nicht schlafen können.

Rothe. (der nach der aufgehenden Sonne hinweißt.) Da sehen Sie das Bild, unter welchem die ganze Nation, die in diesen Gefilden hier unten wohnt, Sie jezt betrachtet . . .

Theodor. (erschrocken.) Mich?

Rothe. (mit Würde und Feierlichkeit.) Ja, Sie! — Ihren Vater betrachtet die Nation unter dem Bilde der Mittagssonne, die schon mehr nach Westen, als Osten hin schwebt. Sie aber unter dem Bilde der aufgehenden Sonne.

Theodor. (noch erstaunter.) Ach erklären Sie mir das!

Rothe. Prinz, ja; aber stimmen Sie dazu Ihre Seele in einen so frommen, heiligen Ernst, als stellten wir jezt eine der feierlichsten Religionsbetrachtungen, eine Betrachtung über Gott und Ewigkeit an. (sanft und würdig.) Mein mir so unaussprechlichlieber, ewigtheurer Prinz, Sie sollten nach meinem Plane eigentlich alsdann erst, wenn Sie funfzehn Jahr alt wären, die

bevorstehende und grösseste Entdeckung Ihres Lebens machen; aber weil Sie schon so ein vernünftiger und guter Mensch sind: so soll das der Lohn Ihres frühen und frommen Strebens nach Weisheit und Tugend seyn, daß Sie sie jezt schon machen. Die Sonne ist der Fürst des Lichts, der König des Tages; — alles, alles ist sie den Gefilden der Natur, wenn sie hoch am Mittagshimmel daher prangt, und Leben, Wärme, Fruchtbarkeit und Freude um sich her verbreitet. Ebenso hält ein Volk, wenn es einen weisen und guten Fürsten hat, denselben für die Sonne am Himmel seines Staats; weil ein weiser und guter Regent seinem Volke auch alles ist und Leben und Freude über selbiges verbreitet. Jezt ist in diesem Lande Ihr Vater Fürst; nach seinem Tode einst werden Sie es seyn . . . Das weiß dis Volk schon; darum sagte ich, daß es Sie unter dem Bilde der aufgehenden Sonne betrachte, und darum sagte ich noch vorher, daß Sie einer der weisesten und besten Menschen werden müßten.

Theodor. (über und über mit Feuer begossen.) Ich — Fürst? Ich — nach meines Vaters Tode einmal Fürst? Ich? — bester Hofrath, warum denn ich?

Ro-

Rothe. Darum — weil Ihr Vater Fürst ist . . .

Theodor. (mit niedergeschlagenen Augen.) Ach, ist denn das auch eine Ursache?

Rothe. (auf den dis erstaunende Eindrücke macht.) O Prinz — (breitet die Arme um Theodorn.) o mein bester Prinz. — — —

Theodor. (der sich noch gar nicht wieder besinnen kann.) Sagen Sie mir nur, wie ich darum soll Fürst werden, weil mein Vater Fürst ist . . . Folgt denn hieraus, daß ich mich auch dazu schicke? Des Präsidenten Fresdorf Sohn ward ja, wie sein Vater starb, auch nicht wieder Präsident? Ja, des Hofmahlers Schubert Sohn ward ja nicht einmal wieder Hofmahler? Erbt denn der Fürstenstand nur vor andern fort? Und wie kann er denn forterben? Sie haben mir ja gesagt, ein Fürst müßte einer der weisesten und besten im Lande seyn . . . können denn Weisheit und Tugend forterben? Man müßte ja doch wenigstens abwarten, ob ich auch so ein weiser und guter Mensch würde, wie mein Vater ist . . .

Rothe. Hier zu Lande ist es nun einmal so. Weisheit und Tugend erben freilich nicht fort, aber der Fürstenhut erbt fort.

Theodor. (theilnehmend.) Da mag ja wohl der Fürstenhut manchmal an Köpfe kommen, die — — — — o ihr armen Völker!

Rothe. (die Achseln zuckend.) Kann wohl seyn! — (küßt Theodorn.) Wenn Sie wüßten, Prinz, wie noch so unaussprechlichlieber ich Sie in diesem Augenblik gewonnen habe!!!

Theodor. (der hierauf gar nicht hört.) Sagen Sie mir nur — also wäre ich ein gebohrner Fürst?

Rothe. (gesezt.) Nicht anders!

Theodor. (unwillig.) O fi! — Hofrath, was haben Sie mir von den angebohrnen Vorzügen gesagt! — O fi! — da hab ich also einst schöne Ehre davon, daß ich Fürst werde!

Rothe. (gutherzig.) Das lassen Sie gut seyn, lieber Prinz; das ist nun einmal so. Freilich wenn Sie einst nichts weiter an sich aufzuweisen hätten, warum Sie Fürst würden, als — Ihre Geburt: so hätten Sie keine Ehre davon; aber werden Sie nur einer der weisesten und besten Menschen; so werden Sie, wenn Sie einst die Regierung antreten, als gebohrner Fürst um so mehr Ehre davon haben, wenn Ihr Volk sprechen wird — wir hätten ihn nicht besser wählen können, und

wenn wir auch im ganzen Lande das Aussuchen gehabt hätten. Wie schön klingt das für einen Vater, wenn seine Kinder, die auch den Mann als Vater annehmen mußten, welchen ihnen die Natur dazu gab, ihm das Zeugnis geben, daß sie sich unter allen Menschen, wenn sie noch die Wahl hätten, keinen andern zum Vater aussuchen würden, als ihn!

Theodor. (in liebenswürdigster Bescheidenheit.) Ich bin ja noch so jung; machen Sie doch nicht solche Vergleiche mit mir . . .

Rothe. Ich rede davon, was Sie in vielen Jahren seyn werden. — — Und nun sammlen Sie einmal wieder alle Ihre Aufmerksamkeit; ich will Ihnen etwas von der Entstehung der Fürsten überhaupt und von Entstehung der gebohrnen Fürsten besonders sagen. — — Fürsten entstanden, als die Menschen in grössern Gesellschaften bei einander zu leben anfingen. Vorher, als die Menschen nur familienweise noch beisammen wohnten, war der Vater in jeder Familie das natürliche Haupt. Dieser befahl, ordnete, richtete ein, änderte ab, schlichtete Streit und sezte durch sein Ansehen alles durch. Als nun aber mehrere Familien beisammen zu leben anfingen, bedurften sie ausser

jedem Familienhaupte auch noch ein allgemeines bürgerliches Haupt. Denn nun waren nicht nur in jeder Familie besonders, sondern auch für alle Familien zusammen gemeine Einrichtungen zu treffen; und nun entstanden nicht nur zwischen Glied und Glied einer und derselben Familie Streitigkeiten, sondern auch unter den verschiedenen Familien. Wer sollte diese gemeinschaftlichen Einrichtungen machen? Wer diese gemeinschaftlichen Streitigkeiten schlichten? Jedes einzelne Familienhaupt hatte dazu so viel Recht, als das andere. Eine Zeitlang mogten sie sich vielleicht noch durch gemeinschaftlichgepflogene Berathschlagungen vereinigen; in der Masse aber, wie sich die bei einander wohnenden Familien vermehrten, ward dis unmöglich. Je mehr Häupter, desto mehr Meinungen; je mehr Meinungen, desto schwerer ein gemeinsamer Rathschlus. In plözlich eintretenden Nothfällen, wo gleich nach gewissen festen Masregeln gemeinschaftlich ohne Zeitverlust gehandelt werden mußte, ward die Schwierigkeit desto dringender. Ueberhaupt läßt sich in grössern Gesellschaften keine Ordnung ohne Direktion denken. Da nun entstanden die Fürsten. So, wie seither die Glieder einer Familie sich nur unter ihrem gemeinschaftlichen Haupt, dem

Vater, vereinigt hatten, — ebenso mußten sich nun die verschiedenen Häupter der Familien unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt vereinigen. Dis ward der Fürst. Was dieser befahl, ward von den übrigen befolgt; dadurch entstand Ordnung in den Staaten. Wie er den Streit entschied, so war es allen recht; dadurch entstand Ruhe. Nun sind nur zwei Fälle denkbar. Entweder derjenige, welcher Oberhaupt, Vorsteher, Direktor oder Fürst einer grössern Gesellschaft ward, machte sich selbst dazu, oder er ward von den übrigen Familienhäuptern dazu gemacht. Ein dritter Fall würde freilich der seyn, anzunehmen, daß Gott die ersten Fürsten gemacht hätte; aber wie ich Ihnen schon gesagt habe, Gott thut nichts unmittelbar, und Erzählungen solcher Vorgänge gehören zu den frommen Erzählungen des Alterthums. Jezt ist ein dritter Fall da, — daß nehmlich die Fürsten in vielen Ländern gebohren werden; wo aber dieser Fall nicht ist, da macht Gott auch heut zu Tage die Fürsten nicht, sondern sie machen sich entweder selbst dazu, oder werden dazu gemacht. Und so ists zu allen Zeiten gewesen. Ich weiß es, daß man oft die Entstehung des Fürstenstandes für eine unmittelbare göttliche Eingebung ausgebe; aber wahrlich, wenn die

Fürsten sonst kein Ansehen hätten, als das, welches sie hiedurch erst erlangen sollten: so müßte ich sie bedauren. Und wenn vollends heut zu Tage ein gebohrner Fürst noch auf seine göttliche Einsetzung zum Fürsten provociren könnte: so würd' er wenigstens wider allen Sprachgebrauch und höchst uneigentlich reden. Das jüdische Volk hatte in seinen alten Urkunden eine Erzählung, daß selbiges, nachdem es lange unter der Regierung Gottes selbst gestanden, einen menschlichen König verlangt habe, damit es ihn sehen könnte, und daß Gott selbst ihm den ersten gegeben habe. Dieser soll nun zwar eines Kopfs länger gewesen seyn, als das ganze Volk, aber so lang er war, so ein schlechter Patron war er; und so sollte man denken, der gute, weise Gott hätte einem so grossen Volke wohl einen bessern König gegeben. Ueberhaupt mögen sich ja die Fürsten, wenn sie die göttliche Einsetzung ihres Standes darthun wollen, wenigstens auf diese Historie nicht berufen. Lesen Sie nur einmal, wie die ganze Königswahl den Juden widerrathen wird, und wie so recht handgreiflich da steht, daß sie sich durch einen König eine Ruthe bänden . . .

Hier zog Rothe das alte Testament aus der Tasche, und ließ den Prinz das achte Kapitel

aus

aus dem ersten Buche Samuels stükweise lesen. Vom eilften Vers an las er ihm selbst laut vor, und als er an die Worte im siebenzehnten kam — **ihr werdet eures Königs Knechte seyn** — rief er aus: wie ist es möglich, daß ein Fürst dieses Kapitel in der Bibel gelesen haben und von Saul her die göttliche Einsetzung seines Standes noch zu beweisen Lust haben könne?

Theodor. (seufzend.) Die armen Juden! So hatten sie sich ja erst recht ins Elend gestürzt, da sie sich retten wollten . . .

Rothe. Hören Sie nur! (Jezt las er dem Prinz 1 Kön. 12, 14. sehr vernehmlich vor.) Dennoch bin ich von ganzem Herzen der Meinung, daß dis nur von solchen schlechten Fürsten, wie Saul und Rehabeam waren, gelte. — Mithin müssen wir zu den beiden Sätzen zurük — entweder die ersten Fürsten haben sich selbst dazu gemacht, oder sie sind von der Gesellschaft, zu der sie gehörten, dazu gemacht worden. Im erstern Fall müßten sie sich durch ihre Stärke, Tapferkeit und Klugheit zu Oberhäuptern aufgeworfen haben, und so sieht man dennoch, daß glänzende Eigenschaften und Vorzüge dazu gehört hätten, wenn jemand hätte Fürst werden wollen. Indessen ist dieser Fall nicht denkbar. Jezt kann

ein Fürst wohl ein fremdes Land unterjochen, weil er grosse stehende Armeen hat, die alle, wie mit einer Hand, für ihn streiten, wenn er an ihrer Spitze steht; aber wie wollte damals ein einzelnes Familienhaupt sich durch Gewalt zum Oberhaupt aller der übrigen machen können, da die übrigen Familien zusammen weit stärker waren, als seine einzige? Wollte man sagen, er hätte unter diesen Anhang, und die mehrsten davon auf seiner Seite gehabt: so wäre dis ebensoviel gesagt, als daß ihn diese wirklich zum Fürsten über sich gemacht hätten, worauf die übrigen sich hätten unterwerfen müssen. Mithin bleibt immer nur der einzige Fall übrig, daß die ersten Fürsten gemacht worden sind. Dis ist auch der allernatürlichste. Der ewigen Streitigkeiten müde, wurden die Familienhäuser unter sich einig, alle zusammen den Antheil an oberster Gewalt, den sich seither jeder von ihnen angemaßt hatte, einem Einzigen zu übertragen, dessen Einrichtungen und Verordnungen in gewissen ihm gesezten Grenzen die übrigen gutheissen und dessen Aus- und Urtheilssprüchen die übrigen sich unterwerfen sollten. Die Obergewalt eines Fürsten ist ihm also von seinem Volke selbst übertragen worden, und ist auf den heutigen Tag noch nichts anders,

ders, als eine Komposition, ein zusammengesezтes Ganzes aus den tausend einzelnen Antheilen, welche die tausend Familienhäuser im Lande von gott- und rechtswegen daran haben und deren sie sich gutwillig und aus Liebe zu ihrer eignen Ruhe und Sicherheit begeben. Die öftere Beherzigung dieser sonnenklaren Wahrheit macht die Fürsten zu Edeln und zu Vätern; das stolze, undankbare Wegsehen darüber aber macht sie zu Tirannen und Skorpionen — wie dort geschrieben steht . . . Nun fragt sichs — wenn die gesammten Familienhäupter unter sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen Vorsteher der ganzen Gesellschaft, einen Fürsten wählten; welchen mögten sie wohl dazu nehmen? Blindzu haben sie gewis nicht gegriffen; dis ist wider die Natur der Sache. Nur auf den, der sich unter ihnen durch Tapferkeit, Muth und Entschlossenheit auszeichnete, der die klügsten Rathschlüsse gab, der seinem eignen Hauswesen am besten vorstand, und der die edelsten Handlungen verrichtete, konnte die freie Wahl fallen. In der Masse, in welcher sich die Menschheit mehr veredelte, aufgeklärter und gesitteter ward, that man nach und nach auf das Erfordernis der körperlichen Stärke und Tapferkeit Verzicht.

Muth

Muth und Entschlossenheit waren bei der Weisheit anzutreffen; edle Handlungen waren Kinder der Güte. Also war der **Wahlspruch** bei Fürstenwahlen bald dieser — **der Weiseste, der Beste ist Fürst!** Vielleicht, daß anfangs die Regierung wechselte, und in dem einen Jahre dieser, im andern jener Weise und Gute Fürst war. Vielleicht, daß sie auch einem ohne Wechsel überlassen ward; aber gewis war in diesem Falt die Bedingung dabei — es wäre denn, daß er unweise und schlecht würde. Hatten sich die übrigen in ihm betrogen, oder betrog er sie nun: so nahmen sie ihm ebenso natürlich sein Fürstenamt wieder ab, wie sie es ihm gegeben hatten, und trugen es einem andern auf, der es mehr verdiente. So entstanden die Fürsten, mein Prinz. Die Nothwendigkeit erschuf sie, und Weisheit und Tugend machten den Kandidaten zur Fürstenwürde. Jedes Volk, indem es sich einen Fürsten wählte, redete den künftigen Fürsten gleichsam also an: Wir glauben nun einmal, daß wir ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben müssen; und weil wir dich unter uns für den Weisesten und Besten erkennen: so sollst du die Ehre haben, unser Oberhaupt zu seyn; — doch nur so lan-

ge,

ge, als du dich bei uns in dem guten Kredit erhältst, in dem du jezt stehst . . . Was ist natürlicher, als zu glauben, daß sich die Völker die Freiheit vorbehielten, ihre Fürsten über wichtigere, das gemeine Wesen betreffende Handlungen derselben zur Verantwortung zu ziehen? Was aber auch natürlicher, als zu glauben, daß sie solchergestalt nicht nur trefliche Fürsten wählten, sondern auch trefliche Fürsten behielten? Einzelne Bürgerstimmen vermogten zwar nicht über diese zu entscheiden, denn wo hätte je ein Fürst gelebt, der es allen Unterthanen zu Danke machen können? Aber die Stimme der Nation entschied; auf diese mußten sie hören; gegen diese mußten sie sich rechtfertigen. So war die Fürstenwürde eine Würde, welcher nicht nur jeder, der sie empfing, werth seyn; sondern die er auch, wenn er sie schon lange bekleidete, täglich von neuem zu verdienen suchen mußte. Da sah man die Grenzen gezeichnet, welche die Vorrechte des Fürsten von den Gerechtsamen des Bürgers schieden; so, daß die einen so heilig und unverlezlich waren, als die andern, und daß weder jene noch diese überschritten werden durften, ohne daß der Ueberschreiter dadurch straffällig würde; und da —

da, mein Prinz, blühete der Völker Heil, und der Menschheit Sache stand auf einem schönen Fus. Aber wie haben sich in spätern Zeiten die Umstände verändert! Wie sind die Vorhersagungen des alten Politikers, welche ich Ihnen vorhin aus den jüdischen Urkunden vorlas, unter den Völkern so häufig bis auf den Buchstaben in Erfüllung gegangen! Glauben Sie nicht, daß ich die **Edlen** in irgend einem Stande der Welt verkenne; am wenigsten überseh' ich sie in dem **ersten** Stande. Sucht sie mein Herz **aus innerm Antrieb** irgendwo begierig auf; — schäzt, liebt, segnet es sie, weidet und entzükt es sich recht an ihnen: so geschieht es **beim Fürstenstande. Es gibt noch Edle genug unter den Fürsten**, denen man es laut sagen darf, daß sie es den Völkern zu danken haben, daß sie das sind, was sie sind, und daß alle ihre glänzenden Vorzüge nichts, als gutwillige, treuherzige Schenkungen sind, welche ihre Unterthanen an sie vermachten; — Fürsten, die es fühlen, daß einige ihrer unersättlichen Vorfahren das Gebiet dieser Schenkungen durch eigenmächtige Anmassungen unsäglich erweitert haben, und die daher oft im Gebrauch der leztern nachlassen; — Fürsten, deren Regiment dem Wesen eines Hausvaters ähnlich sieht; — Fürsten, die

ih-

ihren Unterthanen über jedes ihrer wichtigern Regierungsgeschäfte Rechenschaft schuldig zu seyn glauben; — Fürsten, die sich durch gegründete Vorstellungen zurechtweisen lassen, und wenn sie einmal geirrt haben, mehr Ehre darin suchen, ihren Irrthum zu gestehen, um ihn zu verbessern, als überwiesen davon dennoch in ihm zu beharren; — Fürsten, die jede Klage ihrer Unterthanen hören; — Fürsten, die sogar gegen sich selbst klagen lassen und — was noch mehr ist — sich Unrecht sprechen lassen, wenn sie Unrecht haben. Solche Fürsten gibt es noch. Ich geniesse die Freude, einige derselben zu kennen, und ihr Nahme ist mir heilig. Ihr eigner Vater, Prinz, ist ein solcher. Er hat glänzende Beispiele hievon gegeben; Beispiele, für die ihn die späteste Nachwelt noch lieben wird, und durch die er sich den Weg in den Tempel der schönen Unsterblichkeit gebahnt hat. Ich sage — der schönen; denn es gibt auch einen Tempel der schändlichen Unsterblichkeit, der leider von Statüen und Büsten schon ganz angefüllt ist, während daß in jenem noch immer viel leerer Platz blieb. Bis jezt, mein Prinz, haben Sie Ihren Vater blos als Vater und als Muster der Väter geschäzt und geliebt; nun sollen Sie ihn auch als Fürst

und

Muth und Entschlossenheit waren bei der Weisheit anzutreffen; edle Handlungen waren Kinder der Güte. Also war der **Wahlspruch bei Fürstenwahlen** bald dieser — **der Weiseste, der Beste ist Fürst!** Vielleicht, daß anfangs die Regierung wechselte, und in dem einen Jahre dieser, im andern jener Weise und Gute Fürst war. Vielleicht, daß sie auch einem ohne Wechsel überlassen ward; aber gewis war in diesem Falt die Bedingung dabei — es wäre denn, daß er unweise und schlecht würde. Hatten sich die übrigen in ihm betrogen, oder betrog er sie nun: so nahmen sie ihm ebenso natürlich sein Fürstenamt wieder ab, wie sie es ihm gegeben hatten, und trugen es einem andern auf, der es mehr verdiente. So entstanden die Fürsten, mein Prinz. Die Nothwendigkeit erschuf sie, und Weisheit und Tugend machten den Kandidaten zur Fürstenwürde. Jedes Volk, indem es sich einen Fürsten wählte, redete den künftigen Fürsten gleichsam also an: Wir glauben nun einmal, daß wir ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben müssen; und weil wir dich unter uns für den Weisesten und Besten erkennen: so sollst du die Ehre haben, unser Oberhaupt zu seyn; — doch nur so lan-

ge,

ge, als du dich bei uns in dem guten Kredit erhältst, in dem du jezt stehst . . . Was ist natürlicher, als zu glauben, daß sich die Völker die Freiheit vorbehielten, ihre Fürsten über wichtigere, das gemeine Wesen betreffende Handlungen derselben zur Verantwortung zu ziehen? Was aber auch natürlicher, als zu glauben, daß sie solchergestalt nicht nur trefliche Fürsten wählten, sondern auch trefliche Fürsten behielten? Einzelne Bürgerstimmen vermogten zwar nicht über diese zu entscheiden, denn wo hätte je ein Fürst gelebt, der es allen Unterthanen zu Danke machen können? Aber die Stimme der Nation entschied; auf diese mußten sie hören; gegen diese mußten sie sich rechtfertigen. So war die Fürstenwürde eine Würde, welcher nicht nur jeder, der sie empfing, werth seyn; sondern die er auch, wenn er sie schon lange bekleidete, täglich von neuem zu verdienen suchen mußte. Da sah man die Grenzen gezeichnet, welche die Vorrechte des Fürsten von den Gerechtsamen des Bürgers schieden; so, daß die einen so heilig und unverlezlich waren, als die andern, und daß weder jene noch diese überschritten werden durften, ohne daß der Uebers-

schreiter dadurch straffällig würde; und da —

da, mein Prinz, blühete der Völker Heil, und der Menschheit Sache stand auf einem schönen Fus. Aber wie haben sich in spätern Zeiten die Umstände verändert! Wie sind die Vorhersagungen des alten Politikers, welche ich Ihnen vorhin aus den jüdischen Urkunden vorlas, unter den Völkern so häufig bis auf den Buchstaben in Erfüllung gegangen! Glauben Sie nicht, daß ich die **Edlen** in irgend einem Stande der Welt verkenne; am wenigsten überseh' ich sie in dem **ersten** Stande. Sucht sie mein Herz aus innerm Antrieb irgendwo begierig auf; — schäzt, liebt, segnet es sie, weidet und entzükt es sich recht an ihnen: so geschieht es beim Fürstenstande. Es gibt noch Edle genug unter den Fürsten, denen man es laut sagen darf, daß sie es den Völkern zu danken haben, daß sie das sind, was sie sind, und daß alle ihre glänzenden Vorzüge nichts, als gutwillige, treuherzige Schenkungen sind, welche ihre Unterthanen an sie vermachten; — Fürsten, die es fühlen, daß einige ihrer unersättlichen Vorfahren das Gebiet dieser Schenkungen durch eigenmächtige Anmassungen unsäglich erweitert haben, und die daher oft im Gebrauch der leztern nachlassen; — Fürsten, deren Regiment dem Wesen eines Hausvaters ähnlich sieht; — Fürsten, die ih-

ihren Unterthanen über jedes ihrer wichtigern Regierungsgeschäfte Rechenschaft schuldig zu seyn glauben; — Fürsten, die sich durch gegründete Vorstellungen zurechtweisen lassen, und wenn sie einmal geirrt haben, mehr Ehre darin suchen, ihren Irrthum zu gestehen, um ihn zu verbessern, als überwiesen davon dennoch in ihm zu beharren; — Fürsten, die jede Klage ihrer Unterthanen hören; — Fürsten, die sogar gegen sich selbst klagen lassen und — was noch mehr ist — sich Unrecht sprechen lassen, wenn sie Unrecht haben. Solche Fürsten gibt es noch. Ich genieſſe die Freude, einige derselben zu kennen, und ihr Nahme ist mir heilig. Ihr eigner Vater, Prinz, ist ein solcher. Er hat glänzende Beispiele hievon gegeben; Beispiele, für die ihn die späteste Nachwelt noch lieben wird, und durch die er sich den Weg in den Tempel der schönen Unsterblichkeit gebahnt hat. Ich sage — der schönen; denn es gibt auch einen Tempel der schändlichen Unsterblichkeit, der leider von Statüen und Büsten schon ganz angefüllt ist, während daß in jenem noch immer viel leerer Platz blieb. Bis jezt, mein Prinz, haben Sie Ihren Vater blos als Vater und als Muster der Väter geschäzt und geliebt; nun sollen Sie ihn auch als Fürst

und als Muster der Fürsten schätzen und lieben lernen. Er hat z. E. während seiner Regierung viel drückende Abgaben aufgehoben, von denen er geradezu bekannt machte, daß die Härte seiner Vorfahren sie ersonnen habe, weil ihre Verschwendungen sie nothwendig gemacht hätten. Er hat mehr denn einmal den Zustand seiner Finanzen öffentlich drucken lassen; damit jeder Unterthan sähe, wie stark seine jährlichen Revenüen wären und wie er sie anwende. Er hat bei seiner eignen Kammer gegen sich klagen lassen. Es ward den Bauern befohlen, daß sie es thun mußten; und damit diese nicht etwa dächten, daß ihnen nur Sand damit in die Augen gestreut werde, durfte seine Kammer nicht entscheiden, sondern mußte die Sachen nach auswärtigem Urtheil verschicken. Ja, als er einmal in einem dieser Fälle glaubte, daß eine gewisse Juristenfakultät dem Despotismus ein Kompliment gemacht und ihm blos darum das Recht zuerkannt habe, weil er Fürst sei, verwarf er ihr Urtheil und ließ von seinen eignen Geheimenräthen seinen Bauern Recht sprechen. Das ist etwas gewöhnliches, daß er nach reifen Ueberlegungen mit seinen Ministern, gehabte Vorsätze ändert; und das ist etwas Alltägliches, daß jeder Unterthan vor ihn selbst kommen kann, wie

und

und wenn er will. Sehen Sie, das ist ein Fürst, und so müssen Fürsten seyn. O mögten sie alle so seyn! Von den verstorbenen Fürsten gibt die Geschichte die beste Auskunft, welche kein Blat vor den Mund zu nehmen pflegt; von den noch lebenden sagt es der Anblick ihrer Länder und Völker, wer sie sind. Wenn Sie nun wacker Geschichte studiren werden: so werden sie bald sehen, wie es um die verstorbenen Fürsten stehe. Wir werden aber auch reisen; und dann — dann, Prinz, sollen Sie mit eignen Augen sehen, was es um die noch lebenden für eine Bewandnis habe. Das Gegenbild Ihres Vaters sind solche Fürsten, die es ganz und gar zu vergessen scheinen, was sie seyn sollen und wer sie dazu gemacht habe; und die es für ein Majestätsverbrechen halten würden, wenn man ihnen sagte, daß sie an sich um nichts mehr sind, als andre Menschen, und daß sie das mehr, was sie nun sind, ihren Unterthanen zu danken haben. Diese spotten über die Entstehungsart ihrer Würde, wie ich sie beschrieben habe, als über eine Volksschimäre, und leiten ihren Ursprung lieber von Saul her, aber — daher kommts denn auch, daß sie leibhaftige Saule sind. Sagte ihnen ein Unterthan, daß sie schuldig wären, ihrem Volke

von der Verwaltung ihrer Regierungsgeschäfte Rechenschaft zu geben: so liessen sie ihm wohl den Kopf vor die Füsse legen. Statt Väter zu seyn, sind sie Tyrannen, erscheinen nicht unter dem Bilde der Sonne, sondern unter dem Bilde des Skorpions, und statt ihre Räthe zu hören, wenn diese Rath geben, befehlen sie willkührlich und machen ihre Räthe nur zu den Vollstreckern ihrer unabänderlichen Ordren und zu den ersten Vögten im Lande. Sie verschwenden, der eine so, der andre anders, pressen, um dis ausführen zu können, den Unterthanen durch neue Auflagen den Schweis aus der Haut, das Blut aus den Adern, das Mark aus den Gebeinen und die Lebensgeister aus den Nerven, und schreiben dabei getrost über jedes deshalb ergehende Reskript — Von Gottes Gnaden wir Hans, Kaspar, Balthasar; und sollten vielmehr schreiben — Zum Fluch der Welt wir Balthasar, Kaspar, Hans ꝛc. — Ah! wie empört sich die Menschheit gegen sie! Wahrlich, Prinz, es ist ein entsetzlicher Gedanke, und ich kenne keinen so entsetzlichen weiter, als der ist, — Tausende, oder gar Zehentausende, oder gar HUNDERTTAUSENDE durch einen Einzigen leiden zu sehen... Davon ist hier die Rede nicht, daß der Bürger

z. E.

z. E. das Holz, das Gott im benachbarten Walde für ihn wachsen läßt, weil er sonst im Winter umkommen würde, seinem Fürsten erst abkaufen muß; auch davon nicht, daß der Krautgärtner den Hasen, welcher sich in seinem Kohl gros und fett frißt, wenn er ihn hernach verzehren will, seinem Fürsten erst bezahlen muß; auch davon nicht, daß der Bauer die Eicheln, welche auf seinem Acker gewachsen sind, seinem Fürsten erst abpachten muß! u. s. f. Das sind alles Kleinigkeiten. — Aber das ist schrecklich, und das denken Sie sich einmal recht — wenn ein Fürst mit seinen Unterthanen schaltet und waltet wie er will, und sein Volk wie einen Haufen Zug- und Lastvieh betrachtet, die er umhertreiben und quälen kann, wie es ihm einfällt — wenn darüber das eine Geschlecht hinstirbt, das andre seines Daseins bewußt wird — wenn jenes sterbend noch und dieses lebenslang über ihn schreiet, und wenn die Söhne wie die Väter, und die Enkel wie die Grosväter seufzen: wir könnten alle, alle glücklich seyn, wenn ein einziger Mann es wollte — der Mann, dem es Schuldigkeit war, uns glücklich zu machen . . . Bey dem allmächtigen Gott, da schaudert die Haut. Es ist wahrlich nicht genug, daß man sagt, ein solcher Fürst

werde dies einmal schwer zu verantworten haben. Das glaube ich selbst; — aber was ist den armen leidenden Unterthanen damit geholfen, jezt damit geholfen? Jezt sollte man ihn darüber zur Verantwortung fordern, — hiermit wäre seinem Volke geholfen. Aber — da liegt der Fehler . . . Das Fürstenwesen ist ja doch auch ein Amt. Jeder, wer ein Amt hat, ist dem gemeinen Wesen Rechenschaft davon schuldig; denn das Wohl des Volks beruht auf redliche Abwartung seiner öffentlichen Aemter. Je wichtiger das Amt ist, desto grössern Schaden stiftet dir schlechte Verwaltung desselben. Ein Fürst ist also vor allen andern dem gemeinen Wesen Rede uvd Antwort schuldig. So war es sonst. Hatte da ein Volk einen schlechten Fürsten — das heißt, hatte es sich in der Wahl seines Fürsten geirrt, oder verschlimmerte er sich während seiner Regierung, so hieß es — wir wollen dich nicht mehr. Aber wo ist jezt in diesem Welttheil ein Volk, das so sprechen darf? Und was für grausenerregendes Blutvergiessen würde es kosten, wenn irgendwo ein Volk so spräche! Weg ist also der Grundsaz — wer Fürst bleiben will, muß suchen der Weiseste und Beste zu bleiben. Ja, weg ist auch sogar der Grundsaz,

saz — wer Fürst werden will, muß suchen vorher sich als den Weisesten und Besten zu zeigen. Die Fürsten werden jezt gebohren. Ueber diesen Punkt, Prin;, müssen Sie Ihren Vater einmal sprechen hören. Er ist ja doch auch selbst Fürst; aber wahrlich man mögte vor seinem vortreflichen Herzen auf die Kniee fallen, wenn er hierüber zu reden anfängt. Sie selbst haben mir vorhin schon hinlänglich zu erkennen gegeben, daß Sie die Wahrheit alles dessen fühlen, was er darüber sagt, ohne ihn noch darüber einmal reden gehört zu haben. Gewis hat es die Menschheit gut damit gemeint, als die Fürstenwürde erblich ward. Was hilft aber hiebei das Gutmeinen? Gutmeinen ist nicht immer rechtmeinen, und noch weniger immer klugmeinen. Ja, gut hat es die Menschheit allerdings gemeint mit der Nachwelt der Fürsten, aber nicht mit der Nachwelt der Völker. Nun sind aber die Völker nicht der Fürsten wegen da, sondern die Fürsten der Völker wegen. Mit diesen also hätte es vorzüglich gut gemeint werden sollen. Da sizt und seufzt nun ein Volk, wenn es auch einen guten Fürsten hat, furchtsam erwartend — — ach, wenn nur der Sohn auch so wird! Müßte sein Nachfolger nicht gerade sein Sohn seyn, so

könnten wir unbekümmerter leben . . . Und hat es gar einen schlechten Fürsten, was muß es nicht von seinem Sohne fürchten, der nun obendrein noch schlecht erzogen wird und das Beyspiel seines Vaters täglich vor Augen hat! Daß die Fürstenwürde erblich ward — — allenthalben ist sie es nicht, und die Völker, unter welchen sie es nicht ist, kann man unter diejenigen rechnen, denen die Augen früher aufgingen — erkläre ich mir ganz natürlich so. — — Während der Regierung schlechter Fürsten ward sie es gewis nicht; dafür wollte ich mit Leib und Seele stehen. Unter einem sehr weisen und edlen Fürsten aber konnten besonders zwei Vorstellungsarten sein Volk leicht dazu geneigt machen. „Welch ein wackrer, braver Mann ist unser Fürst — dachte da etwa ein solches Volk. Daß er dis ward, dafür haben wir ihn belohnt, indem wir ihn zu unserm Fürsten machten. Wie belohnen wir ihn aber dafür, daß er es blieb? Dadurch — daß er auch unser Fürst bleibt? Dis ist zu wenig. Er thut uns gutes nach seinem Tode noch in den herrlichsten Anstalten, welche er getroffen hat; so müssen wir ihm auch nach seinem Tode noch dafür lohnen. Wie

können wir dis aber? — Siehe, er hat einen Sohn. Was wir diesem thun, wird er als sich selbst gethan, betrachten. Wir wollen ihm also das Recht zugestehn, seinen Sohn für seinen Nachfolger zu erklären.“ Oder ein solches Volk dachte auch wohl so: Unser Fürst ist so ein lieber Fürst. Sollte sein Sohn nicht seine Gesinnungen haben? Das Fürstenwesen versteht keiner besser, als der Fürst. Wer kann es andre besser lehren, als er? Wen wird er es lieber lehren, als seinen Sohn? Wie können wir sicherer gehen, als wenn wir ihm sagen, du sollst in deinem Sohn deinen Nachfolger erblicken? Wie wird er alsdann machen, daß sein Sohn nach seinem Tode seinen Platz ganz ausfülle, und daß wir ihn, den Vater, kaum vermissen! Der Vater hat so nützliche Anstalten für uns getroffen; von wem können wir wohl erwarten, daß er diese eifriger fortsezen werde, als von seinem Sohn? Und wollte er dis auch nicht aus Liebe für uns thun, so wird er es doch aus Achtung für seinen Vater thun; — er wird ja den Vater nicht fallen lassen . . .“ Ein Paar Gedankengänge, die anfangs zwar richtig zu seyn schienen, durch

die

die sich aber die Völker hrnach in der wirklichen Erfahrung oft gar jämmerlich getäuscht gefunden haben! Der Dank, welchen auf der einen Seite die Völker ihren guten Fürsten dadurch brachten, daß sie seine Würde auf seine Familie erben liessen, war offenbar zu gros und zu gewagt; und derjenige, welchem dieser Dank zuerst gebracht ward, hätte ihn gar nicht einmal annehmen, sondern den Bringern zurufen sollen: „Ihr meinet es gut; aber übertreibet es nicht damit! Alles hat sein Maas; auch der Dank gegen Fürsten muß es haben. Ihr vergebet der Nachwelt ein Recht, worüber ihr gar nicht zu disponiren habt. Wollt ihr meinen Sohn zu meinem Nachfolger haben, so wartet erst, bis ich todt bin, und — untersuchet alsdann, ob er der sei, der er seyn soll. Kein Vater kann ganz für seinen Sohn stehen; — übereilet euch nicht. Wie könnte euch so ein Weg immer glücken? Hernach aber wird ein Muß daraus werden; und wie wollt ihr euch dann helfen?“ — — Das Zutrauen, welches die Völker auf der andern Seite zu den Söhnen ihrer Fürsten hatten, ist ihnen auch oft jämmerlich fehlgeschlagen, wenn sie sehen mußten, daß die Söhne hernach grade das Gegentheil von dem thaten,

was die Väter gethan hatten, und daß sie wohl den Antritt ihrer Regierung recht bemerklich dadurch zu machen suchten, daß sie die Werke, welche die Väter aufgeführt hatten, wieder zerstörten . . . So, wie die Sache nun liegt, müssen die Völker die Fürsten nehmen, wie sie ihnen gebohren werden. Das haben die Vorfahren angerichtet. Stirbt der männliche Stamm ihrer Fürsten aus: so müssen sie es sich gefallen lassen, daß sie als Erbe an andre Fürsten kommen, die sie gar nichts angehen, und die nicht einmal zu ihrer Nation gehören. Eine grössere Demüthigung, dünkt mich, konnte den Völkern nicht wiederfahren, als diese. Ja wohl gar zertheilt und zerstükt wird alsdann ein Land, dem die Natur doch das unabzuleugnende Recht gegeben hatte, sich seines eigenen Fürsten zu freuen. O wehe, wehe der Vorwelt, daß sie so an den Urenkeln gehandelt hat! Und wenn jenes auch nicht der Fall würde, bedenken Sie nur diesen einzigen Saz — Sonst mußte man schlechterdings der Weiseste und Beste im Volke seyn, wenn man Fürst desselben werden wollte — jezt aber kann man der Unwissendste und Schlechteste im ganzen Volk seyn, und wird doch Fürst, sobald der

Vater es nur ist und man entweder sein einziger Sohn oder unter seinen Söhnen der erste ward . . . Nun denken Sie sich den Fall hinzu — — er ist ja doch möglich, sehr leicht möglich — — daß einem Erbprinz von Kindesgebeinen an vorgeschwatzt werde, daß er auch ein regierender Herr werde — — denken Sie sich, daß ihm darüber der Stolz in den Kopf, in den Bauch und allenthalben hin fahre — — denken Sie sich, daß er nun nichts lernen zu dürfen glaube, weil er doch einmal Fürst werden müsse — — denken Sie sich, daß er auf die Meinung gerathe, seinen Leidenschaften desto ungebundener den Zügel lassen zu dürfen, weil er dis werde — — denken Sie sich, daß er, wenn er zur Regierung kommt, ohne eigne Wissenschaft sei und alles seinen Räthen überlassen müsse, die hernach thun können, wie Sie wollen — — denken Sie sich, daß er alsdann, wenn er Regent ist und von seinen Lastern geredet wird, sich mit seinen Hauptwachen, Vogteien und Zuchthäusern tröste, die für die Raisonneurs in Bereitschaft stehen — — — — Prinz, wie wird Ihnen dabei zu Muthe???

Theodor. (niedergeschlagen.) O ich wollte, daß ich nimmermehr ein gebohrner Fürst wäre . . .

Rothe. Nicht so, mein Prinz! Erwägen Sie einmal, wie viel Sie einst dadurch werden Gutes stiften können, daß Sie dis sind! Erwägen Sie, wie Sie selbst durch Beglückung so vieler andern der glükseligste Mensch nun werden können! Preisen Sie also die Gottheit für Ihre Bestimmung, welche Ihnen Ihre Geburt schon gab.

Theodor. Aber ich hätte ja doch auch wohl einmal Fürst werden können, wenn ich recht sehr weise und recht sehr gut geworden wäre! Und so wäre es ja doch schlechterdings besser gewesen.

Rothe. Prinz, dis ist nun einmal hier zu Lande der Weg nicht mehr, auf dem man Fürst werden kann. Hier muß man schon dazu gebohren seyn. Und da Sie dis sind, so freuen Sie sich dessen. Thun Sie aber, als wären Sie nicht dazu gebohren. Stellen Sie sich immer vor, als müßten Sie sich durch Erlangung recht hoher Weisheit und Tugend erst noch den Weg zur Fürstenwürde bahnen. So haben Sie nicht nur davon, daß Sie Ihre künftige Bestimmung in der menschlichen Gesellschaft schon vorherwissen, den Vortheil, daß Sie sich desto würdiger auf selbige vorbereiten können; sondern Ihr Vaterland wird Sie auch einst ebensogern

zum Fürsten annehmen, als wenn es Sie aus allen seinen Bürgern selbst dazu erwählt hätte. Dann werden Sie einst als Fürst den Vorzug vor vielen andern Ihresgleichen haben, daß Sie Fürst aus beiden Ursachen sind, und daß nicht nur Ihre Geburt Ihnen dazu die Gerechtsame, sondern Ihr eigener innerer Werth Ihnen noch weit gültigere gab. O mein Prinz, welch eine Laufbahn, die Ihnen das Schikfal öfnet! Wahrlich, es ist die erhabenste Bestimmung auf dem Erdboden, der Vorsteher eines ganzen Volks zu seyn! O daß Sie in diesen Augenblicken von der Würde derselben recht durchdrungen werden mögten! Nicht nur herzugehen vor Zwanzigtausenden oder Hunderttausenden, oder in der Mitte unter ihnen zu stehen — nicht nur Erster von ihnen allen genannt, gerufen, gegrüßt zu werden — — sondern auch bei jeder Handlung des Lebens sich zuzurufen: „sieh, diese alle sehen auf dich und machens, wie du," — bei jeder öffentlichen Noth sie sich gleichsam anreden zu hören: „konntest du ihr nicht vorbeugen? so tritt nun wenigstens herzu und hilf sie erträglich machen" — bei jedem Urtheil, das gesprochen wird, in sich selbst denken: „wenn unrecht geurtheilt wird, so kommt die Schuld davon auf

dich" — bei jeder Anstalt, die für den Staat getroffen wird, die schiklichsten Mittel zu wählen — jedem Unschuldigen Stütze zu seyn — jedes einzelne Verdienst nach Würden zu schäzen — auf jedes schlechten Unterthanen Besserung bedacht zu seyn — zu strafen, ohne grausam zu werden — zu verzeihen, ohne die Rechte des Dritten zu verletzen — wirklich und ganz der Erste im Lande und allen den zwanzigtausend und hunderttausend gerechter Regent, guter Vater zu seyn — — — o Prinz, Prinz, welch ein unaussprechlich vielumfassender Beruf! — Wann kann ein Fürst glauben, demselben völlig genug gethan zu haben! Aber — ihn auch nach allen seinen Kräften und auf das möglichste erfüllen — — welch ein glorreiches Leben, welch ein menschliches Daseyn, das seinesgleichen weiter nicht hat! Prinz, hiezu sind Sie berufen. Abstrahiren Sie jezt von Ihrer Jugend. Sie sind noch nicht Fürst; aber Sie werden es einst werden. O verdienen Sie es erst zu werden! Bei der Weisheit und bei dem Edelmuth Ihres Vaters — bei jeder schönen, göttlichen Handlung, die er ausübte — — verdienen Sie es, seinen Hut einst aufzusezen, wenn er ihn von sich legt! So werden Sie diesem Lande werden, was die

Sonne der Erde ist. Ich habe Ihnen gesagt, daß die Sonne für uns das schönste Bild Gottes sei — — halten Sie es nicht für Unterthanenschmeichelei, wenn ein Fürst auch mit der Sonne verglichen wird. Ein Fürst soll Gottes Bild an sich tragen, und ein guter Fürst ist nach der Sonne das schönste Bild Gottes, oder das zweite Bild Gottes auf Erden . . .

Theodor. (in der liebenswürdigsten Seelenstimmung.) Wie mir sei, das kann ich gar nicht sagen. Ich wag' es kaum, davon zu reden, daß ich einmal Fürst werden soll . . . Ich bin ja noch so ein junger, ganz verdienstloser Mensch . . .

Rothe. (ihm die Hand reichend.) Von tausend andern Menschen weiß oft keiner seine Bestimmung vorher. Sie aber wissen die Ihrige. Freilich haben Sie noch keine Verdienste, und würden sich selbst beschimpfen, wenn Sie sich auf Ihre Bestimmung etwas einbilden wollten. Des Sklaven Kind ist ein gebohrner Sklav — des Fürsten einziger oder erster Sohn ein gebohrner Fürst . . . Dis ist der wahre Gesichtspunkt, aus dem wir alles, was sich von der Geburt herschreibt, betrachten sollen. Aber desto besser, daß Sie,

wenn

wenn Sie jezt noch kein Verdienst haben, doch schon Ihre grosse Bestimmung wissen; so werden Sie sich nun recht viel Verdienste zu erwerben suchen. Ein Verdienst haben Sie aber doch schon, liebster Prinz; das müssen Sie auch nicht verkennen. Was man hat, das darf man sich anmassen. Dis ist Ihr gutes Herz — — —

Theodor. (eifrig.) Ja mein Herz — bester Hofrath, was mein Herz betrift — — (schlägt sich vors Herz) dis Herz ist gut! Darin ist Raum für zehnmal mehr Menschen, als mein Vater im ganzen Lande hat. Wenns damit ausgerichtet wäre, so wollte ich heute schon Fürst werden können. Ich wollte den Nackenden meinen Rock geben und in blossen Armen gehen, und wollte nicht eher essen, bis die Hungrigen alle satt wären; — das können Sie mir glauben.

Rothe. (der ihm beide Hände reicht.) Und eben dis gute Herz ist die Grundlage zu einem braven Fürsten. Nun müssen Sie Ihren Verstand recht aufklären, damit Ihr Herz an ihm einen weisen und sichern Führer habe. — Bei allem meinen seitherigen Unterricht nahm ich zwar Rükficht auf Ihre künftige Bestimmung; aber ich mußte ihn doch immer als für einen Menschen einrichten, der zwar Fürst wer-

werden soll, aber noch nichts davon weiß. Von nun an kann ich grade zu Werke gehen und über alles, wovon wir reden, im unmittelbaren Bezug auf Ihre künftige Fürstenwürde sprechen. — — Jezt, Prinz, stehen wir also am grossen Scheidewege Ihrer Erziehung. Fahren Sie fort, so lehrbegierig und wacker als Jüngling zu seyn, wie Sie seither als Knabe waren; so werden Sie einst als Mann die Hofnungen der Nation erfüllen.

Theodor. (recht zuversichtlich auf sich selbst.) Sie sollen es sehen — ja, Sie sollen es sehen, daß ich nun um so mehr erst recht weise und gut zu werden suchen will . . . (umarmt Rothen lange.)

Rothe. Unsre Geschäfte sind nun hier vollbracht. Wir wollen zurük zur Residenz. Gehen Sie noch einmal im Garten umher. Ich und Schmidt wollen unterdessen einpacken. Adieu, ihr schönen Gefilde hier umher — — Adieu, Ihr Höhen und Thäler, ihr Wälder und Wiesen! Segne Sie, o Morgensonne — — segne sie, o Vater der Sonne!

Rothe schwenkte seinen Hut dreimal, als sie vom Altan giengen; Theodor aber drükte

den

den seinigen tief in die Augen, um seine Thränen zu verbergen. Er durchging nochmals einen grossen Theil des Gartens und verweilte dankbar an allen den Orten, wo Rothe mit ihm über die erhabensten Gegenstände der Religion sich unterhalten hatte. Als Rothe ihn zur Abreise rief, sprach er — dieser Garten soll für mich der liebste Garten im ganzen Lande und in der ganzen Welt bleiben, und da oben auf dem Altan wollen wir nach vielen Jahren noch allemal an diesem Tage und zu eben dieser Stunde wieder seyn.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820

Theodor's Glücklicher Morgen

Bd.: 1

Frankfurt ; Leipzig (1794)

P.o.germ. 1384 v-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120248-8
VD18 90421671